

**DIE GESCHICHTE  
PETERSENS**

LEBEN UND REISEN EINES FORSCHERS

VON

~~HEILMANN-PETERSEN~~

*Ferdinand*

KOMMISSIONSVERLAG HALDIMANN & CO.  
BASEL

## INHALTSVERZEICHNIS

I. Aus alten Zeiten . . . . .	15
II. Mutterliebe . . . . .	21
III. Studentenzeit . . . . .	31
IV. Ausgewandert . . . . .	38
V. Bange Stunden . . . . .	50
VI. Eifersucht . . . . .	63
VII. Folgschwerer Entschluß . . . . .	88
VIII. Ein Stammhaus . . . . .	113
IX. Aufschwung . . . . .	122
X. Fuchsin . . . . .	131
XI. Die Rheinlehne . . . . .	139
XII. Wandlungen . . . . .	151
XIII. In Rußland . . . . .	173
XIV. Millionenvermögen . . . . .	185
XV. Auf dem Ozean . . . . .	196
XVI. Urwald . . . . .	211
XVII. Frohes und Trauriges . . . . .	230
XVIII. Sorgen . . . . .	246
XIX. Krankheit . . . . .	254
XX. Das Ende . . . . .	261
XXI. Ausklang . . . . .	265
Anhang	

## EINLEITUNG

Das letztmal als ich in Paris war, brachte es der Zufall mit sich, daß ich auf dem Place de la Madeleine das zum Andenken an Lavoisier erinnernde Denkmal mit der ihn als Begründer der modernen Chemie bezeichnenden Inschrift und den Jahreszahlen 1773—1794 näher betrachtete.

Unweit von mir, vor der am Sockel des Denkmals angebrachten Bronze-Relieftafel, auf der Lavoisier in seinem Laboratorium inmitten von Retorten, Schmelztiiegeln, Öfen, Gebläsen, Mörsern — hinter ihm eine Präzisionswaage — dargestellt war, murmelte wie zu sich selbst redend ein älterer Herr: «Im Jahre siebzehnhundertvierundneunzig wurde er hingerichtet.»

Halblaut fügte ich hinzu: «Dies war während der damaligen Schreckenherrschaft das traurige Los vieler.»

Sich mir zuwendend erwiderte jener Herr: «Ein Abgeordneter hatte eingewandt, man solle ihn schonen, weil er ein Gelehrter sei, jedoch ging der schaurige Robespierre hierauf nicht ein, entgegnete, wir brauchen keine Gelehrten. Lavoisier hatte ermittelt und nachgewiesen, was das Feuer ist, den Schleier von einem den Menschen unerklärlich gebliebenem Geheimnis gehoben, den Sauerstoff der Luft als erstes chemisches Element erkannt, und sie haben ihn enthauptet.»

Wir kamen ins Gespräch, gingen plaudernd längs der vielsäuligen, im Stil griechischer Tempel gebauten

Madeleine-Kirche der Place de la Concorde zu, an dem auf ihr errichteten, stolz über zwanzig Meter hochragenden ägyptischen Obelisken, der «Nadel der Kleopatra», vorbei und die sanft ansteigende Avenue des Champs-Élysées weiter.

Mein Begleiter erzählte, daß er früher viele Jahre in der Farbenindustrie, zuletzt in einer großen Glycosefabrik als Betriebschemiker gearbeitet und daß sich seine Voreltern seit Generationen, ihr Sinnen und Streben auf Überwinden der Schwierigkeiten gerichtet, ebenfalls chemisch betätigt hatten.

«Laut dem ‚Chémi‘ betitelten Manuskript, von dem die Ausdrücke Chemie, Chemiker, Alchimisten herühren, hätten Engel den Menschen die Geheimnisse der Natur beigebracht», bemerkte er lächelnd. «Aus den in der Pariser Nationalbibliothek verwahrten Teilen des im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem griechischen Alchimisten Zosime geschriebenen Buch ist deutlich erkennbar, daß er und seine Kollegen ihr Wissen, ihre Kunst, ihren Glauben als an Göttliches grenzend betrachteten. Eigentümlichkeiten ihrer Sprache sind in den Episteln St. Pauls nachweisbar. In den alchimistischen Werken ist ein wenig von allem zu finden: Lehren über die Erscheinungen beim Verdampfen des ‚himmlischen‘ Wassers, über den ‚Stein der Weisen‘, über Alaun, Phosphorgewinnung, Goldfabrikation, Kalkbrennerei — „der ‚Geist des Feuers‘ verbindet sich mit dem Stein“, wird erklärt. Ich glaube, man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Namen der in jenen Schriften genannten Engel die Namen von Chemikern sind, die Hervorragendes geleistet hatten, von ihren Zeit-

genossen besonders geehrt, später als höhere Wesen betrachtet wurden und aus denen die Sage himmlische Gestalten schuf.»

«Solches war, nachdem den Chimären der Chemiker alter Zeiten ein Ende gemacht worden, nicht mehr zu erwarten», erwiderte ich auf meines Begleiters Erklärungen.

«Allerdings,» antwortete er, «denn außer Pharmazeuten, Fabrikanten chemischer Produkte, einigen wenigen Gelehrten befaßte sich kaum jemand mit Chemie. Nachdem Justus Liebig, in Gießen als Professor tätig, sie den Gewerben dienstbar gemacht, wurde es damit anders, sie erhielt erhöhte Bedeutung, und noch größere Beachtung und Bedeutung erlangte sie, nachdem die Farbenindustrie entstanden war.»

«Wie entstand diese?»

«Für die Beantwortung dieser Frage muß nach fünf verschiedenen Ländern geblickt werden. Der erste jemals entdeckte chemisch erzeugte Farbstoff, das schöne rote Färbungen gebende Murexid, wurde im Jahre 1786 von dem berühmten schwedischen Pharmazeuten Scheele, dem von allen Chemikern seines Jahrhunderts die meisten Erfindungen und Entdeckungen verdankt werden, aus Alloxantin erhalten. Um 1834 erzeugte der deutsche Professor Runge, technischer Leiter des Oranienburger Werkes der ‚Königlichen Seehandlungsgesellschaft‘, aus Teerderivaten Farben oder Farbreaktionen. Der Verwendung dieser Entdeckungen standen jedoch derart Schwierigkeiten entgegen, daß ihre Entdecker und lange Zeit auch andere sie nicht verwerteten. Auch nachdem der französische Färbereibesitzer Guinon

im Jahr 1849 die gelbfärbende, aus Teerphenol erhältliche Pittrinsäure in seiner Färberei verwendet hatte, versuchte immer noch niemand, weder diesen noch irgendeinen andern künstlich erzeugbaren Farbstoff zum Verkauf an andere zu gewinnen. Erst nachdem im Jahr 1851 unerwartet, überraschend mit Murexid gefärbte Stoffmuster im Handel erschienen, wurde es damit anders. Das Auftauchen dieser veranlaßte die Gründung eines Werkes zur Fabrikation von Murexid. Damit entstand die Industrie chemisch erzeugter Farben.»

«Wem war dieses Auftauchen zu verdanken?»

«Einem früheren Schüler Liebigs, Dr. Friedrich Sacc, einem schweizerischen Chemiker, der in Gießen studiert, ein von Liebig zur Gewinnung von Murexid ausgearbeitetes Verfahren kennengelernt und, in eine Färberei eingetreten, da versucht hatte, Murexid zum Färben von Faserstoffen zu verwenden. So sehr dieses bei dem damaligen Stand der Färbereiwissenschaft schwierig war, ist es ihm dennoch gelungen. Wer dergleichen nicht mitgemacht hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung von der erhebenden Genugtuung und Freude machen, die Chemiker erfüllen, wenn sie ein Resultat, wonach sie auf Überlegungen, Schlüssen fußend geforscht, sich durch experimentellen Versuch verwirklichen sehen. Die Ergebnisse, die Dr. Sacc erhalten, hatten zur Folge, daß, wie die von manchen großen Firmen zur Verwendung von Murexid erworbenen Patente und die sehr umfangreichen Arbeiten namhafter Chemiker über die Eigenschaften und die Verwendung von Murexid zeigen, eine große Zahl Fachmänner, namentlich in Frank-

reich und in England, ihre Aufmerksamkeit diesem Produkt und damit der neuen Industrie zuwandten. Die mit dem Murexid erreichten Erfolge zeigten die Vorteile, die künstlich erzeugte Farbstoffe bringen können, und veranlaßten, nach andern solchen zu suchen. Farbstoffe wurden erfunden. Von dem Farbengebiet griff das Erfinden auf das Gebiet der Medizin, der Chirurgie, der Sprengstoffe, der Textilien und einer Reihe anderer der Menschheit nützlichen Gebiete über. Die Folgen, die das Entstehen der Farbenindustrie hatte, sind derart bedeutend, daß sie heute kaum mehr zu ermessen sind, dennoch denkt kaum jemand mehr an ihren Urheber. Mit seinen Zeitgenossen war es anders. Sie haben das von Dr. Sacc Geleistete gewürdigt. Professor Bolley hob in einer Veröffentlichung über die chemischen Errungenschaften jener Zeiten ausdrücklich «das Verdienst» des Dr. Sacc hervor. Und der für die Anilin- und Anilinfarben-Erzeugung berühmte, bahnbrechende Professor August Wilhelm Hofmann wies in einer Veröffentlichung, in der er die Anfänge der Farbenindustrie darlegte, auf Dr. Sacc als den Ersten, der einen künstlich erzeugten Farbstoff verwendete, hin. Wenn heute im Strudel des Voraneilens, im Wulst des Vielen, wozu die Farbenindustrie geführt hat, kaum irgend jemand mehr an ihren Urheber denkt, so bleibt dennoch feststehend und ist jederzeit nachweisbar, daß Dr. Sacc das Entstehen der Farbenindustrie, einer Industrie, die heute in Industrieländern Hunderttausenden einträgliche Arbeit gibt und in der außer Farben unzählige andere wertvolle Produkte hervorgehen, veranlaßt hat.»

Ich fragte den mit Begeisterung Erzählenden: «Wo entstand sie denn?»

«In Frankreich. Ein nach Frankreich gekommener, ebenfalls früherer Schüler Liebigs, Ferdinand Petersen, veranlaßt durch das von Dr. Sacc Gezeigte und getrieben durch die Macht der Liebe zu einem im heimeligen elterlichen Haus erzogenen jungen Mädchen, gründete, um seine materielle Lage zu verbessern, ein Werk zur Erzeugung von Murexid zum Verkauf an andere. Es war das erste jemals zur Erzeugung eines Farbstoffs gegründete Werk und ein Patent, das er hierauf für ein besonders günstiges Verfahren zur Erzeugung dieses Farbstoffes erwarb, ist das erste aller zur Gewinnung eines Farbstoffes jemals erteilte Patent.»

Ich war erstaunt. Das mir Erzählte klang wie eine ersonnene Geschichte und war dennoch lebenswahr, voll lebendiger Gestalten. Der Erzähler hatte auf meine Fragen Quellen genannt, in denen die Richtigkeit des von ihm Gesagten nachgewiesen werden konnte.

Auf der breiten Mittelallee der Avenue rasten Autos, unter den Bäumen der Gartenanlagen spielten friedlich von ihren Müttern oder von Dienstmädchen bewachte Kinder, elegante Spaziergänger gingen an uns vorbei, weit vor uns am Ende der Avenue ragte, sich träumerisch vom rotgoldenen Abendhimmel abhebend, der an napoleonische Zeiten erinnernde, riesige Triumphbogen hoch empor. Das tiefe Dunkelgrün der Baumkronen, das frische Hellgrün der Wiesen, der Farbenrausch der Blumenbeete, flammendes Scharlach von Rosen, sattes Gelb von Tulpen, leuch-

tendes Violett der Iris, brachten meine Gedanken auf die der jungfräulichen Zartheit der Blumen nicht oder kaum mehr nachstehenden Pracht der heutzutage von Menschenhand gewonnenen Farben.

Mein Begleiter hatte meine Neugierde erweckt. Es war angenehm, ihm zuzuhören. Wir waren vor einem großen Kaffee der Avenue angelangt. Ich bat ihn, mit mir einzutreten, hoffend, von ihm weiteres vom Leben, Lieben, Wirken, Wagen des Mannes zu erfahren, den Fügungen des Schicksals mit dem Ursprung der glanzvollsten aller Industrien verbunden hatten. Hier erzählte er mir von ihm mannigfaches, sprach von Ländern, in denen er gewesen, schilderte dessen Erfolge, herbe Rückschläge, Liebeserlebnisse, sprach von dessen sehnsüchtigem Streben, von erfreulichem Aufschwung und Blüte, von Wellen der Weltgeschichte, die darüber fegten, erwähnte, wie er sich abgemüht, in glänzende, auch in verzweifelte Lagen gekommen war, sich wieder emporgearbeitet, Haupt einer zahlreichen Familie geworden, beschrieb das Heranreifen seiner Kinder, ihre Umwelt, ihre Charaktere, auch Einzelheiten und Erlebnisse von ihnen.

Es war spät geworden. In dem Kaffee hatte man begonnen, die Tische abzuräumen. So gerne ich dem Erzähler länger gelauscht hätte, die Zeit zum Aufbruch war gekommen. Darauf hinweisend bemerkte ich: «Der außerordentlich bewegte Lebenslauf des Mannes, von dem Sie mir erzählten, ist zu einem kultur-historischen Roman gewordene Wirklichkeit. Seine mit dem Entstehen einer der großartigsten Industrien und mit weltgeschichtlichen Ereignissen eng verbundene, oder an solche erinnernde Lebensge-

schichte würde, wenn ins helle Licht gebracht, sicherlich manchem willkommen sein. Wir könnten sie gemeinsam schreiben, wenn Sie die Hand hierzu bieten wollen.»

Mein Gast sah schweigend vor sich hin. Ein bitterer Zug umspielte seine Lippen, als er mir antwortete: «Das Ende habe ich Ihnen noch nicht erzählt.» Dann fügte er nachdenklich hinzu: «Seiner Geschichte sollte, wenn auch nur kurz gehalten, die Geschichte seiner Voreltern vorangestellt werden. Es würde damit ein Einblick in das allmähliche Entstehen und Emporkommen der neuzeitigen Chemie und des Siegeslaufes der chemischen Industrie gegeben.»

Diese Antwort betrachtete ich als Einwilligung in meinen Vorschlag und erwiderte: «Wir werden ihnen einige der Anfangsseiten widmen.»

Hierauf vereinbarten wir, uns zur Ausführung meines Vorschlages wieder zu treffen und traten den Heimweg an.

AUS ALTEN ZEITEN

Es war noch die gute alte Zeit, Beginn des technischen Zeitalters, um 1770, die Zeit der großen Entdeckungen. Was die Chemie eigentlich ist, was Elektrizität, was Luftlehre, die genialen Verbesserungen an der Dampfmaschine, Länder, Inseln, der australische Kontinent, dies alles wurde damals entdeckt, hatte jedoch noch nicht die altgewohnte Lebensweise zu wandeln begonnen.

Weit hinten im Tal der Wupper, im schönen Laichlingen, fand die Vermählung von Peter und Margareta statt. Die Alten unter den Hochzeitsgästen, die würdigen, sorgenbeschwerten Herren, Meister von Verdienst und Rang, sprachen bei diesem Anlaß von früheren Jahren, vom Krieg, der jahrelang gedauert, von grauenhaftem Elend. Sie schilderten, wie Gewerbe und Handel darniederlagen und es endlich Friede wurde — glückliche Wendung: die guten Gepflogenheiten und Gesetze kamen wieder zur Geltung.

Sie sprachen von noch früheren Zeiten, von dem Niedergang, welcher der ersten Spekulationsära großen Stils gefolgt war, von der phantastischen Gründertätigkeit, die besonders in England lange andauerte. Sie hatten sie noch in Erinnerung. Gesellschaften waren entstanden zur Verwandlung von Silber in Gold, Betreibung eines Perpetuum mobile. Handel mit Menschenhaaren, Heilung von Krankheiten, dies konnte nicht so bald vergessen werden.

Auch an Versicherungsprojekten hatte es nicht gefehlt — Versicherung gegen die Folgen des Alkoholtrinkens, Versicherung jungfräulicher Unschuld, Versicherung gegen Lügen.

«Nie wird es wieder Gründungsfieber wie damals geben,» meinte einer der Betagten.

\*

Die Neuvermählten hatten keinen großen Aufwand gewollt. Peter hatte jedoch nicht anders gekonnt, als außer vielen Verwandten und Freunden in Elberfeld, wo er zu Hause war, auch solche aus dem Hessischen, woher er stammte, einzuladen.

Kindersegen blieb nicht lange aus und der Umstand, daß Peter und seine Frau sonderliche, zu Scherzen, Spott und Witzen Anlaß gebende Familiennamen trugen — er war ein Krimmelbein und sie von Haus aus eine Lausberg —, bewirkten, daß sie dem Sohn, den sie ein Jahr nach der Trauung bekamen, einen besonders schönen Vornamen gaben, sie ließen ihn Gottlieb taufen. Einer Tochter, die vier Jahre später hinzukam, gaben sie den Vornamen Gertrud. Die Tochter des 1620 in Darmstadt getrauten Valentin Krümmelbein war auch so genannt worden. Das Festhalten an bestimmte Familiennamen hat das Gute, daß es die Zugehörigkeit erkennen hilft. Es besteht daher auch kein Zweifel, dass Vallten Krümmelbein, der 1550 in Kassel in die Bürgerschaft aufgenommen wurde, Valentins Großvater war, denn Vallten ist die Abkürzung von Valentin.

Ob Krümmel-, Krümmel- oder Krimmelbein, oder Krömmelbein, wie der Name auch geschrieben oder

wie er ausgesprochen werden mag, die ihn trugen stammten aus Oberhessen, waren ein und desselben Geschlechtes und Nachkommen eines Ahnherren, der ein krummes Bein, wenn nicht gar zwei krumme Beine hatte, in Oberhessen hauste, als dort noch Urwälder waren, und dessen Sippe zu den Katten, später Hessen genannt, Kern der saalischen Franken, gehörte. Sie waren des Stammes, von dem Teile nach Gallien ausgesandt wurden, mit den römischen Feldherren gegen Feinde kämpften, das Frankenreich gründeten und aus deren Reihen die Könige Frankreichs hervorgingen.

\*

Peters Geschäft war im Gedeihen und dieses Gedeihen war derart, daß er einen Teil seines Geschäfts, den Handel mit Chemikalien, Drogen, Garnen, seinem Sohn Gottlieb, als dieser kaum siebzehnjährig war, überließ und dieser sich schon, als er zwanzig Jahre alt geworden, mit der von ihm geliebten Gisbertina verheiratet konnte.

Von Anbeginn war er in der glücklichen Lage, weit mehr als das für die täglichen Bedürfnisse Nötige beizubringen und dementsprechend hielt er auch auf elegantes Äußeres. Seine Zopfperücke war neuester Mode gemäß, aus der Tasche seiner seidenen Weste quoll ein schwer goldener Uhrbrelock mit rotem Siegelstein. Er führte als Wappensiegel Stern und Sparren, golden auf schwarzem Schild. Ein älteres Wappen, das des Krömmelbein, der zu mittelalterlichen Zeiten Schultheiß zu Ohmen in Oberhessen war, zeigte einen Mann mit Heidenkappe, der mit ge-



spreizten Beinen dasteht, — bemerkenswert ist, daß es nicht etwa krumme, sondern sehr gerade Beine sind.

\*

Die von Lavoisier während über zwanzig Jahren mit sinnreichen, von ihm erdachten Apparaten, Instrumenten und Waagen ausgeführten, 1779 mit der Veröffentlichung seiner Elementarlehre beendeten Studien, hatten den alten, gelehrten phlogistischen Theorien über das, was Feuer und Flamme sind, ein jähes Ende gemacht, die Chemie in neue Bahnen geleitet und damit der Erzeugung chemischer Produkte mächtigen Antrieb gegeben.

Gottlieb begann damals in seinen Lagerräumen einzelne Chemikalien zu erzeugen. Wenn dieses nicht als Fabrikation bezeichnet werden konnte, so war es doch ein Anfang dazu. Es half mit, seine Stellung zu heben.

Er und seine Frau lebten sorgenlos, dennoch ärgerte etwas unaufhörlich die feinfühlende, bedacht-same Gisbertina: ihr war der absonderliche Name Krimmelbein zuwider. So sehr dieser Name in hohem Ansehen stand, empfand sie es dennoch peinlich, ihn, sowie die Klagen ihres Söhnchens Ferdinand, den seine Kameraden wegen des Namens Krimmelbein foppten, immer wieder hören zu müssen. Den Einflüssen jener Tage vermochte sie sich nicht zu entziehen. Sie wirkten unaufhaltsam auf sie ein. Wozu ihre Abneigung gegen jenen Namen geführt hat, werden wir später sehen.

\*

Die Jahreswende hatte den Revolutionen und Kriegen ein Ende gebracht, Friede war gekommen und

damit auch geschäftlicher Aufschwung, der zu bedeutenden Gründungen geführt hatte. In Deutschland waren die «Königliche Seehandlungssocietät», die «Rheinisch-Westfälische Kompagnie», der «Deutsch-Amerikanische Bergwerksverein» entstanden, in Holland war die alte, 1595 mit Hoheitsrechten ermächtigte, bankrott erklärte «Niederländisch-Ostindische Handelsgesellschaft» neu gestaltet, in England die als Aktiengesellschaft gegründete, mit Konzessionen des Großmogools ausgestattete «Britisch-Indische Chartered-Co.» in neue Form gebracht worden. Die Unternehmungen jener Zeiten brachten Gewinne, einzelne aber auch Verluste. Gottlieb war von solchen nicht verschont geblieben, aber stetig, selbstsicher, ähnlich dem Manne, der seinen in einer Mulde gelegenen Acker weiter pflügte, während Geschosse über ihn sausten, war er seiner Arbeit ruhig weiter nachgegangen und zu ansehnlichem Vermögen gelangt.

\*

Sein Sohn Ferdinand hatte Chemie von einem im väterlichen Geschäft tätigen Chemiker<sup>1</sup> erlernt. Diese Wissenschaft war nur wenigen bekannt und wurde in den Schulen nicht gelernt. Während den ersten Dezenien des Jahrhunderts war noch an keiner Universität

<sup>1</sup> Männer, die chemische Produkte herzustellen und zu analysieren wußten, wurden Chemiker genannt. Gelehrte, die sich mit Chemie beschäftigten, wurden als Philosophen und ihre Arbeit als chemische Philosophie bezeichnet. Mitte des Jahrhunderts noch wurde gelegentlich der Londoner Weltausstellung von 1851 hervorgehoben, daß «die chemischen und pharmazeutischen Produkte bewiesen, mit welcher zunehmenden Aufmerksamkeit sich die Chemiker für die Fabrikation und die Gelehrten für die Anwendung chemischer Philosophie auf die im kleinen Maßstabe ausgeführten Verfahren befaßten».

ein Lehrstuhl für Chemie. Gottlieb hatte um 1820 seinem Sohn die Mittel zur Gründung einer chemischen Fabrik gegeben, die dieser in Barmen errichtet hatte. Eisenbahnen für den Versand der Ware gab es noch nicht, die ersten — und im Zusammenhang damit die ersten Telegraphenlinien — wurden erst fünfzehn oder zwanzig Jahre später zu errichten begonnen. Dies fiel um so mehr ins Gewicht, als er die Rohstoffe von weit her und die unumgänglich notwendige Soda vom Ausland beziehen musste. Trotzdem und trotz den mannigfachen Schwierigkeiten, die er beim Tasten und Suchen nach Verfahren zur Herstellung seiner Erzeugnisse zu überwinden hatte, war er dennoch: «Fabrikant von chemischen Präparaten und Säuren für Woll-, Seiden- und Baumwollfärberei» geworden. Er hatte an dem Emporkommen der neuzeitigen Chemie und chemischen Industrie mitgewirkt.

## MUTTERLIEBE

Unweit von Krimmelbeins Werk hatten die aus Düsseldorf gekommenen Söhne des Meisters Johann Bartholomäus Rosbach eine Fabrik errichtet, in welcher sie, neue chemische Verfahren verwertend, Seife und Kerzen fabrizierten. Ihr Vater hatte aus Fett Talgkerzen hergestellt, sie hatten, was er unternommen, weiter entwickelt und waren hierdurch, sowie durch Käufe großer Grundstücke, die sie später mit hohem Gewinn veräußerten, zu namhaftem Reichtum gelangt.

Vater Rosbach und seine Gattin, eine Jansen, hatten außer ihren Söhnen eine Tochter, die sich, als die Düsseldorfer Malerakademie wieder in Schwung gekommen, mit dem für seine ergreifenden, realistisch ausgeführten Seebilder bekannten dänischen Kunstmaler Johann Christian Petersen vermählt hatte. Bald nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, war Christian gestorben und seine Frau hierauf zu ihren Brüdern nach Barmen gezogen. Krimmelbein, der mit ihnen befreundet war, lernte die Witwe kennen. Sie verliebten sich ineinander und aus ihrer Verbindung entsproß ein Sohn, der, weil die umsichtige Gisbertina es so gewünscht, nicht in der Fabrikstadt, sondern in einem gesünderen Ort, draußen auf dem Lande in Hille zur Welt kam.

Das Pfarrhaus dieser außerordentlich großen Gemeinde, ein äußerst behäbiger, lieblicher Bau, stand

neben einem schönen, weit ausgedehnten, mit Gras bewachsenen Platz, auf dem sich große alte Bäume mit der Kirche in ihrer Mitte erhoben. In ihr wurde Krimmelbeins Sohn Ferdinand getauft, und, wie die Großmutter Gisbertina es angeordnet und gewollt hatte, obwohl er ein Krimmelbein war, nicht mit diesem, sondern mit dem Namen seines Halbbruders ebenfalls Petersen benannt — der heranwachsende Junge war deshalb nicht weniger ihr und Gottliebs Enkel. Aus dem jungen Ferdinand wurde der Mann, dessen Geschichte wir schreiben.

\*

Als Kind schon kam der Kleine weit herum. Sein Vater nahm ihn mit auf Reisen, tat ihn, wenn es irgendwie anging, zu kürzeren oder längeren Aufhalten aufs Land, um ihm kräftige Gesundheit zu geben und des Knaben Charakter, Denken und Selbständigkeit zu entwickeln.

In der Nähe von Düsseldorf zu strenggläubigen katholischen Verwandten gegeben, fanden diese, es ginge nicht an, daß der Junge ohne zur Beichte zu gehen aufwachse. Sie sandten ihn, obwohl er evangelisch erzogen war, zu ihrem Pfarrer. Ein Stückchen Zucker habe er im Geheimen aus einer Zuckerbüchse genommen, gestand er dem Priester, wie er lächelnd später selber erzählte.

Während er in Münster in Westfalen war, lief der Kleine auf den sich vor der Stadt unabsehbar weit ausdehnenden, berühmten Eisfeldern Schlittschuh.

In Sankt Goar, bei den dort lebenden zwei Schwestern seines Vaters, lernte er die Pracht des Rheines

kennen, begeisterte sich für die Schönheit und das Mystische der Ufer.

\*

Für seinen Bruder Julius hegte Ferdinand auf Charakter- und Herzenseigenschaften beruhende grenzenlose Verehrung. Julius war der Ältere, Erfahrenere, Stärkere. Von ihm ließ er sich leiten. Von Julius kam nur Gutes, Liebes, Rechtes. Die beiden waren herangewachsen, hatten fest zueinander gehalten. Aller Voraussicht nach konnte hierin nie eine Änderung eintreten.

Eines Tages hieß es, Julius sei verlobt. Ferdinand war stolz darauf und voller Freude. Diese dauerte nicht lange, hatte ein jähes Ende.

Während die beiden eines Tages mit der Mutter waren, machte Julius die Bemerkung, es sei ihm gesagt worden, daß das Erbe seines Vaters, nach dem Tode der Mutter, nicht unter beide Söhne zu teilen sei, sie also diesbezüglich eine letztwillige Verfügung treffen solle.

Ferdinand hatte weder verstanden, was damit gemeint war, noch auf was es hinauslaufen solle. Er hatte eines nur in sich aufgenommen: sein Bruder hatte der Mutter von ihrem Tode gesprochen. Ihm war damit ein Stoß versetzt worden.

Ohne auf ihre Antwort zu achten, überdachte er das Gehörte.

Erwidert hatte sie, sie wisse nicht, was sie an Vermögen besitze, noch wieviel von dieser oder jener Seite auf sie gekommen sei. Für das, was nach ihrem Tode geschehen solle, würde Gott sorgen. Wenn Un-

terschiede zwischen ihnen, ihr gleich lieben Söhnen zu machen seien, würde die Rechtsprechung dies regeln.

Julius hatte daraus ersehen, was er zu entgegnen habe, falls er wieder erbschaftshalber angegangen würde. Er war mit der ihm gegebenen Antwort zufrieden. Was er gewollt hatte, schien erledigt.

Ferdinands Gedanken waren jedoch beim Beginn des Gespräches geblieben. Unwillkürlich kam halblaut, nachdenklich, bescheiden von seinen Lippen: «Du hättest unserer Mutter nicht von ihrem Tode sprechen sollen.»

Statt diesen Vorwurf schweigend hinzunehmen, erwiderte der Bruder: «Ich mußte diese Sache zur Sprache bringen, weil ich nun heirate und Du, obwohl Du Petersen heißest, doch nur ein Halbbruder von mir bist.»

Das Wort «Halbbruder» und wie es vorgebracht worden war, das war der Schlag, nicht die Interessenfrage, die dahinter lag. Vermögens- und Geldangelegenheiten, was kümmerten sie den sich für die Universität bereitenden Gymnasiasten. Für ihn hatten sie keine Bedeutung, waren in seinem bisherigen Leben nie in Betracht gekommen, aber daß Julius ihn Halbbruder genannt hatte, ihn nicht voll und ganz als Bruder betrachtete, das hatte ihn bis in sein Innerstes verletzt, aufs tiefste gekränkt.

An der in Ferdinand festgewachsenen Bruderliebe war gerüttelt worden, Wurzeln hielten noch fest, andere waren zerrissen — das schmerzte.

Was Julius erwiderte, bedeutete vielleicht für andere nicht viel, aber für Ferdinand, der seinem Bruder

mit Herz und Seele ergeben war, das brüderliche Verhältnis heilig gehalten hatte, war es schwerwiegend.

Die beiden trugen den gleichen Namen, waren Brüder und dennoch väterlicherseits verschiedenen Stammes. In ihren Adern floß verschiedenes Blut, es floß darin aber auch das Blut der beiden gemeinsamen Mutter, der Mutter, für die beide Söhne gleichwertige Brüder waren. Wußte Julius dieses nicht? Fühlte er es nicht? Hatte er nicht empfunden, was er getan, als er Ferdinand Halbbruder, «nur Halbbruder», genannt hatte, — und dieses in Gegenwart der Mutter?

\*

Julius mußte ins Haus seiner Braut zurück, verabschiedete sich. Ferdinand hat ihm die Hand nicht gereicht, ihn nicht wie sonst zur Türe geleitet. Vorbei war es mit der Bruderschaft, zerschlagen die brüderliche Verehrung, zertrümmert, was wert und heilig schien.

Von jenem Tage an wandte er sich nicht mehr an Julius. Wenn dieser ihm etwas sagte, gab er ihm knappe, kurze Antwort. Die zwei, die sonst immer heiter und fröhlich zueinander gehalten hatten, waren entzweit, standen nunmehr einander fremd gegenüber.

Der Mutter war dies eine Qual. Sie bemühte sich, ihre Söhne wieder zu versöhnen. Es war vergeblich.

Wenn sie mit Ferdinand allein war, sprach sie ihm zu, aber es war nutzlos. Er blickte nur noch finsterer drein.

Ein anderer würde sich vielleicht über das von Julius Gesagte hinweggesetzt, es vergessen haben, al-

lein, so sehr sich Ferdinand bemühte, dieses zu können, es wollte ihm nicht gelingen.

Er ging zu seinem Vater, erzählte ihm das Vorgefallene, beklagte sich darüber.

Karolina hatte Krimmelbein längst davon gesprochen. Auch ohnedies hatte er das Vorgefallene bemerkt.

«Richte es so ein, daß ich fortan Krimmelbein und nicht mehr Petersen genannt werde», meinte Ferdinand, bekam aber zur Antwort: «Und was dann? Würde es an dem Verhältnis zwischen Dir und Deinem Bruder etwas ändern?»

Krimmelbein war welterfahren, er fügte nach einer Weile bei: «Deine Mutter und ich, auch Deine Großeltern und alle, die es anging, wir haben, ehe Du zur Welt kamst, vereinbart, daß Du Petersen genannt werden sollst. Wir wußten warum. Bleibe bei diesem Namen. Du wirst Dir und den Deinen manchen Ärger ersparen. Halte fest an dem Namen, den Du trägst. Er weist auf nordische Herkunft, somit auf unsere Herkunft hin.»

Hierauf war Krimmelbein dazu übergegangen, vom Beruf, den sein Sohn wählen solle, zu reden. Das Krimmelbein'sche Geschäft war über die häufigen, durch die Weltwirrnisse veranlaßten Auf und Nieder glücklich hinweggekommen, in flottem Aufschwung begriffen. Es stand fest, daß es das beste für den Sohn war, sich für den Eintritt in das väterliche Werk vorzubereiten. Krimmelbein schlug deshalb seinem Sohn vor, er solle Chemie studieren und zu diesem Zweck nach Gießen auf die Universität gehen.

Student werden war für die meisten jungen Männer an und für sich verlockend, zudem hieß nach Gießen

kommen, zu Professor Liebig gelangen, durch den der Chemie neue Richtung gegeben worden war. Seine Arbeiten hatten in der Welt der Gelehrten und auch bei den Laien des In- und Auslandes Aufsehen erregt, sein Name hatte über die Meere hinaus Berühmtheit erlangt.

Ferdinand willigte sofort freudig in den ihm gemachten Vorschlag ein.

\*

Der Tag der Abreise nahte.

Es bedrückte die Mutter, zu denken, daß ihre Söhne nun vielleicht für das ganze Leben voneinander scheiden und sich möglicherweise nie mehr aussöhnen würden. Sie entschloß sich, vor Ferdinands Weggehen ihr äußerstes zu tun, um die Beiden wieder zu einigen.

Sielud den nunmehr verheirateten Julius zu sich ein, damit er von Ferdinand Abschied nehme und sorgte dafür, daß außer den Zweien niemand bei ihr war.

Julius kam.

In seiner Gegenwart suchte sie Ferdinand zu bewegen, dem Groll gegen seinen Bruder ein Ende zu machen. Er sei nun auch im Begriff, von ihr wegzuziehen, sie würde allein bleiben, traurig allein mit dem Gedanken: Du hast zwei Söhne und sie sind entzweit.

«Werdet ihr je wieder zusammenkommen? Vielleicht nie. Überlege Ferdinand», rief sie, «Dein Bruder hat unglücklicherweise ein unbedachtes Wort gesprochen, nur eines, und damit nichts Böses sagen wollen, an nichts Böses gedacht — sei wieder gut mit ihm.»

Nicht das eine Wort, nicht das Herzlose, Rücksichtslose, Verächtliche, das in dem «nur Halbbruder»

lag, sondern die Enttäuschung, die Ferdinand erlitten hatte, schmerzte ihn und bewirkte, daß er nicht mehr wie früher mit seinem Bruder zu sein vermochte . . .

Was die Mutter vorbrachte, was sie wiederholte, es war vergeblich.

«Ihr seid beide meine Kinder, beide mir lieb. Dein Bruder hat Dir weh getan und Du tust mir weh, weil Du es ihm nachträgst. Dein Bruder ist gut, will sich mit Dir aussöhnen, sonst wäre er nicht hier. Sei auch Du gut, wie sonst immer. Wir wollen wieder wie früher miteinander sein. Denke nicht mehr an das Böse, denke an Deine Mutter.»

Sie sprach auf ihn ein. Sprudelnd kamen ihre Worte. Aus ihren Augen rannen Tränen — und vor ihr standen die beiden wortlos einander gegenüber.

Ferdinand sinnend . . .

Julius wartend . . .

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

«Soll dies das Ende sein zwischen Euch? Soll ich nie mehr Freude an Euch erleben?»

Einen Augenblick war sie still, dann faßte sie Ferdinands eine Hand, ergriff Julius Rechte, legte die Hände ihrer Söhne ineinander, hielt sie krampfhaft fest. Sie stammelte: «Nun seid Ihr wieder gut, nicht wahr, für immer ausgesöhnt.»

Sie verstummte, fand keine Worte mehr. Die Hände ihrer Söhne haltend, rief sie flehend, verzweifelnd: «Ferdinand, gib Deinem Bruder einen Kuss.»

Er hat ihn geküßt, zwei Küsse zurückerhalten. Die Mutter jauchzte auf, legte ihre Arme um ihre Söhne, umschlang beide.

Den Kopf zur Seite geneigt, zum einen, zum andern aufschauend, Tränen in den Augen, Freudetänen — lächelte sie ihnen zu.

«Kommt, gehen wir zu Tisch.»

An jeder Seite einen Sohn, beide haltend, führte sie sie in das Speisezimmer, rückte dem Jüngeren einen Stuhl zurecht, hieß ihn sich setzen, wies dem andern einen Platz an.

Es war eine schöne Tafel, Silbergeschirr, Kristallgläser, Blumen. Was das Herz erfreut.

Ein ausgesucht gutes Mahl wurde aufgetragen.

Viel sprachen die Brüder nicht.

Die Mutter plauderte, lachte — ein erzwungenes Lachen war es.

Ferdinand blieb ernst.

Zerrissenes läßt sich flicken, die Risse aber verschwinden nicht. Wunden können heilen, die Narben bestehen weiter — die des Innern sieht man nicht.

Nach der Mahlzeit blieben die drei noch einige Zeit beisammen.

Ferdinand war etwas weniger wortkarg geworden. Er fragte Julius: «Wie geht es Deiner Frau?»

Seit langem war es das erste Mal, daß er sich fragend an ihn wandte und er tat es nur um der Mutter willen.

Julius erkundigte sich nach der Universität, sprach von Professor Liebig, und kühl, ernst gab Ferdinand Antwort . . .

Ein Wagen, der Julius abholte, wurde gemeldet.

Er erhob sich, nahm Abschied.

Die Mutter und sein Bruder begleiteten ihn hinaus.

Ein feiner Regen fiel.

Am Wagenschlag ein Händedruck.  
«Ade Mutter. Behüt Dich Gott, Ferdinand.»  
Das Fuhrwerk rollte davon, verschwand um die  
Ecke.

\*

Einige Tage später verließ der zur Universität Ziehende das elterliche Haus. Das Schicksal hat gewollt, daß er immer weit von seinem Bruder entfernt lebte und sie nie wieder zusammen kamen.

STUDENTENZEIT

Ferdinands erster Abschiedsbesuch galt Gisbertina.

Lange behielt sie ihn bei sich. Es war, als sollten ihre Ermahnungen und Warnungen kein Ende nehmen.

Sie holte ihr Predigtbuch und schenkte es ihm. Kostbares enthalte es, meinte sie. Es war ein altes, achtzehnhundertundacht gedrucktes Buch mit braunem Lederdeckel. Übermäßig viel wird er nicht darin gelesen haben, bewahrte es aber dennoch stets bei dem Wertvollsten, das er besaß, wie ein Talisman. Zur Kirche ging er nicht oft, nur wenn ein besonderer Anlaß dazu vorlag. Später nach dem Grunde befragt, meinte er: «Man hat mich, als ich noch ein Kind war, so viel zur Kirche geschickt, daß ich nicht mehr hinzugehen brauche.»

Beim Abschiednehmen drückte ihm seine Großmutter einige blanke Taler in die Hand. Als er draußen ein Stück weit gegangen war und zurückblickte, sah er, wie die gute alte Dame ihm nachschaute und winkte. Er war ihr wie kein anderer ans Herz gewachsen, wo er hinkam, blieb sie mit ihm in Verbindung, wachte über ihn, war um ihn besorgt, sandte ihm Geschenke.

Als er mit den Besuchen fertig geworden, ging er zu seinem Vater, um das Reisegeld zu holen. Hierauf begaben sich beide miteinander nach Hause.

Krimmelbein war im besten Mannesalter, der Sohn in den schönsten Jünglingsjahren. Sie verkörperten

beide in auffallender Weise den nordischen Menschen-  
schlag, die Rasse der Bewohner skandinavischer Län-  
der, Deutschlands, Englands, des Nordens der  
Schweiz und des Elsaß'. Sie hatten blondes Haar,  
blaue Augen, an der Sonne sich rötende, nie braun  
werdende Haut, ruhigen durchdringenden Blick, je-  
nen Blick, den die römischen Krieger gefürchtet und  
an den ihre Feldherren sie zu gewöhnen suchten. Beide  
hatten auffallend tiefe Kinnspalten — solche sind bei  
den Angehörigen aller Länder der Erde zu finden —,  
somit Verwandtschaftsmerkmal. Beide erfreuten sich,  
trotz des jahrhundertealten Bürgertums und städti-  
schen Lebens ihrer Vorfahren, kerniger Gesundheit.  
Übernommener Grundsatz bei ihnen war: auf Kör-  
perpflege achten, Zerstreungen hintenan stellen, die  
Nachtruhe nie vergnügungshalber verkürzen.

Krimmelbein nannte Ferdinand den Betrag, eine  
namhafte Summe, die er ihm monatlich für persön-  
liche Ausgaben senden wollte, bemerkte, die Kosten  
für Laboratorium und Kollegien würden vom Ge-  
schäft aus geregelt, und am gleichen Tage machte sich  
der Sohn auf die Reise.

In Gießen angelangt, nahm er seine ständige Woh-  
nung in dem damals schon erste Stelle einnehmenden  
«Hessischen Hof» und zählte von Anbeginn zu den  
eifrigsten Verehrern seines Lehrers und Meisters Lie-  
big.

\*

Der Beginn von Professor Doktor Liebigs wissen-  
schaftlicher Laufbahn war der übliche, da das mo-  
derne chemische Wissen noch in den Anfängen steck-

te. Sein Vater, Besitzer einer bedeutenden Material-  
warenhandlung in Darmstadt, hatte ihn zur Lehre in  
eine Apotheke gegeben. Nachdem Justus wegen Spie-  
lereien mit Knallquecksilber dort gekündet worden  
war, wurde er nach Bonn an die Universität geschickt.  
Von da war er mit seinem Lehrer Professor Kastner  
nach Erlangen übersiedelt, hatte jedoch, weil Mit-  
glied der verbotenen «Rheinischen Studentenverbin-  
dung» geworden, flüchten müssen, war auf Alexander  
von Humbolds Empfehlung zu Gay-Lussac nach  
Paris gekommen, auf eine Arbeit über Silberderivate  
hin von der Fakultät Erlangen in Abwesenheit zum  
Doktor promoviert worden. Daraufhin hatte der  
Großherzog von Hessen den erst einundzwanzigjäh-  
rigen Liebig im Jahre 1824, zum großen Ärger alter  
Universitätsprofessoren, zum Professor für Chemie in  
Gießen eingesetzt.

In dem Universitätslaboratorium, das für ihn er-  
richtet wurde — das erste Labor, in dem ein Lehrer  
mit seinen Schülern arbeitete und die Studenten sich  
als Praktikanten betätigten konnten —, war Platz  
höchstens für zehn bis zwölf Schüler, die auffallender-  
weise anfangs ausnahmslos alle Ausländer waren.  
Bald nahm jedoch der einheimische Zuzug überhand  
und ein größeres Laboratorium, sowie ein Hörsaal für  
siebzig Zuhörer wurde eingerichtet.

Die Räume, in denen Liebig gewirkt, entgingen zu-  
fällig der Zerstörung durch bauliche Veränderungen,  
werden pietätvoll erhalten, jahraus, jahrein von Tou-  
risten und Fachleuten besucht, erinnern außer an ihn  
an Männer, die unter ihm gearbeitet haben und sich in  
der Chemie einen Namen machten. Würde dem jun-



gen Anfänger Ferdinand Petersen in der einen oder andern Richtung einmal ähnliches zuteil werden?

\*

Angehörige von Studentenvereinen forderten ihn zum Beitritt zu ihren Verbindungen auf, «keilten» ihn hierzu, wie der akademische Ausdruck lautet. Schließlich trat er dem «Corps Rhenania» bei, gelobte den bei diesem Verein geltenden Satzungen nachzukommen und wurde feierlich als «Fuchs» aufgenommen.

Während einer Mensur, einer Schlägerpartie zwischen ihm und Nourney, einem Bonner Pfälzer, ging es sonderbar zu. Die beiden hatten gleichzeitig geschlagen, Blut floß über Petersens Augen, als sein Sekundant ihm zuraunte: «Guck mal Nourney an.»

Nourneys Nase war quer durchschnitten, hing ihm über den Mund. Viel machte er sich nicht daraus. Ehe sie ihm angenäht wurde, biß er hinein, um, wie er lachend bemerkte, später sagen zu können: «Ich habe einmal in meine Nase gebissen.»

Petersen hatte eine über beide Augen, zwischen Augenlid und Augenbrauen sich ziehende Verletzung, die, wenn sie nur wenig tiefer gegangen wäre, bedenklich hätte werden können, glücklicherweise jedoch keine schlimmen Folgen nach sich zog.

\*

In Gießen war er unweit des Ortes, von dem das Geschlecht, dem er angehörte, herstammte. Er ging dessen dort wohlbekannten Ursitz, das hübsche Rimlos ansehen. Die Gegend, in der es liegt, einst Gemeingut der Einwohner, war im Jahre 724 unter die Hoheit

des Abtes von Fulda gestellt, hierauf war in ihr mit Streitigkeiten und Kämpfen Lehnwesen eingeführt worden. Das Mittelalter brachte mancherlei Änderungen in den Besitzrechten, in der Neuzeit war der Grund und Boden schließlich Eigentum derer geworden, die ihn von Alters her besetzt und bebaut hatten. Große Landstrecken, wertvolle Wasserrechte, alle Mühlen in und um Rimlos, ein großes Gut gehörten Männern, die Krömmelbein sich schrieben, diesen Namen jedoch Krimmelbein aussprachen.

Sie waren von erstaunlich riesiger Gestalt und außerordentlicher Stärke. Einer von ihnen hatte sieben Söhne, von denen zwei imstande waren, einen voll beladenen Heuwagen umzuwerfen, indem sie sich mit dem Rücken dagegen stemmten. Mit ihren mächtigen, muskulösen Händen vermochten sie neue Hufeisen aufzubiegen und zu brechen. Durch den von einem Nachkommen jener Hünen bewahrten Ehering kann ein Markstück bequem durchgeschoben werden.

Der altgermanisch klingende Ortsname Rimlos war unverändert geblieben. Die, die vor Zeiten hier gehaust, mögen einen dem Ortsnamen ähnlichen, seltsam klingenden Namen gehabt haben. Dieser Name war verloren gegangen, durch einen Beinamen ersetzt worden, an dem weiter festgehalten worden war.

\*

Eigenartiges ereignete sich während Petersens Studentenzeit.

Im Sommer 1847 brach in Gießen die «große historische Studentenrevolution» aus. Sie war ein Vorläufer der Umwälzungen, die das folgende Jahr brachte.

Das Vorgehen eines Polizisten gegen einen Studenten war als Verletzung der akademischen Freiheit und als Eingriff in die Universitätsprivilegien aufgefaßt worden. Ein Studentenkomitee protestierte und legte, Genugtuung erwartend, die Sache in die Hände des Senates.

Verwicklungen und militärisches Einschreiten folgten.

Dreihundert Studenten, einige wenige ausgenommen alle der Universität, hatten sich unterschriftlich verpflichtet, nur nach Beschluß der «Allgemeinen Studentenschaft» zu handeln.

«Auszug, Auszug», war das Feldgeschrei. Aber wohin?

Es wurde beschlossen, nach dem benachbarten Stauffenbach, einem Dörfchen am Fuße einer mittelalterlichen Schloßruine, zu ziehen.

Als die Dorfbewohner den Massenzug sahen, verweigerten sie die Benützung der Scheunen zu nächtlichem Strohlager. Zigeunerleben begann — «riesig wurde gekneipt».

Der Senat bemühte sich, Ruhe und Frieden wieder herzustellen, aber erst auf die Zusicherung, daß von den verhängten Strafen Abstand genommen würde, kehrten die Auszügler, des Lebens auf der Schloßruine herzlich müde, mit Selbstbewußtsein, in geordneten Reihen, mit flatternden Fahnen nach Gießen zurück. «Lange hätten sie jenes akademische Biwak nicht mehr ausgehalten.»

In Gießen waren die Geschäftsinhaber voller Wut wegen den wegfallenden Einnahmen. «Die Mädchen rangen die Hände, sie hatten keine Anbeter mehr.»

Dreißig Jahre später schrieb Fendt, einer der Leitenden auf Seite der Studenten, ein Buch über jene Tage. Er erinnerte daran, daß ihm seine agitatorische Tätigkeit schließlich akademische Relegation, Verfolgung, Exil und Korrekthaus eingebracht haben und fügte bei: sein Ideal der deutschen Republik müsse vorerst noch für kommende Generationen in die Wolken geschrieben werden.

Was er gewünscht, kam rascher und vollkommener als er gedacht: während der folgenden Generation schon wurde Deutschland sich selbst wiedergegeben, und erfundene Flugzeuge schrieben tatsächlich des neuerstandenen Staates Zeichen mit Himmelschrift in die Wolken.

AUSGEWANDERT

Weltweit eingreifende Umwälzungen brachten jene Zeiten. Die unter Berufung auf Vorgänge in Amerika auftauchenden Theorien von Hetzern wirkten hemmend auf das Aufkommen der Industrie. Karl Marx, von Deutschland ausgewiesen, war nach Paris gegangen, wo er, schon ehe er nach Amerika zog, gemeinsam mit Heine den «Vorwärts» herauszugeben begann. Die das kaufmännische und industrielle Leben störende Unsicherheit, die der 1848er Revolution voranging, war derart, daß Krimmelbein im Herbst sieben- undvierzig an Ferdinand, den er vielleicht auf zu hohen Fuß gesetzt hatte, schrieb: «Schwere Verluste stehen in Aussicht. Was die gegenwärtigen bösen Zeiten bringen werden, ist nicht abzusehen. Unter diesen Umständen ist Dein Bleiben auf der Universität in Frage gestellt. Nun war kürzlich mein Vertreter Harvey aus Glasgow hier, er erbot sich, Dir in seiner Fabrik einen Posten in leitender Stellung zu geben. Schreibe ihm, Du seiest bereit, Dich zu ihm zu begeben, und ersuche ihn, Dir die Stelle zuzusagen. Das nötige Reisegeld sende ich Dir, sobald Du mit ihm einig bist.»

Mit Schluß des Semesters verließ Petersen die Universität. Eisenbahnverbindung hatte Gießen noch nicht. Die über diese Stadt führende Linie Kassel-Frankfurt, obwohl in Angriff genommen, wurde langsam, streckenweise nur, erstellt. Sie kam erst drei

Jahre später in Betrieb. Bis zu ihrer Eröffnung bestand jedoch gute Postverbindung mit Frankfurt, wohin er sich begeben mußte, um nach Schottland weiterzureisen.

Ankunft und Abfahrt des Postwagens waren ein Ereignis. Wer nur konnte ging, um zuzuschauen, wie Kisten und Koffer in und auf dem Wagen verstaut wurden, wie die Reisenden sich verabschiedeten, das Fuhrwerk sich in Bewegung setzte und sich schließlich entfernte.

Eine weite Reise war es, die Ferdinand vor sich hatte, für die damaligen Zeiten ganz besonders weit. Nach Schottland — man denke! Würde man sich je wieder sehen?

Seine Corpsbrüder waren zugegen. Es gab herzliche Abschiedsworte, Ratschläge. Glückwünsche wurden laut.

Er stieg ein.

Die Mützen wurden geschwungen.

Der Wagen kam in Gang. Alte Postgäule mit verknöcherten Gelenken zogen ihn. Sie konnten nur allmählich in Gang kommen. Anfangs ging es bedächtig Schritt um Schritt. Das Posthorn erschallte, die Peitsche knallte, Trab, Trab, der Wagen rollte weiter, kam langsam in raschere, dann in gleichmäßige, eintönige Bewegung.

Die Reise ging durch herbstliche Gefilde, hügeliges, welliges Land, hier bebaut, dort brachliegend.

Es wurde Abend und dunkel. Im Wagen war kein Licht. Ferdinand saß in einen warmen Mantel gehüllt, eine Decke um die Knie und Füße geschlungen.

Die Insassen waren schweigsam.

Stunde um Stunde ging es im Trab weiter.

In dem Eisenbahnwagen, in den er in Frankfurt stieg, war es nicht viel besser als in der Postkutsche. Keine Heizung, schlecht schließende Fenster, Wind drang durch Ritzen und Fugen.

Der Landreise folgte die Kanalüberfahrt.

Die See hatte er noch nie gesehen. Dem, der sie zum ersten Mal erblickt, ist dies ein ergreifender, erhebender Anblick, bei ihm war dieses um so mehr der Fall, als er zu einem neuen Abschnitt in die Welt hinauszog.

Von den Bequemlichkeiten, die Seeschiffe heute bieten, war nicht viel vorhanden. Die Dampfschiffahrt war noch in bescheidenen Anfängen. Das Schiff, ein Raddampfer von bloß einigen hundert Tonnen, schien für damalige Begriffe groß, riesig groß.

Dann ging es wieder mit der Eisenbahn weiter. Die Hauptstädte Englands und Schottlands waren seit mehreren Jahren schon durch Eisenbahnlinien miteinander verbunden. Sie gaben die Entwicklung der Industrie des Inselreiches zu erkennen. Besonders erstaunte Petersen, kurz vor dem Eintreffen in Glasgow, die Ausdehnung der Schwefelsäure- und Sodafabrik von Sankt-Rollox. Der Zug fuhr durch einen Tunnel, der in einem aus den Abfällen dieser Fabrik entstandenen Berg gebaut war.

An seinem Bestimmungsort angelangt, wurde Petersen in Harveys Geschäft freundlich aufgenommen, gelegentlich auch in dessen Familie eingeladen, Nach wenigen Monaten machte sich jedoch die Krise, die ihn veranlaßt hatte, nach Schottland überzusiedeln, auch in Glasgow geltend. Entlassungen erfolgten. Er

mußte wieder von dannen ziehen und war froh, nach emsigem Suchen in Aberdeen unterzukommen.

Es war Winterzeit. In dieser hoch im Norden gelegenen Stadt gab es daher auch nur wenige Stunden Tageslicht. Die Abende waren lang und traurig.

Wehmütige Stimmung überkam den abends einsam im Wohnzimmer am Kamin vor prasselndem Feuer Sitzenden. Das Spiel der Flammen weckte in ihm Erinnerungen, ließ ihn an Vergangenes und Künftiges denken. Die strahlende Wärme wirkte einschläfernd, aber ihren Einwirkungen durfte er sich nicht hingeben, er mußte die begonnenen Studien, soweit dies bei der damaligen spärlichen Fachliteratur möglich war, weiter verfolgen.

Zuweilen musizierte er. Er holte seine mitgenommene Geige hervor. Obwohl er kein Orlandus Lassus, noch ein Nicolo Paganini war, hatte er doch Freude an seinem Instrument.

Einer unserer hervorragenden Gelehrten<sup>1</sup> schrieb, Musik sei die «letzten Endes in Betracht zu ziehende Kunst». Dennoch hatten jene Abendstunden unendlichen Reiz. Draußen dunkle Nacht, dumpfes Windgesause. Schneegestürm, und drinnen, im Wohnraum, ruhiges, wohliges Geborgensein.

Die Wirtin, bei der er wohnte, eine alleinstehende Dame, ziemlich älter als er, leistete ihm zuweilen nach getaner Arbeit Gesellschaft. Der Gedanke kam ihm, sie vielleicht einmal zu seiner Frau zu machen — es blieb bei dem Gedanken.

Auch der Aufenthalt in Aberdeen war nicht von langer Dauer und nahm wie der in Glasgow ein jähes Ende.

<sup>1</sup> Professor Jakob Burckhardt.

Der wirtschaftliche Niedergang hatte einen nie gesehenen Tiefstand erreicht. Das Elend war so groß wie noch nie. Hoffnungslos sah alles aus. Wieder mußte er sich nach Arbeit umsehen. Schließlich gelang es ihm, in Manchester eine Stelle als «Betriebschemiker» zu finden. In dem in einer Ecke der Werkstatt primitiv eingerichteten Laboratorium hatte er nicht viel zu tun, seine Hauptaufgabe bestand darin, die Arbeiter anzuleiten, mit ihnen zu Werke zu gehen.

Für einen armseligen Lohn mühte er sich ab, kehrte sich jedoch nichts daran, legte sich mit aller Kraft ins Zeug, suchte, so kümmerlich seine Lage war, mit dem Wenigen, das er errang, auszukommen und sich zu Frieden zu geben.

Seinen Vater hätte er um Hilfe bitten können, allein er wollte weder ihn noch irgend jemand um Unterstützung angehen. In Aberdeen hatte er sich den Spruch, den Burns, ein schottischer Dichter, einem jungen Freund gesandt, gemerkt: «Warte geduldig des Schicksals goldenes Lächeln zu erhaschen. Suche mit allen ehrbaren Mitteln Besitz zu erwerben, nicht um in einem Versteck ihn zu hamstern, noch ihn zu verschwenderischem Leben zu verwenden, sondern um den glorreichen Vorteil, die Unabhängigkeit zu erlangen.»

Diese Empfehlung, die mit dem ihm von Haus aus Gelehrten in Einklang stand, wollte er befolgen. Er, der früher nur Wohlstand gekannt, gönnte sich weder Erholung noch Zerstreuung, abends konnte er vor Müdigkeit kaum mehr stehen und murrte nicht. Vor ihm hatten Menschen seiner Art, ob die Zeiten gut oder schlecht waren, sich mit eigener Kraft durchge-

bracht, er wollte nicht weniger sein als sie, er wollte ruhig warten, wenn es sein mußte, bis an sein Lebensende ausharren und, wie jener Dichter empfohlen, ausschauen, vielleicht des Glückes goldenes Lächeln einmal zu erhaschen.

Das Erwachen des Frühlings brachte endlich eine Änderung.

Den unruhigen Verhältnissen auf dem Kontinent, der deutschen Revolution, der Abdankung und der Flucht Louis-Philipps, König von Frankreich, nach England waren bessere Zeiten gefolgt. Die ungeheuerlichen Aufsehen erregenden Goldfunde in Kalifornien hatten plötzlich Antrieb zur Auswanderung und damit auch zu außerordentlicher Entwicklung der Schifffahrt gegeben.

Die industrielle Tätigkeit war wieder in Gang gekommen. Anderes trug noch mit dazu bei, Ferdinands Lebensweg eine neue Richtung zu geben.

Einer seiner Freunde, Schoeller, der sehr jung von Köln nach Elberfeld gekommen und dort mit ihm zur Schule gegangen war, war ungefähr zur Zeit, da Petersen nach England reiste, nach Paris gezogen, um sich für den Export von Waren nach der Seinestadt und überseeischen Ländern zu betätigen. Schoeller hatte gute Erfolge erzielt und, selbst von glücklichem, optimistischem Charakter, brieflich dem in Manchester sich abmühenden Freund geraten, nach Paris zu kommen, wahrscheinlich würde er ihn in der Fabrik von «Drouin und Brossier», die in Labriche bei Saint-Denis, nicht weit vor der Stadt lag und in der Säuren, Potasche und ähnlich wie bei Krimmelbein Färbereiprodukte hergestellt wurden, unterbringen zu können.

Wenn dieses nicht gelingen sollte, würde sich sicher etwas anderes Vorteilhaftes finden.<sup>1</sup>

Petersen, kurz entschlossen, hatte den Vorschlag angenommen und war nach Paris gefahren.

Den Sonntag nach seiner Ankunft begaben sich die Beiden, wie Schoeller mit Drouin vereinbart, nachmittags nach Saint-Denis, dem bekannten uralten Pariser Vorort mit der zu Beginn unserer Zeitrechnung über dem Grab des heiligen Denis errichteten Abteikirche, in der während zwei Jahrtausenden die Könige Frankreichs beigesetzt wurden.

Drouins Fabrik und Wohnhaus standen weit weg vor dem Fort, dem Festungswerk dieses Vorortes, neben einem zum Schloß Labriche der Madame Bourdon, einer reichen Witwe gehörenden Schloßpark. Ein durch Zäune abgegrenzter Teil dieses Parkes war an Drouin verpachtet.

Die der Straße zu liegende Türe seines Hauses wurde nur zu Dienstzwecken benützt. Die zwei Besucher traten deshalb durch das Tor neben dem Haus in den dahinter liegenden Hof, um zu der auf ihn mündenden Haustüre zu gelangen. Ehe sie sie erreichten, erblickten sie jedoch Drouin, der eben aus einer Gartenlaube seines Parkteils herausgetreten auf sie zuing. Er forderte sie nach freundlicher Begrüßung auf, sich mit ihm in die Gartenlaube zu begeben, und es war nach kurzer Besprechung zu erkennen, daß er, gerade mit Arbeit überbürdet, Petersen aufnehmen wollte.

Die Verhandlungen hierüber dauerten nicht lange.

<sup>1</sup> Betreffs Drouins Vorgeschichte siehe «Histoire de Fère-en-Tardenois» von Moreau-Nélaton, Band III.

Sie führten zu der Abmachung, daß der neu Angekommene am folgenden Tage schon bei Drouin eintreten werde.

Vertraulich unterhielten sie sich hierauf über England und über die Tagesereignisse. Die Zeit verstrich. Es wurde spät, und als die Freunde sich verabschieden wollten, lud sie Drouin ein, zum Abendessen zu bleiben.

Schoeller war es, der, in Drouins Familie bereits eingeführt, Petersen der Frau des Hauses, einer stattlichen, etwas ernst und streng aussehenden Dame, und ihren zwei heiter, lebensfroh dreinschauenden Töchtern vorstellte. Die ältere, Claire, um die zwanzig, schlanken Wuchses, hatte nicht besonders schöne Gesichtszüge, ihre um drei oder vier Jahre jüngere Schwester Adele dagegen war auffallend hübsch.

Die Wirkung einer ersten Begegnung ist zuweilen nachhaltig und für das ganze Leben bestimmend. So gesprächig Petersen vorher mit den beiden Herren schien, so zurückhaltend war er nun. Französisch hatte er in der Schule gelernt und zwar, weil sein Lehrer für diese Sprache ein nach der Schlacht bei Leipzig in Deutschland zurückgebliebener Franzose war, besser, als dies gewöhnlich durch Schulbesuch möglich ist.

Man ging zu Tisch. Auch hier blieb Ferdinand wortkarg, beteiligte sich nur soweit es unumgänglich nötig war an der Unterhaltung, was jedoch um so weniger auffiel, als Schoellers Gesprächigkeit und Humor dies übersehen half.

Vater Drouin führte das Wort. In allem, was er vorbrachte, lag ein launiger, scherzhafter Unterton.

Die Hausherrin, nicht sehr mittheilsam und, obwohl freundlich, etwas steifer Art, wachte unauffällig über alles.

Die zwei Töchter nahmen ungezwungen an den Gesprächen teil, die ältere mehr, die jüngere vielleicht weniger.

Ferdinand blieb still. Sein Sinnen und Denken war, ohne daß er es zu erkennen gab, auf die jüngere Tochter gerichtet. So war es während der Mahlzeit, so blieb es auch, als nachher im Raum nebenan der Kaffee eingenommen wurde. An eines nur dachte er, eines nur suchte er — der jüngeren Tochter in die Augen zu schauen. Es war jedoch, als sollte es nicht sein. Sie schien zu vermeiden, auf ihn zu blicken.

Als sie ihm die Kaffeetasse, die die Mutter für ihn eingeschickt hatte, überreichte, sagte sie schelmisch lächelnd: «Es ist heiß, passen Sie auf, daß Sie sich den Mund nicht verbrennen.»

Ihr Blick hatte ihn flüchtig nur gestreift, sich hierauf sogleich auf die Tasse gesenkt. Ähnlich war es, wenn es ihm gelang, Adele zu veranlassen, sich an ihn zu wenden.

Er kam sich unbeholfen vor. Stand er denn zu diesem Mädchen anders als zu andern — oder war sie anders als alle andern? Sie war in dem Alter, in welchem jungen Mädchen, ob schön oder nicht, das anhaftet, was man «Teufelsschönheit» nennt. Dies allein war es nicht, was sie anziehend machte, an ihr wirkte, außer dem wunderbaren Reiz ihrer Jugend, der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, ihr ganzes Wesen, ihre Bewegungen, der Klang ihrer Stimme. Augen wie die ihren hatte Ferdinand nie gesehen. Sie glänzten, leuchteten

kindlich, Heiterkeit und Ernst waren in ihnen in stetem Widerspiel. Er wollte sie ergründen, es war ihm versagt.

Adeles Lächeln war glückverheißend, unvergleichlich. Alles an ihr war bestrickend. Wie aus ihren Augen einen Blick erhaschen? Wie auch nur einmal hineinschauen? Unmöglich, vergebliches Bemühen.

Ferdinand verzweifelte, war unglücklich, unfähig, das, wonach er strebte, zu erreichen. Er befand sich wie in einem Taumel und durfte, was ihn bedrückte, nicht merken lassen.

Die Zeit verstrich, brachte keine Änderung.

Die Stunde des Abschieds nahte.

Während des Abschiednehmens standen die beiden Töchter neben ihren Eltern etwas zurück. Keck nickte die ältere und meinte lächelnd, Ferdinand zugewandt: «Auf Wiedersehen. Hoffentlich wird Ihnen Paris gut gefallen.»

Adele, weiter zum Verzweifeln zurückhaltend, hatte kurz, bescheiden, freundlich «Guten Abend» gewünscht.

Ferdinand hatte vergeblich einen Blick von ihr erwartet, auf einen Blick gehofft. Aus ihren Augen war nur wie das Licht eines Blitzes über ihn gegangen.

Die beiden Freunde nahmen ihren Weg um die Hausecke, durch das Hoftor, gelangten auf die Straße. Es war dunkle Nacht. Weit und breit keine Häuser. In großen Abständen, weit voneinander entfernt, standen auf Pfosten spärliches Licht spendende Öllampen.

Während sie gingen, fragte Schoeller: «Na, Petersen, wie hat die Familie Drouin Dir gefallen?»

«Gut — sehr gut.»

Sie sprachen von den sich am Ende der Straße erhebenden verwitterten Festungsmauern des Forts, ohne daß Ferdinand Interesse daran zu haben schien.

Unvermittelt, anscheinend gleichgültig, fragte er: «Wie heißt die jüngere Tochter?»

Hatte er ihren Namen nicht verstanden, oder fragte er, um das Gespräch auf sie zu lenken?

«Adele», war die Antwort.

Sinnend und doch mit Bestimmtheit erwiderte Ferdinand: «Adele wird meine Frau werden oder ich heirate nie».

Erstaunt wandte Schoeller den Kopf nach ihm, faßte das Gesagte als Scherz auf und lachte. Ausgelassen lachte Schoeller.

«Sie ist zu jung für Dich, wurde letzten Monat sechzehn Jahre», dann fügte er gemessen hinzu: «Lieber Freund, Drouins Tochter ist nicht für Dich».

Schoeller spaßte weiter, Petersen blieb still. er erwiderte kein Wort.

In Paris angelangt, nahmen die Beiden herzlich voneinander Abschied.

Nachdenklich stieg Petersen die vier oder fünf Stockwerke zu seinem Zimmer hinauf.

Die Erkenntnis, wie klein, bedürftig, armselig machtlos er vor Adele gestanden hatte, bekümmerte ihn. Einen unerwarteten, verworrenen Kampf hatte er unternommen. Seine ganze Stärke daran gewandt und nichts erreicht. Mit seiner Widerstandskraft war es zu Ende. Sein Vertrauen in sich selbst war erschüttert. Sein Glaube, Liebe und Glück erringen zu können, war wie gebrochen.

Er begann sich auszukleiden, blieb sinnend stehen,

verharrte unbeweglich. Dann warf er sich auf sein Bett, seinen Kopf in die Kissen vergrabend, und weinte. Niemand konnte es sehen, er weinte, wollte weinen.

Es beruhigte ihn.

Und doch sollte es nicht sein — war er doch ein Mann. Er durfte nicht weinen.

Was war ihm jenes Mädchen? Jenes Kind? Nichts — und deshalb war er unglücklich. Sollte Adele wirklich nie die Seine werden, nie ihm gehören?

Sein Freund hatte gelacht.

Sie ist nicht für Dich. Adele ist für Dich unerreichbar.

Vergeblich versuchte Ferdinand, sich zu beruhigen. Der Schlaf wollte nicht kommen, ihn nicht erlösen.

Geruht hatte er in jener Nacht nicht, kaum geschlummert.

Gedanken bestürmten ihn.

Vor seinem innern Auge erschien Adele. Er suchte darin Trost — konnte keinen finden.

Es wurde Morgen, der Tag graute.

Die Zeit ins Geschäft zu gehen kam.

Er ging hinaus, fuhr nach Saint-Denis, wandelte nach Labriche, um bei Drouin zu arbeiten. Sein Schönstes, sein Bestes wollte er im Herzen bewahren, es dort eingeschlossen halten bis an sein Ende und Sehnen und Hoffen nie aufgeben.

Dieser Gedanke hatte ihn beschwichtigt, während er entschlossenen Schrittes vom Bahnhof der alten Vorstadt an den grauen, zerfallenden Festungsmauern des Forts vorbei zu Drouin ging.



## Fünftes Kapitel

### BANGE STUNDEN

Petersen hatte sich in das für ihn neue Leben geschickt, verbrachte seine Freizeit zumeist mit Schoeller und mit aus dem Ausland oder aus der Provinz nach Paris gekommenen Herren, mit denen er sich befreundet hatte.

Es war die Epoche der Romantik, die Zeit eines Chopin, der George Sand, Victor Hugo, Alfred de Musset, Alexander Dumas, Gavarni — die Zeit unbeschwerter, ungezwungener Jugend, die Zeit der Grißetten und Midinetten, die nicht mit den ihre Reize den Passanten anbietenden, mehr oder weniger über-tünchten und geschminkten Schönen zu verwechseln sind. Paris war, was freies, zügelloses und auch frivoles Leben anbelangt, allen Städten der Welt voran.

Ferdinand war bei ausgelassenen Scherzen mit dabei, gehörte zur fröhlichen Schar. Ob im Stadtgetümmel oder draußen auf dem Lande, er genoß mit, was Verstand und Unverstand bot und bewahrte dennoch, was in seinem Herzen eingewurzelt saß.

Sein Weg führte ihn täglich an den der Straße zu-liegenden Fenstern des Hauses Drouin vorbei. Nie war jemand dort zu sehen. Das Haus, in welchem Adele wohnte, sowie der durch eine Mauer von der Fabrik getrennte Hof dahinter, waren für Ferdinand gleich einem Buch mit sieben Siegeln.

Seit seiner Aufnahme in Labriche hatte er das Mäd-chen, bei dem seine Gedanken unausgesetzt weilten,

nicht wieder gesehen. Es war ihm daher eine große Freude, als Drouin, mit seinen Leistungen zufrieden, ihn kurz nach dem Neujahrstag für den folgenden Sonntag zum Mittagessen einlud.

\*

Zwischen seinem Chef und ihm waren herzliche Ver-traulichkeit und ein richtiges Freundschaftsverhält-nis entstanden. Drouin war auf den Gedanken gekom-men, den während der Woche fertig gewordenen sehr günstigen Jahresabschluß mit Ferdinand zu feiern.

In der Gegend von Paris sind die Winter mild. Wenn stärkere Kälte einbricht, kommen Frost und Eis um so überraschender.

An dem Sonntag, an dem Petersen der Einladung folgend sich nach Labriche begab, war es, als seien Schnee und Wind von allen Seiten losgelassen. Die Flocken schienen nicht zu fallen, sondern wild durch-einanderwirbelnd sich zu jagen. Er kümmerte sich nicht darum. Die Hände in den Manteltaschen, den Kragen hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirne ge-drückt, Schneeflocken im Schnurrbart, ging er festen Schrittes weiter.

Schneebedeckt trat er in Drouins Haus ein. Bei seiner Ankunft stand die ganze Familie vor ihm. Sie hatten ihn, während er durch den Hof ging, gesehen, waren, ihn zu empfangen, zur Türe geeilt und spen-deten ihm Beifall, daß er trotz des schaurigen Un-wetters pünktlich erschienen war.

Claire lachte, die andern stimmten ein, auch Adele lachte, Ferdinand lachte mit.

In froher Stimmung traten sie in den, der starken

Kälte wegen, durch starkes Kaminfeuer erwärmten Wohnraum.

Drouin hatte seiner Frau empfohlen, eine das übliche überragende Mahlzeit zu bereiten. Sie war, während die vor dem Kamin Sitzenden plauderten, hinausgegangen, um einen Blick in die Küche zu werfen. Den Morgen und Tag zuvor hatte sie sich mit den Vorbereitungen für den Empfang des Gastes beschäftigt und hierzu gehörig Hand mit angelegt.

Octavia gehörte nicht zu den Frauen, die meinen, es sei unter ihrer Würde, was sie als schmutzige und gemeine Arbeit betrachten, selber zu verrichten. Sie war der Ansicht, daß Frauen von Rang andern Frauen in nichts nachstehen dürfen, vor keiner Arbeit sich scheuen sollten, dies lehrte sie auch ihre Töchter, sie durften, wo es zu tun gab, nicht bloß zuschauen, sondern mußten herzhaf mit Hand anlegen.

\*

Vom Wohnraum begab sich die kleine Gesellschaft, als die Essenszeit gekommen, in das Speisezimmer, wo der Hausherr jedem einen Platz am Tisch anwies. Ferdinand wurde ersucht, neben Frau Drouin zu sitzen, Claire kam an seine andere Seite, Adele erhielt den Platz zwischen ihren Eltern, die zu Hause stets darauf hielten, bei Tisch einander gegenüber zu sitzen.

Vorspeisen wurden herumgereicht und Sauterne eingeschickt, der, weil sich gerade Gelegenheit dazu bot, mit Schnee gekühlt war.

Dann wurden Tassen mit siedend heißer Bouillon gebracht.

An anregender Unterhaltung fehlte es bei Drouin nie. Was das abgelaufene Jahr gebracht und das be-

ginnende in Aussicht stellt, öffentliche Ereignisse, neueste Bücher wurden besprochen. Auch über Werke älterer Autoren wurde geredet.

Ein stattlicher Hecht, der aufgetragen worden, veranlaßte Claire, fröhlich zu bemerken: «Brillat-Savarin schrieb: . . . Hechtkopf gib Deinem Diener, Barbelkopf behalte für Dich.»

«Wo ich in Frankreich hinkomme», warf Ferdinand ein, «höre ich bei Tisch stets wieder Zitate dieses Autors. Was war er denn?»

«Jedenfalls einer, der an nichts anderes als an Essen dachte», meinte Adele.

Ihr Papa wußte es besser. «Du tust ihm Unrecht. Er schrieb das Buch ‚Die Physiologie des Geschmacks‘, aus dem die Zitate kommen, nur zu seinem Vergnügen. Erst nachdem ihn einer seiner Freunde darum angegangen hatte, gestattete er, daß es veröffentlicht werde und zwar anonym. Das Buch erregte Aufsehen. Alles forschte nach dem kühnen Verfasser. Schliesslich stellte sich heraus, daß der ernste, greise, siebzehnjährige Brillat-Savarin es verfaßt hatte.»

Ferdinand, neugierig gemacht, erkundigte sich nach Einzelheiten.

«Brillat-Savarin war ein erstklassiger Advokat und war Abgeordneter», erwiderte Drouin in verbindlicher Weise. «Er wurde später Richter am obersten Gerichtshof, kam während den Revolutionszeiten nach Amerika, später nach Ihrem Lande, wo er, während der drei Jahre, die er dort zubrachte, die deutsche Sprache gründlich erlernte.» Bedächtig fügte Drouin hinzu: «Das Motto des Buches war: Sage mir, was Du ißt, und ich will Dir sagen, wer Du bist.»

Drouin war unerschöpflich im Erzählen, logisch im Denken, verwickelte er sich nie in Widersprüche, deshalb hatte ein jeder, der ihn kannte, gerne mit ihm zu tun. Was ihm entgegnet werden mochte, nie leuchtete Ungeduld oder Unwillen aus seinen ruhigen, klugen Augen.

Cardone wurden gebracht, südländisches Wintergemüse, das selbst da, wo es wächst, selten aufgetischt wird.

Als Hauptgericht kam ein getrüffelter, am Spieß gebratener Truthahn, den der Hausherr, den damaligen gastronomischen Vorschriften gemäß, sachverständig mit sicherem Griff zerschnitt.

Das Aroma der Trüffel verbreitete sich im Raum, worauf Drouin meinte: «Trotzdem sich so viele mit dem Studium der Trüffel, dieser kostbaren, unterirdisch wachsenden, nicht leicht zu findenden Pilzart befaßt haben, haftet ihr immer noch manches Geheimnisvolle an. Sie ist viel verbreiteter, als gewöhnlich angenommen wird, kommt in fast allen Ländern Europas und mancher anderer Kontinente vor. Einer meiner Freunde sah, wie inmitten der Wüste Sahara in einer Oase gefundene Trüffel verkauft wurden, die allerdings nicht schwarz, wie die bei uns, noch grau wie die Italiens, sondern weißlich-gelber Farbe waren und um die die Araber sich gierig stritten.»

Das Mahl war gut zusammengestellt. Adele bemerkte, als der Nachtisch kam: «Eigentlich sollte jetzt Champagner gebracht werden».

Sie brauchte dies nicht zu wiederholen, Ihr Vater fand, der Vorschlag sei recht, beorderte eine Flasche Cliquot herbei. \*

Wiederholt war Ferdinand veranlaßt worden, von seinen Reisen zu reden. Er hatte mit Begeisterung vom Rhein, vom Riesengebirge, von deutschen Sagen und Legenden, von Rübezahl, den Heinzelmännchen, der Lorelei erzählt. Alle hatten ihm gelauscht, Drouin gelegentlich Fragen stellend. Ihm, der wie sein aus dem Keltischen abgeleiteter Name zu erkennen gibt, aus der Bretagne stammte, haftete das bretonische Interesse für Märchenhaftes an.

Auch Adele, obwohl stets weiter zurückhaltend und ihren Blick, zu Ferdinands Leidwesen, nie auch nur für eine kurze Weile auf ihn gerichtet, hatte sich fragend an ihn gewandt und sichtlich Interesse an dem, was er vorbrachte, bekundet.

Cigarren waren gebracht worden.

Als die Herren ihnen zuzusprechen begannen, veranlaßte dies die Damen, sich zu erheben und sich in den anschließenden Wohnraum zu begeben.

Sie waren der Zeit entsprechend modisch gekleidet. Bei Octavia reichte der weite Reifrock bis zum Boden, bei den Töchtern war er fußfrei und schauten unter ihm, zierlich mit Spitzen verziert, die Enden der Beinkleider auf die Fußknöchel fallend bauschig hervor. Ähnlich quollen, ebenfalls bauschig, weite Battistärmel über das Handgelenk.

Von Adele war zu ihrem letzten Geburtstag ein Daguerrotypbild aufgenommen worden. Es hing an der Wand des Wohnzimmers und wurde, weil Lichtbilder erst seit kurzem erfunden waren, öfters betrachtet und besprochen. Niemand ahnte die vielfältige, weittragende Entwicklung, die die Lichtbildererzeugung nehmen würde und daß sie im Laufe der Jahre

zu den Kinematographenbildern und zu der gespenstisch anmutenden drahtlosen Bilderübertragung führen würde.

Die beiden Herren, allein geblieben, kamen auf die bevorstehende, die Aufmerksamkeit aller Welt erregende Londoner Weltausstellung zu reden. Zum ersten Mal vereinigten sich Staaten zu einer solchen. Drouin hatte um so bereitwilliger seine Firma hierzu angemeldet, als das vergangene Jahr gut abgeschlossen und das begonnene sich prächtig angelassen.

Im blauen Rauch der Havannas bot sich alles, was jene Weltausstellung in Aussicht stellte, besonders glänzend und vielversprechend dar. Ein Vergnügen war es für die beiden, die auszustellenden Produkte und ihre bestmögliche Aufstellung zu besprechen. Hierbei wurde vereinbart, daß, während sich Drouin im Frühjahr nach London begeben würde, Petersen, den er sich angewohnt, kurzweg vertraulich «Ferdinand» zu nennen und den dementsprechend die Damen «Herr Ferdinand» anredeten, die Leitung der Fabrik übernehmen werde.

Es hätte zu dunkeln begonnen. Adele war zu den Herren zurückgekehrt. Ihre Mutter und Claire waren ihr gefolgt. Ferdinand hatte sich bald darauf erhoben und verabschiedet.

Während er sich durch den Hof entfernte, blickte er unwillkürlich zurück und sah, wie Claire und Adele hinter den Fensterscheiben ihm fröhlich nachschauten. Er grüßte sie, indem er den Hut abnahm, — und zu seiner Freude winkten sie ihm lachend Abschied zu.

Zum Bahnhof hatte er nicht weit, war nach kurzer Fahrt im Innern der Großstadt. Anstatt jedoch, wie

es zunächst seine Absicht war, sich zu seinen Freunden zu begeben, um den Abend mit ihnen zu verbringen, besann er sich anders und ging nach Hause. Er wollte das an diesem Tag Erlebte überdenken — sich daran erfreuen. Im Kamin war Holz für ein gutes Feuer bereit, er zündete es an, setzte sich davor. Bald loderten wärmende Flammen vor ihm auf.

Wie so häufig in England, saß er vor dem prasselnden, knisternden Feuer, träumend, in sich gekehrt, die Öllampe neben sich, den Schirm so gestellt, daß das Licht ihn nicht blendete.

Die Ereignisse dieses Sonntags ließ er an sich vorüberziehen und immer wieder tauchte der Gedanke in ihm auf: «Adele muß deine Frau werden». Allein, so sehr er darüber grübelte, wie dies zu erreichen sei, zu einem Schluß konnte er nicht gelangen. Er schwankte zwischen traurigen Betrachtungen und Hoffen. Verzweiflung kam jedoch nicht mehr über ihn. Er beugte sich nicht mehr vor dem hoffnungslos, unerreichbar Scheinenden, überlegte sachlich, suchte auf sich vertrauend nach Mitteln und Wegen, wie das Erstrebte erreicht werden könnte.

Das erste Mal, als er Adele gesehen, hatte er zu erforschen getrachtet, wie sie von ihm denke. Auch jetzt hatte er versucht, sie zu veranlassen, ihm voll ins Gesicht zu sehen, aber es war ihm wieder nicht gelungen.

Bis ins kleinste vergegenwärtigte er sich die Einzelheiten des Tages, überdachte sie, konnte aber nichts Hoffunggebendes finden, mußte sich sagen, daß er trotz all seinen Bemühungen nichts erreicht hatte.

So sehr Adele sich ihm gegenüber freundlich erwies, hatte sie ihm dennoch nie besondere Aufmerk-

samkeit gewidmet und sichtlich vermieden, ihm solche zu erkennen zu geben. War es Absicht? Zufall? Eigenart?

Wäre Ferdinand statt ein erst ins Leben tretender ein im Leben gestählter Mann gewesen, so hätte er gewußt, daß ein Mädchen, das sich noch nie zu einem Mann hingezogen gefühlt hat, wenn dies das erste Mal der Fall ist, geheimhält, was in ihr vorgeht, es vor sich selbst verbirgt, sich selbst nicht gestehen will, darüber wacht, daß ihre Augen nicht widerspiegeln, was in ihrem Innern vorgeht, was in ihrer Seele keimt, ohne daß sie es zu hindern vermag.

Er suchte das Nachwinken der beiden Schwestern während seines Fortgehens in günstigem Sinne zu deuten, konnte jedoch nicht anders, als zu dem Schluß kommen, daß nicht Adele, sondern Claire, die stets heitere, alles zur Fröhlichkeit wendende Claire es veranlaßt hatte. Sie hatte sicherlich scherzend, vielleicht an irgendeine Ungeschicklichkeit von ihm anknüpfend, Adele mit zum Fenster genommen. Claire hielt Adeles Arm, und als Ferdinand zurückblickte, war es Claire, die nickte und winkte. Adele hatte nur gezwungen dabei gestanden — war es wirklich nur gezwungen.

Es war, wie er annahm. Was er aber nicht wußte, war, daß die beiden Schwestern, während sie ihm nachsahen, von ihrer zufällig eingetretenen Mutter überrascht und mit den Worten: «Was tut Ihr da? Es ist unerhört!» gescholten und zurecht gewiesen worden waren. Zu ihrem eben eingetretenen Manne hatte Frau Drouin empört bemerkt: «Hat man je so etwas gesehen. Sie winken dem Herrn Ferdinand nach!»

Drouin hatte seinen Töchtern Vorwürfe gemacht, dieses hatte jedoch zur Folge, daß Octavia, trotz ihrer vorherigen Entrüstung und ihrer Anschuldigung die Beiden in Schutz genommen und mit Frauenlogik zu entschuldigen begonnen hatte.

«Die Mädchen konnten nicht wissen, daß er sich umdrehen würde. Was brauchte er sich umzuschauen, statt gerade seines Weges zu gehen.»

Von dem tagsüber Erlebten und Beobachteten, von dem Vergangenen sprangen Ferdinands Gedanken auf die Frage über, wie die Zukunft sich gestalten würde, falls er Adeles Herz, jenes unergründliche Herz, rühren, falls er sie bewegen könnte, ihn zu lieben und seine Frau zu werden.

Sein Einkommen genügte reichlich für ihn allein, es konnte bei einfacher Lebensweise und Hintenansetzen von Zerstreuungen, Vergnügungen und Annehmlichkeiten für zwei ausreichen.

Manche der unter ihm Arbeitenden, mit denen er tagtäglich zu tun hatte, sorgten, trotzdem sie über weniger als er verfügten, für Frau und Kind. Sie und die ihren lebten glücklich und zufrieden. Er beneidete sie darum. Er könnte es machen wie sie, und dieses um so leichter, als er in günstigerer Lage war als sie.

Dieser Gedanke hatte ihn aufgerichtet, ihn zuversichtlich gemacht.

Dann, zur Wirklichkeit erwachend — nein, unmöglich. Er konnte die vielfachen Annehmlichkeiten des Daseins aufgeben, mit einem einfachen Hausstand sich zufrieden geben, Adele nicht — oder könnte sie es vielleicht doch?

Wie würde es sein, wenn Erinnerungen an das, was

sie aufgegeben hatte, in ihr auftauchen würden? Wie, wenn sie sich bewußt würde, daß sie die Vorteile und Bequemlichkeiten, die sie gewohnt war, verloren hatte? Traurige Gedanken und Reue, daß sie ihm gefolgt war, würden sie bestürmen. Ein unheimliches Bild war dies für ihn. So sehr er sich davon abzuwenden versuchte, es tauchte quälend wieder und wieder vor ihm auf.

Düster blickte er in das Feuer. Die Flammen flakerten hin, verlöschten, leuchteten wieder auf. Ähnlich würde das Dasein mit Adele sein.

Was würde die Vereinigung mit ihr bedeuten? Für ihn Glück, für sie Traurigkeit, Wehmut, Leid. Sie würde vielleicht nicht vor ihm, sondern, was schmerzlicher wäre, im Verborgenen weinen.

Bedrückend ist es für die Söhne Bemittelter, wenn die Frage, ein eigenes Heim zu gründen, an sie herantritt und dieses ohne Umstellung ihrer Lebensweise nicht ausführbar ist. Die, die nur für ihr tägliches Brot und einen Ruheplatz für die Nacht zu sorgen haben, sind glücklich, verglichen mit denen, die Entsayungen quälen, sobald sie aus ihrer gewohnten Ordnung herauskommen. Es empörte Ferdinand, erfüllte ihn mit Gram und Groll, sich dieses sagen und gegenwärtigen zu müssen.

Einen Augenblick, flüchtig nur, hatte er in Betracht gezogen, daß sein Vater, wenn er ihn darum anginge, zur Gründung und Erhaltung eines Hausstandes behilflich sein könnte, war aber diesem Gedanken nicht weiter nachgegangen. Er hatte ihn verworfen, wie er seinerzeit in Manchester, als er monatelang in ärmlichen Verhältnissen gelebt, sich gestraubt hatte,

seinen Vater um Unterstützung anzugehen. Dies wollte er auch jetzt nicht. Er wollte sich selbständig durchs Leben schlagen. Ihn dünkte, nur dann könne er sich selbst achten — nur dann Adele ihn schätzen.

Krimmelbein hatte sich, nachdem die Wirren und der wirtschaftliche Niedergang, der sich über die ganze Welt auswirkte, vorüber war, dank den altbewährten, durch Gottlieb geschaffenen Auslandsverbindungen, eines flotten Aufschwungs erfreut, seine Fabrik ausgedehnt, einen Teilhaber genommen. Die Firma lautete nunmehr «Krimmelbein und Bredt». Wiederholt hatte er seinen Sohn aufgefordert, nach Barmen zu kommen, wo es für ihn in dem väterlichen Werk mehr als genug Beschäftigung gab und wo er materiell eben so gut, oder besser, als bei Drouin gestanden haben würde. Aber Ferdinand hatte den Entschluß nicht über sich gebracht, sich von Adele zu entfernen, und den Vorschlag abgelehnt; für ihn galt es, da, wo er war, voranzukommen, sein ganzes Streben darauf zu richten.

\*

Es wurde spät, immer noch saß er in Gedanken versunken vor dem Kamin. Das Spiel der Flammen war schwächer geworden. Gelegentlich zusammenfallende Holzscheite sprühten Funken.

Eine Frage leuchtete in Ferdinand auf. Wie, wenn er nicht mehr an Adele denken würde? Wäre es nicht besser, sie sich aus dem Sinne zu schlagen, zu suchen sie zu vergessen?

Unmöglich, undenkbar. Nur mit Adele war Glück, war Liebe zu finden, nur mit ihr Lebensfreude möglich.

Seine Gedanken waren herumgeschweift. Die letzten hatten ihm Beruhigung gebracht.

Mehrmals hatte er, wenn das Licht zur Neige ging, durch Drehen des Schlüssels an der Öllampe deren kleine Zahnradstange hinaufgewunden. Das Sickers in der Lampe deutete an, daß das Öl in ihr zur Neige ging. Den Docht, der zu kohligen begann, hatte er beschnitten. Die Zeiger der Uhr auf dem Kaminsockel vor ihm näherten sich der Mitternachtsstunde. Ermüdet hörte er auf, seinen Gedanken nachzugehen.

Das Feuer wärmte kaum mehr. Glut glimmte noch in der Asche. Es waren keine Flammen mehr, kein Flackern mehr zu sehen. Hin und wieder züngelte da oder dort ein Feuerschein, dem Auslöschen, dann Aufsteigen eines dünnen, schmalen Rauchstreifens folgte.

Draußen war grimmige Kälte, die, seit das Feuer am Verlöschen war, sich besonders von der Fensterseite her fühlbar machte, trotzdem war ein ruhiges Behagen über den vor dem Kamin Weilenden gekommen.

Wenige Minuten noch und es würde zwölf Uhr schlagen. Er nahm sich vor, darauf zu warten, dann zur Ruhe zu gehen, und schloß die Augen.

Die zwölf Mitternachtsschläge hatte er nicht gehört. Er war eingeschlafen. Den Einuhrschlag und die Glockenschläge späterer Stunden vernahm er nicht. Als er erwachte, war es im Zimmer frostig. Die Kälte war es, die ihn geweckt. Die Lampe war ausgelöscht. in der Asche war keine Glut mehr.

Nur kurze Zeit noch und es tagte.

EIFERSUCHT

Die im Jahr 1791 in Prag veranstaltete Ausstellung war die allererste, auf der industrielle Erzeugnisse und wissenschaftliche Errungenschaften in ihrer Gesamtheit der Öffentlichkeit veranschaulicht wurden; ihr, wie auch andern Ausstellungen, wo es immer sein mochte, lagen lediglich friedliche Absichten zugrunde, eine feindliche wurde jedoch geäußert, als im Jahr 1798 der Innenminister Frankreichs durch Zirkular seinen Entschluß bekannt gab: «Alljährlich ist eine öffentliche Ausstellung zu veranstalten, um den Eifer der französischen Produzenten anzufeuern und hierdurch der englischen Industrie einen Todesstoß zu versetzen.»

Frankreich hatte seit siebenhundert Jahren — seit Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, sich, auf ihm englischerseits eingeräumte Erbrechte hin, zum König von England gemacht hatte — fast ununterbrochen mit dem Inselreich im Krieg gestanden. Die Absicht des französischen Ministers war, durch jene wirtschaftliche Maßnahme die Macht Englands zu brechen. Kriege und Revolutionen hatten die Ausführung seines Planes, der ein Jahrzehnt später, in anderer Weise zwar, von Napoleon I wieder aufgenommen wurde und zur folgenschweren Kontinental Sperre führte, verhindert. Die Ausstellungen hatten deshalb nach wie vor überall auch fernerhin nationalen Charakter bewahrt.

Nach und nach hatte es sich jedoch gezeigt, daß es von Nutzen sein könnte, die Erzeugnisse aller Länder nebeneinander zur Geltung zu bringen. In der für die Ausführung dieser neuen Anschauungsweise in Betracht kommenden Staaten herrschte allgemein die Ansicht, daß sie in Paris zur Ausführung kommen solle. Die Unruhen, die der Wahl Napoleons III zum Präsidenten der französischen Republik gefolgt waren, und die in Aussicht stehende Wiederherstellung eines napoleonischen Kaisertums wirkten jedoch derart lähmend, daß von Paris Abstand genommen und London für die erste Weltausstellung, für die «Ausstellung aller Nationen», in Aussicht genommen wurde, wo diese dann 1851 in dem vielgenannten, vielbewunderten «Kristallpalast» stattfand — einem ungeheuren, ganz aus Eisen und Glas ausgeführten Bau, dessen Ausmaße bis zu seiner Zerstörung durch Brand im Jahre 1936 bei jedermann Staunen erregten.

Drouin war im Frühjahr nach London gereist, hatte gesehen, was die Konkurrenz leistete. Außer ihm hatten sich aus Frankreich nur drei oder vier Fabrikanten auf Herstellung von Farbwaren verlegt, in Deutschland waren es außer Krimmelbein auch nicht mehr, und für die ganze übrige Welt kaum ein Dutzend. So klein ihre Zahl und obwohl ihre Werke, verglichen mit späteren, nicht groß waren, standen sie doch in hohem Ansehen, weil ihre Fabrikationsmethoden neu und geheim gehalten, und bekannt war, daß sie mit außerordentlich hohen Gewinnen arbeiteten.

Drouin war mit der Zuversicht zurückgekommen, vom Preisgericht ausgezeichnet zu werden und hierdurch im Ausland erweiterten Absatz zu erlangen.

\*

Im Park stand alles in üppiger Schönheit, die Bäume, Wiesen, Blumenbeete waren in voller Frühlingspracht. Mit dem Gedanken, daß es den in der Stadt Lebenden Freude macht, an schönen warmen Tagen der Stadt zu entfliehen, bei Freunden auf dem Lande zu verweilen, hatte Drouin Gäste zu sich eingeladen, und, um sich ihnen ganz widmen zu können, Ferdinand angewiesen, ihn zu benachrichtigen, falls seine Anwesenheit in der Fabrik nötig wäre.

Der Morgen und nahezu der ganze Nachmittag war verstrichen, ohne daß es hierzu Anlaß gegeben, als eine Depesche einlief, die der Buchhalter öffnete. Sie enthielt die längst erwartete und erhoffte Anzeige, daß der Firma in London eine Preismedaille zuerkannt worden sei. Die Depesche zeigte er sofort Ferdinand und meinte: «Sie sollten diese gute Nachricht Herrn Drouin überbringen.» Dann fügte er bei: «Die Herrschaften sind jedenfalls im Park und sicherlich in der Gartenlaube.»

Willkommeneres hätte Ferdinand nicht begegnen können, wurde ihm doch damit, außer der Freude, die ersehnte Botschaft zu überbringen, sehr wahrscheinlich auch Gelegenheit gegeben, Adele wiederzusehen.

Rasch und doch sorgfältig machte er sich zur Überbringung des Telegramms zurecht, unterwarf Gesicht und Hände genauer Prüfung, entfernte Farbstoffspuren. Halsbinde und Weste wurden straff angezogen, die Haarwelle über dem Ohr zurecht gelegt, ein letzter Blick in den winzigen Spiegel an der Wand des Laboratoriums, und, das Telegramm in der Hand, eilte er davon.



Entschlossen trat er durch die sonst nur von Drouin benützte Türe in der Mauer, die den Hof der Fabrik von dem des Wohnhauses trennte.

Zu seiner Rechten war ein, den Park vom Wohnhaushof abschneidendes eisernes Gitter, in der Mitte davon die nun offen stehende Gittertüre — er ging nicht bis zu ihr hin, blieb plötzlich stehen, wick einen Schritt zurück.

Durch das Laub, welches das Gitter überwucherte, hatte er Ausblick über Drouins Parkanlagen. Hinter dem Rasenplatz, der die Mitte davon einnahm, hatte er Adele und Claire mit zwei Herren am Rande des Parkweihers erblickt. Sie beendeten offenbar eben eine Kahnfahrt, denn Claire und der eine der beiden Herren waren daran, die Kette des Nachens am Ufer zu befestigen.

Unweit von ihnen stand Adele plaudernd mit dem andern.

Claire's Begleiter, ein älterer Mann, korrekt gekleidet, formellen Auftretens, hatte diplomatenhaftes Aussehen. Der neben Adele war in Uniform, Ferdinand zugewendet, und, wie nach genauerem Hinsehen zu erkennen war, Kavallerie-Offizier, Kürassier-Rittmeister. Seine Mütze hielt er in der herunterhängenden Rechten. Er stand ruhig vor Adele, die sich sichtlich bemühte, ihn zu erheitern.

Ohne eine Miene zu verziehen, warf er ab und zu einen Blick auf sie. Er hatte kantige, regelmäßige Züge, war eckig in seinen Bewegungen. Seine Haltung erinnerte an das Kalte, Steife, Plastische alter Statuen.

Ferdinand war wie erstarrt stehen geblieben, hatte

sich dann unwillkürlich, sachte dem Gitter genähert. An einer dicht mit Laub bewachsenen Stelle schaute er, unfähig sich abzuwenden, die Augenbrauen zusammengezogen, das Telegramm krampfhaft in der Hand, durch die Lücken im Blattwerk. Er suchte zu erfassen, was er sah, wollte es sich einprägen, um es später zu erwägen, und sich zu erklären suchen.

Adele war in einem goldbraunen, in der Sonne glitzernden Seidenkleid. Ihr Haar war geflochten und wie ein Kranz um die Stirne gelegt. Ihr Gesicht konnte er nur sehen, wenn ihre geschmeidige Gestalt sich so bewegte, daß sie ihm zugekehrt war.

Als der freundlich-feierlich aussehende Herr mit dem Befestigen der Kahnkette fertig geworden, hatten er und Claire, nebeneinander schreitend, sich dem andern Paar zugewendet, das nun auf dem Wege, der um den Rasenplatz herum zur Gartenlaube führte, weiter ging.

Langsam näherten sie sich dem hinter den Ranken Stehenden.

Plötzlich tauchte in ihm der Gedanke auf, daß, wenn sie, statt zur Gartenlaube zu gehen, in der die übrige Gesellschaft in lautem Gespräch war, zur Gittertüre hinaus auf den Hof träten, sie ihn erblicken und annehmen würden, er sei gekommen, um zu erspähen, was im Park vorging.

Dieser Gedanke war peinigend.

Bis zur Türe, durch die er gekommen, waren es nur wenige Schritte, aber um dorthin zu gelangen, mußte er an kaum belaubten Stellen der Gitterranken vorbei, er würde von den sich Nähernden gesehen werden und

erst recht Verdacht erwecken, er sei gekommen, um in den Park zu schauen. Was tun?

Er kam zum Schluß, das Beste sei, zu bleiben, wo er war — mochte kommen was wolle.

In heiterer Stimmung und auf den in gerader und doch zwangloser Haltung neben ihr einhergehenden Offizier blickend, kamen Adele und er näher.

Es überwältigte Ferdinand, zu sehen, wie sie zu ihm aufschaute, zu ihm sprach, ihm zulächelte. Diesen konnte sie anblicken, ihm voll ins Gesicht sehen — dieser durfte ihr in die Augen schauen.

Stolz blickte jener Mann drein. Sein kantiges, wettergebräuntes Gesicht, zumeist gerade gerichtet, war selten ihr zugewandt. Nachdenklich kam er daher. Wenn er etwas sagte, bewegten sich seine Lippen kaum, und es war, als spräche er Worte von Liebe — Worte ernster Liebe.

Er war kräftigen Wuchses, nicht sehr groß, der Waffenrock umschloß eng seinen Oberkörper und fiel von den Hüften in Falten bis zu den Knien. Die Beinkleider, oben weit, liefen auf die Schuhe spitz zu. Sein ganzes Wesen war das eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen und seine Befehle befolgt zu sehen.

Unter dem grünen Dom der hohen Bäume kamen er und Adele näher. Über ihnen zitterten die Blätter, hinter ihnen kräuselte sich der Spiegel des Wassers, rundum waren liebliche Beete, in der Seele des unfreiwilligen Zuschauers sprühte Aufruhr. Seine Augen glühten. In seinem Innern brannte Schmerz.

Nur wenige Schritte noch und Adele und ihr Begleiter würden an die Türe gelangen — vielleicht heraustreten.

Ferdinand war es gleichgültig geworden, wohin die Beiden sich wenden, ob sie aus dem Park gehen und ihn erblicken oder ohne ihn zu bemerken den Weg um die Wiese herum verfolgen würden.

Adele war für ihn verloren — die Welt war für ihn vernichtet.

Taumelnd stand er an die niedere Wand gestützt, auf die das Gitter aufgesetzt war.

Die Näherkommenden gingen an der Gittertüre vorbei.

Einige Schritte noch, sie würden in nächster Nähe sein, dann würde Ferdinand noch deutlicher Adeles vertrauensvolles dem Offizier ins Gesicht Schauen erkennen.

Sie wandelten vorüber. Der Rittmeister auf Ferdinands Seite. Ihm schien, Adele habe eine Sekunde im Gehen ausgesetzt, ihr Haupt geneigt, um durch das Laub hindurch auf ihn zu sehen.

Sie gingen ruhig weiter, entfernten sich langsam von dem, der ihnen verkrampften Herzens nachschaute.

Aus der Laube kam Lachen. Wie Höllengelächter war es ihm.

Seine Fäuste ballten sich; niederschmetternder Gedanke, Adeles Herz gehörte einem andern.

Zu spät.

Jenem gehört sie.

Er mußte sich Zwang antun, um nicht aufzuschreien.

So jung er war, Schweres hatte er durchgemacht, aber derart Niederdrückendes noch nie. Gegen solchen Schlag war er nicht gewappnet. Er griff nach den Git-

terstäben, klammerte sich an sie. Die Stirne auf einen Arm gesenkt, blickte er zu Boden.

War so das Leben? Was hatte es ihm gebracht? Was konnte es noch bringen?

Fertig alles. Zu Ende nun, was sein Traum, was ihm Glück verhieß.

Er sah auf, die Brust gegen den Mauersockel gestemmt, das Haupt im Buschwerk, starrte er der Laube zu.

Die beiden waren, vor ihr angelangt, stehen geblieben.

Adele hatte ihre Hand zwanglos in den Arm des Offiziers gelegt und er, die leichte Hand fühlend, sich vorgebeugt. Er blickte auf Adele, dann warf er den Kopf zurück und wandte sich mit kräftiger Stimme an die in der Laube Sitzenden.

Was er sagte, konnte Ferdinand der Entfernung wegen nicht verstehen.

Es wurde gelacht. Wie Hohn schallte es hinüber zu dem mit sich selbst Ringenden, dem sein Liebstes auf Erden genommen war.

Er sah, wie Adele artig, sachte, ihre Hand von dem Arm des Offiziers zurückzog, zu ihrer Mutter ging und sich neben sie setzte.

Ferdinand wollte nicht mehr hinsehen, sinnlos schaute er vor sich nieder. Das Blut wallte in ihm, hämmerte in seinen Schläfen. Ihm war, er höre Fanfarengeschmetter, Paukenklang, Trommelgewirbel.

Er ließ die Gitterstäbe los, atmete tief, sah nach rechts, nach links, zurück und wieder vor sich hin. Betrachtete die Depesche in seiner Hand. Sah wieder um sich. Er wollte sich bezwingen. Es gelang ihm. Nie

hatten die, zu denen er gehörte, sich niederringen lassen.

In der Gartenlaube war es stiller geworden.

Er ging zur Gittertüre, trat in den Park, wandte sich gemessenen Schrittes, das Telegramm augenfällig in der Hand, der Laube zu.

Octavia, die ihn zuerst kommen sah, teilte es «Herrn» Drouin mit, der sich sofort erhob, an der offenen Seite der Laube erschien und auf Petersen zuging.

Die Depesche überreichend, bat dieser um Entschuldigung, falls er störe.

Drouin las.

Sein Gesicht hellte sich auf.

«Wir werden diese Nachricht an einem der nächsten Tage bei mir zu Hause feiern», sagte er, dankte für die Überbringung und ging zu seinen Gästen zurück.

Für die Ausstellung waren verhältnismäßig wenig Auszeichnungen vorgesehen und daher war es auch begreiflich, daß Drouin seinen Gästen das erhaltene Telegramm vorlas und sie ihn freudig beglückwünschten.

\*

Niedergeschlagen, das eben Erlebte überdenkend, begab sich Ferdinand zunächst zum Buchhalter zurück, ihm, was er im Park gesehen, zu erzählen und zu erfahren, wer der Rittmeister war.

Um diese Absicht nicht merken zu lassen, begann er zunächst danach zu fragen, wer «Vetter Viktor» sei — in der Laube war wiederholt «Vetter Viktor» gerufen worden. Dann fragte er weltläufig, wer der

aristokratisch aussehende Herr sei, der mit Claire war, beschrieb ihn eingehender als nötig.

Wer Letzterer war, konnte ihm der Buchhalter nicht sagen, aber wer Viktor sei, wußte er sofort.

«Ein Vetter, ein Drouin, dem bei Lemans ein Besitz Labigottière mit großen Waldungen gehört».

Als Ferdinand endlich damit herausgerückt, ein Kürassier-Rittmeister sei mit dabei gewesen, warf der Buchhalter sofort ein: «Rittmeister Drouin, auch ein Vetter, der seit kurzem erst diesen höhern Grad bekleidet.»

Auf Ferdinands Frage: «Kommt er oft nach Labriche?», erwiderte er: «Nein, nur selten.»

Ferdinand war, wenn auch nicht ganz, so doch einigermaßen beruhigt. Der Offizier war somit ein Onkel Adeles. Eine Nichte darf zu ihrem Onkel vertrauensvoll aufschauen, ihm Verehrung erweisen. Es war natürlich, daß sie sich bemühte, sich dem nahen Verwandten gegenüber, den sie nicht oft Gelegenheit zu sehen bekam, liebenswürdig zu zeigen.

In diesen Erklärungen fand er Trost.

Noch anderes kam hinzu.

Als er sich von Drouin entfernte, hatte Ferdinand beim Einbiegen in die Gartentüre, ohne sich umzuwenden, seitlich nach der Laube zurückgeschaut und bemerkt, daß Adele ihren Blick eben von ihm abwandte — sie hatte ihm nachgesehen.

Auch dieses suchte er in günstigem Sinne zu deuten.

Was ihn aber besonders aufrichtete, war die von Drouin in Aussicht gestellte Einladung und die damit gegebene Möglichkeit, Adele wiederzusehen, sich ihr zu nähern, mit ihr zu reden.

Die vielen wegen Claires Begleiter gestellten Fragen hatten den Buchhalter veranlaßt, sich darnach zu erkundigen, wer dieser wohl war. Einige Tage später erfuhr Ferdinand, daß dieser Frau Drouins jüngster Bruder, der in der Hauptstadt wohlbekannt, am Hof verkehrende Arzt Doktor Camille de Laures war.

\*

Den folgenden Sonntag kam Petersen, von Drouin eingeladen, nach Saint-Denis. Statt wie üblich den Weg durch die Stadt zu nehmen, bog er seitlich ein, den schöneren, nicht viel längeren Weg der Seine entlang zu gehen.

Er ging an den Festungsmauern des Forts vorbei, gelangte auf die damals noch durch freies Feld nach Labriche führende Straße. Auf ihr war außer einem Herrn, der im selben Eisenbahnabteil wie er gefahren und der nun den gleichen Weg verfolgte, niemand zu sehen.

Bei Drouins Haus angelangt, trat der Fremde ebenfalls durch das Tor in den Hof. Beide erreichten ungefähr gleichzeitig den Hauseingang.

Der Hausherr begrüßte sie und stellte sie einander vor.

«Herr Edmund Barron, einer unserer treuesten Kunden, Direktor der Kampferfabrik, die sie kennen», bemerkte er, Ferdinand zugewandt.

Barron, einige Jahre älter als Petersen, von sympathischem Äußern, hatte lebhaft braune Augen, schön gewelltes Haar, eine tiefe, angenehm klingende Stimme, war von hoher, stämmiger Gestalt.

Die drei traten in das Wohnzimmer. Frau Drouin

und ihre Töchter kamen ihnen entgegen und begrüßten sie.

Über Alltägliches wurde gesprochen.

Ferdinand war froh, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf Barron gerichtet war, dem, weil Direktor eines bedeutenden Werkes, besondere Rücksichten zukamen.

«Sie sind jedenfalls ein eifriger Verehrer des Doktor Raspail?», hatte Claire spaßend Barron gefragt.

Ihr Vater hatte ihr daraufhin einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen.

Ihr Scherz war insofern unangebracht, als Doktor Raspail, weil er für alles Erdenkliche Kampfer verschrieb, sich wohl berühmt, zugleich aber auch in weiten Kreisen lächerlich gemacht hatte. Er stand in Frankreich in ähnlichem Ansehen wie seinerzeit in Deutschland der ebenfalls eigenartiger Methoden wegen berühmte Doktor Eisenbarth.

Barron hatte Claires Frage nicht schlecht aufgenommen und ihr freundlich geantwortet: «Allerdings, ich gehöre zu seinen Verehrern und kann, obwohl ich seinen fortgeschrittenen Ideen als Deputierter nicht huldige, dem vielen Guten, das er über Kampferverwendung gefunden, nur in hohem Maße beistimmen.»

«Und wir alle ebenfalls», fügte Drouin hinzu, «denn Kampfer ist ein bewährtes Arzneimittel und auch sonst wertvoll.»

Etwas schüchtern fragte Claire: «Aus was machen Sie Kampfer, Herr Barron?»

«Wir machen ihn nicht», erwiderte er ausnehmend höflich, «man gewinnt ihn aus Kampferbäumen.»

«Von solchen Bäumen habe ich noch nie gehört», warf Adele ein, «ich möchte gerne einmal einen sehen.»

«Sie wachsen in Japan», antwortete Barron, sich freundlich ihr zuwendend, «waren früher nur dort zu finden.»

«Ich frage mich, wie es möglich ist, aus Holz ein weißes, klares Produkt zu gewinnen», bemerkte Frau Drouin.

Sie und ihre Töchter begannen hierauf über Kampferherstellung Fragen zu stellen, die Barron entgegenkommend beantwortete und denen er in launiger Weise zufügte: «Ich gestatte mir, meine Damen, Sie zur Besichtigung meiner Werkräume ergebenst einzuladen. Wenn Sie kommen, werden Sie mir eine große Freude und Ehre erweisen.»

Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen und, als Barron ihn wiederholte, nahmen ihn die Damen an, ohne daß sich erkennen ließ, ob es im Ernst oder im Scherz war.

Die höfliche Zudringlichkeit, mit der die Einladung vorgebracht und wiederholt wurde, war Ferdinand, in dem sich Eifersucht regte, peinlich aufgefallen. In ihm tauchte der Gedanke auf, jener Mann wäre für Adele eingenommen und, von dieser Idee beherrscht, begann er, ihn argwöhnisch zu beobachten.

Man ging zu Tisch. Barron kam neben Frau Drouin, auf seiner andern Seite Claire, Ferdinand erhielt einen Platz neben Adele.

Artig, gesprächig, zwanglos war sie, bald diesem, bald jenem zugewandt, und schien Ferdinand gegenüber vertraulicher als bei den früheren Begegnungen. Ihre Aufmerksamkeit war jedoch ebensowohl, wenn

nicht mehr, dem auf der andern Seite der Tafel sitzenden Gast zugewandt.

Wie früher, schien es, sie könne sich nicht an Ferdinands Blick gewöhnen, war es, weil er für dieses junge, frohe Wesen zu ernst war, seine Augen zu scharf blickten, nicht sanft, wie die jenes andern dort?

Ferdinand begann, sich mit besonderer Vorsicht ihr zuzuwenden, um, was er anstrebte, möglichst zu verbergen.

Die in Aussicht genommene Vergrößerung eines Warenhauses, in welchem Frau Drouin in nächster Zeit mit ihren Töchtern Einkäufe zu machen beabsichtigte, wurde besprochen. Der Weg dorthin führte in die Richtung, in der Barrons Werk lag. Er benützte dies sofort, seine Einladung zu wiederholen.

«Mein Wohnhaus ist auf dem Fabrikgrundstück», fügte er bei. «Es würde mich außerordentlich freuen, wenn Sie bei dieser Gelegenheit den Tee bei mir einnehmen würden.»

Eilfertig griff Adele das Anerbieten auf und erreichte, daß die Einladung angenommen wurde und ihre Mutter und Barron einen Nachmittag der kommenden Woche für ein Vorsprechen vereinbarten.

Diese Verabredung hatte Ferdinand unangenehm berührt. Er begann Barron noch aufmerksamer zu beobachten und konnte nicht anders, als zu dem Schluß kommen, daß jener Mann mit der tiefen, umflorten, ruhigen Stimme geistig und physisch erhaben, viel Anziehendes an sich hatte. Jedes Mädchen mußte an diesem Manne Gefallen finden.

Ferdinand fiel auf, daß, wenn er gerade mit Adele

sprach, sie zugleich dem, was Barron anderen gerade sagte, lauschte, und daß dieser sich bei jedem Anlaß ihr gegenüber zuvorkommender als nötig zeigte. Es stand für Ferdinand außer Zweifel, daß Barron Adeles Zuneigung zu gewinnen suchte, hierin Erfolg hatte, ein Nebenbuhler war.

Von der Auszeichnung, die die Firma erhalten, war seit der Ankunft der Gäste nicht die Rede gewesen. Dieses veranlaßte Petersen, als die Mahlzeit zu Ende ging, sein Glas zu erheben und, an alle sich wendend, fröhlich zu bemerken: «Wir feiern heute die Auszeichnung, die Herrn Drouin in London zuteil geworden.»

Es war gut angebracht, fand Beifall. Drouin trank Ferdinand zu. Alle stimmten mit Glückwünschen ein.

Die Großartigkeit der Ausstellung wurde besprochen. Die Zeitungen waren voller Abbildungen und Berichte über sie, daher konnten sich auch alle Anwesenden an den Erörterungen darüber beteiligen.

\*

Draußen war prachtvolles Wetter. Es wurde beschlossen, den Kaffee in der Gartenlaube einzunehmen. In ihr angelangt, wurde die frohe Plauderei fortgesetzt. Das Fallen eines Blattes, ein Schmetterling, eine Mücke, alles gab zu Späßen Anlaß. Claire und Adele waren in ihrem Elemente. Barron ging von einem Scherz zum andern über und Ferdinand, so schwer dies ihm bei den ihn quälenden Gedanken fiel, bemühte sich, ebenfalls heiter zu sein.

Sie waren nicht lange in der Laube, als Adele vorschlug, eine Kahnfahrt auf dem Weiher zu machen.

Ihre Eltern gaben die Einwilligung hierzu.

«Paßt aber auf, daß Ihr nicht ins Wasser fällt», bemerkte die Mutter, und schon waren die beiden Mädchen aufgestanden, davon geeilt, und Barron und Ferdinand waren ihnen gefolgt.

Drouin und seine Frau hatten sich ebenfalls erhoben, waren langsam dem Ufer zugegangen. An der Stelle, wo der Nachen festgemacht war, stehenbleibend, sahen sie dem Lösen der Kahnkette, dem Einsteigen, dem Abstoßen des Kahnes zu.

Von dem Weiher konnte man durch einen engen, nicht sehr langen Auslauf auf den Seinefluß gelangen.

Drouin empfahl: «Fahrt nicht auf den Fluß hinaus, bleibt auf dem Weiher.»

Im Boot waren nur zwei Ruder. Ein jeder der Herren führte eines. Adele hatte das Steuer ergriffen. Geschmeidig sich wiegend entfernte sich das kleine Fahrzeug, bewegte sich sanft weiter.

Während sich die Eltern der Laube zuwandten, bemerkte Drouin gutmütig: «Lassen wir die Jungen sich untereinander vergnügen!»

Denen im Nachen machte es allerdings Freude, eine Weile ohne Überwachung zu sein. Sie versuchten Kunststücke: schnelles Fahren, plötzliches Anhalten, rasches Wenden, wechselten die Plätze. Einmal mußte dieser, dann jener rudern.

Die Ufer des kleinen Sees waren von Bäumen und Sträuchern bewachsen, deren Geäst fast überall über die Ufer bis an das Wasser herunterhing. Sie konnten der Laubmassen wegen, außer da, wo der Landungssteg war, nur an wenigen Stellen betreten werden.

Nach Kreuz- und Querfahrten kamen die vier überein, an einer von Buschwerk freien Uferstelle anzu-

halten, um, wie sie sagten, da auszuruhen. Aber lange dauerte es nicht und sie fuhren anderswo hin. Kaum hatten sie etwas unternommen, wurde anderes beschlossen.

Claire wünschte das Steuer zu führen, war aufgestanden, hatte, weil das Schiff ins Schwanken kam, erschrocken aufgeschrien, hierdurch Veranlassung gegeben, zur Landungsstelle zurückzukehren, wo sie vorsichtig den Platz wechselte.

Die Männer zeigten sich, wie die Männer stets bei solchen Anlässen, um ihre Begleiterinnen übertrieben besorgt, hilfsbereit, unermüdlich in Artigkeiten, wobei jeder im besonderen auf die Dame, die er bei Tisch als Nachbarin gehabt, achtete — die Höflichkeit erforderte es. Ferdinand glaubte, ein Vorrecht hieraus ableiten zu dürfen.

Es ärgerte ihn jedes Mal, wenn Barron für irgend etwas Adele zur Hand ging. Ihm schien es, nur er dürfe ihr beim Aus- und Einsteigen helfen, nur er ihr etwas reichen, nur er sich ihr zuvorkommend erweisen.

Um Blumen zu pflücken, waren alle an einer schattigen Uferstelle ausgestiegen, bald darauf anderswohin gerudert. Dies wiederholte sich. Die am schwierigsten erreichbaren Blumen waren die begehrtesten. Sie schenkten sie einander. Alle sollten blumengeschmückt sein.

Einmal war Adele mit dem Kahn davon gefahren, die andern an einer Stelle, von der sie des undurchdringlichen Gebüsches wegen nicht fort konnten, zurücklassend, dann aber zurückgekehrt, wie sie sagte, sie zu erlösen. Es gab Neckereien ohne Ende, wobei

Ferdinand unaufhörlich über den wachte, in dem er einen Rivalen erblickte.

Über eine Stunde war vergangen, als ein an das Ufer geschicktes Dienstmädchen rief, es sei Zeit, ins Haus zu kommen. Die Kahnfahrt wurde beendet, bald darauf saßen alle wieder im Wohnhaus beieinander.

Als es zu dunkeln begonnen und es Zeit war, an den Aufbruch zu denken, war es, als könne keiner der beiden Gäste sich hierzu entschließen, bis sie sich dann doch verabschiedeten.

\*

Während der Fahrt nach Paris ging Ferdinand wie vorher den finsternen Gedanken nach, die er sich wegen Barron machte, Sie tobten in seinem Gehirn, ließen ihm keine Ruhe, tauchten wieder und wieder in ihm auf.

Barron war unverheiratet, besaß ein eigenes Haus, eine schöne Stellung, war im Alter, in dem Männer daran denken, eine Lebensgefährtin zu nehmen — alles was er getan, war hierauf gerichtet.

Dieser Gedanke machte Ferdinand unglücklich. Auch die Überlegung, daß Vater Drouin und dessen Frau zweifellos die Verheiratung ihrer Töchter planten, für Barron sicherlich nur die eine, nur Adele, in Betracht komme, plagte ihn.

So sehr sich Barron auch Claire gegenüber entgegenkommend und liebenswürdig gezeigt, hatte er dieses offenbar nur in der Absicht getan, sie für das, was er beabsichtigte und verfolgte, zu gewinnen, und um die Neigung zu Adele vorerst zu verbergen.

Und dennoch suchte Ferdinand in diesem und jenem in Adeles Verhalten Trost zu finden. Einmal hatte sie, als sie beim Aussteigen aus dem Nachen das Gleichgewicht verloren, vertrauensvoll ihre Hand auf seine Schulter gelegt, statt, wie sie ebenso gut oder noch besser gekonnt, sich an ihrer Schwester zu halten, aber so lieb es ihm war, hieran zu denken, umwölkte sich seine Stirne, wenn er sich daran erinnerte, daß es ihm auch dieses Mal nie möglich gewesen war, Adele voll ins Gesicht zu sehen.

Den Bahnhof verlassend, war er im Stadtgetümmel auf einen vorbeifahrenden Omnibus, einem jener vielplätzigen Fuhrwerke, die in der Großstadt längst nicht mehr zu sehen sind, gesprungen, um nach einem Boulevard-Café zu gelangen, wo, wie er wußte, seine Freunde zu treffen waren.

Diese Wagen, große, rasselnde Kästen mit klirrenden Fenstern, sind aus der Großstadt verschwunden. Sie wurden von drei starken, nebeneinander gespannten Pferden bester Zucht gezogen. Kaum waren diese an den Haltestellen schnaufend und schnaubend angelangt, mußten die armen Tiere weiter traben, mit ihren Hufen das harte Steinpflaster stampfen und hämmern. Nach angestrenzter, aufreibender Arbeit wurde ihnen in den großen, mehrstöckig übereinander angeordneten Ställen auf kurze Zeit Ruhe gegönnt. Nach drei- oder vierjährigem Dienst war ein Gaul abgetan, wurde durch neuen Zuzug ersetzt. Daher damals der Spruch: «Paris ist eine Hölle für die Pferde».

Vor dem Café, in dem seine Freunde beisammen saßen, sprang Petersen ab, wurde, als er zu ihnen trat,



freudig begrüßt und gefragt, wie er den Sonntag zugebracht habe.

Er war in Labriche gewesen, war es denn nicht genug, die ganze Woche dort zu sein?

Hierüber wurde gelacht.

Nur einer lachte nicht — Schoeller, der sonst heiterste von allen, war ernst geblieben. Seine klaren Augen trafen die Ferdinands. Nachdenklich sah er ihm ins Gesicht. Schoeller merkte seinem Freunde an, daß er nicht ganz zufrieden war, daß ihm an jenem Tage Freude, aber auch Leid zuteil geworden war. Er wußte, was Ferdinand herbeisehnte, verfolgte — und wie wenig Aussicht bestand, daß er es erreichen könne.

\*

Mehrere Monate waren vergangen, der Sommer nahte seinem Ende. Es war kalt, die Witterung rauh. Das Quecksilber im Thermometer stand nicht tief, und doch war die Temperaturabnahme für die durch den Sommer an Wärme Gewöhnten empfindlicher, als den Thermometergraden nach zu erwarten war — die trübe, traurig stimmende, herbstliche Übergangszeit hatte begonnen.

Die über die Fabrikmauer ragenden Parkbäume prangten nicht mehr in sattem Grün, ihre Laubkronen welkten in leuchtenden Farben, flammendes Rot, sanftes Orange, schrilles Gelb. Die Blätter begannen zu fallen, einzelne Äste bereits kahl, ragten gegen den düstern, wolkigen Himmel. Das Gras der Wiese war dahin, zerknittert, zertreten. Der Wind jagte abgefallene, graue, ockerbraune, goldgelbe Blätter, von denen manche, hin und her geweht, auf den Weiher

geworfen in ihm untergingen, andere seinem Auslauf zutrieben, auf die Seine gelangten, dort unterzugehen.

An einem jener Tage hatte Drouin Gäste. Er war vormittags, nur kurze Zeit, in die Fabrik gekommen und ohne Besonderes zu bemerken wieder fortgegangen.

Ferdinand hätte viel darum gegeben, zu erfahren, wer die Eingeladenen waren — wer nun wohl um Adele sei. Ununterbrochen sann er darüber nach, eine Ausrede zu finden, um einen Blick in den Park zu werfen. Ihn drängte es, zu wissen, ob Barron mit zu den Gästen gehörte.

Es war nicht zu erwarten, daß etwas zu überbringen kommen werde. Ferdinand hatte sich in das Unvermeidliche geschickt, es aufgegeben, nach einem Vorwand zu grübeln, um Drouin aufsuchen zu können. als sich unerwartet eine Gelegenheit hierzu bot.

Ein Arbeiter kam eiligen Schrittes und meldete, ein Rohr der Hauptdampfleitung sei geplatzt, der Schmied sei nicht zugegen und sein Gehilfe nicht imstande, den Schaden auszubessern. Der Betrieb war lahmgelegt. Sollte von auswärts jemand um Abhilfe zu schaffen geholt werden, den Schaden über Nacht zu beseitigen, damit am folgenden Morgen wieder gearbeitet werden konnte?

Ein Herangekommener meinte, Herr Drouin müsse sowieso kommen, um die ausgehende Post zu unterzeichnen. Eines weiteren bedurfte es nicht, Petersen ließ alles liegen, machte sich eilig zurecht, ging klopfenden Herzens zu der Türe der Mauer, die Fabrik- und Wohnhaushof trennte.

Vorsichtig öffnete er sie.

Die Schlingpflanzen am Gitter waren nahezu entlaubt. Durch ihr Zweiggewirr gab es jetzt freien Ausblick über den Park.

Auf der Wiese standen Gäste, die zuschauten, wie Federball gespielt wurde.

Das gefiederte Spielzeug war hin und wieder über ihren Köpfen in der Luft zu sehen, und zwischen den Umstehenden konnte man die zwei einander gegenüber Laufenden und Springenden, den Federball mit Schlägern einander zuschlagend, sehen.

Ferdinand sah, daß Adele und Barron am Spielen waren.

Der Ball wirbelte in die Höhe, kam verfolgt von den Augen der Zuschauenden langsam nieder, mußte wieder in die Höhe geschlagen werden. Der, dem dies nicht gelang, wer ihn auf den Boden fallen ließ, mußte seinen Schläger einem der Umstehenden geben.

Ferdinands Gesicht hatte sich verfinstert. Er bemühte sich, freundlich, gleichgültig zu erscheinen.

Während er sich der von ihm abgewandten Gruppe näherte, sah er, wie Barron, unter Heiterkeit aller, seinen Schläger einem der Zuschauenden überreichte.

Ferdinand wurde, ohne daß die andern ihn bemerkten, von Drouin erblickt, der sofort zu ihm trat und, nachdem er erfahren, was geschehen, ohne weiteres mit ihm zur Fabrik zurückkehrte.

\*

Jener Tag hatte Betrübendes, Verstimmendes, gebracht. Ferdinand hatte schweren Herzens den Heimweg angetreten. In ihm wallte das Blut — unaufhörlich hatte er das Gesehene vor Augen.

Es war nicht von ungefähr, daß Barron wieder nach Labriche gekommen, wohin selten andere als Verwandte eingeladen wurden. Besonderes lag vor, was Ferdinand befürchtete, war im Gang. Er stellte sich vor, was nun kommen werde: Adele im Brautkleid, weißes Kleid, weißer Schleier, Fieberröte auf den Wangen, neben ihr Barron. Hochzeitsfest, Galakutschen, Gäste, frohe Schar.

In welche Kirche würden sie wohl gehen? Er, Ferdinand, dachte sich vor ihr, unbeobachtet, ungesehen in der Menge. Adele geneigten Hauptes, an Barrons Arm heraustretend. Seine Frau, an ihn gebunden fürs Leben, Glockengeläute, Orgelklänge, bald dröhnend, bald leise, grell schmetternd, brausend — schließlich Stille.

Unbezwingbar heftige Gefühle bestürmten Ferdinand bei dem Gedanken, daß Adele als gehorsame Tochter, untertänig ihren Eltern, einem andern gegeben würde — um ihr Leben künftig wie das ihrer Mutter zu verbringen, sorglos, ruhig, glücklich. Nein, unmöglich, was Glück wirklich ist, würde sie nie kennen. Ihr Gemahl würde, wie der ihrer Mutter, auch für sie fernerhin der «Herr» sein. In schlaflosen Nächten neben ihm, würde ihr Vergangenes vorschweben. An einen, dem sie nie in die Augen zu schauen gewagt, der ihr nie hatte sagen können, daß er sie liebe, würde sie denken, an die Kahnfahrt, an das leichte, sanfte Gleiten des Bootes, an Blumenschmuck, Fröhlichkeit — vorbei all dieses für ihn — und auch für Adele.

\*

In sein Zimmer zurückgekehrt, wirkte die Einsamkeit wie Zauber auf ihn ein.

Einen Augenblick war er von dem bedrückenden Gedanken befreit, dann verfolgte ihn wieder nagende Pein.

Er ließ sich auf einen Sitz nieder, machtlos, unfähig, das Kommende abzuwenden. Er suchte nach Hilfe, nach Auswegen. Vergeblich — keine waren zu finden. Und wenn er ermüdet überdachte, wie er fortan sein Leben gestalten, wie es erträglich machen könne, was er sich ausdachte, brachte ihm keine Befriedigung. Das Schicksal wollte ihm nicht geben, was einzig für ihn Glück bedeutete. Für alles, was die Zukunft ihm noch bringen konnte, hatte er kaum Empfinden mehr. Adele war ihm alles, war ihm heilig. Sie schwebte ihm vor, unerreichbar, entfernte sich, war nicht mehr zu sehen, und wieder hatte er sie vor Augen.

An sie zu denken, war ihm eine Qual, die ihm jedes andere Bewußtsein raubte, von der er sich nicht befreien konnte, und dennoch vermochte er nicht anderes, als über Adele zu sinnen.

Es wurde Nacht, wurde dunkel um ihn, dennoch brachte dies keine Änderung in seinen Gedanken, unaufhörlich gingen sie dem nach, was er an jenem Tag erlebt hatte.

Er machte sich Vorwürfe, daß, nachdem er Adele zum ersten Mal gesehen, er nicht vor ihr geflohen war — nicht auf die Worte seines Freundes gehört hatte.

In seinem Hirn summten Worte, die Adele zu ihm gesprochen. Sie drängten ihn, zu ihr zu gehen, zu ihr zu eilen — und es durfte nicht sein, konnte nicht sein.

Nie würde eine andere ihm Adele ersetzen, nie in

seinem Herzen ihren Platz einnehmen. Leblos, wie aus Stein, waren alle Gestalten, alle Gesichter, die er sich, Trost suchend, vergegenwärtigte. Sie konnten nicht bewirken, daß er Adele vergesse — sie nicht aus seinem Innern verdrängen.

Er richtete sich auf, schaute wie im Traum um sich. Einsam war er, öde der Raum um ihn, ob hier, ob anderswo, wo er sein, wohin er sich wenden mochte — überall Leere. Auf immer Leere.

FOLGENSCHWERER ENTSCHLUSS

Während Ferdinand auf die Nachricht wartete, die er befürchtete, war anderes Unerfreuliches hinzugekommen.

Die Londoner Ausstellung, so viel Mühe und Kosten sie verursacht hatte, brachte nichts ein. Von dem vermuteten Erfolg war nichts zu bemerken, die wenigen vom Ausland einlaufenden Postsachen enthielten keine Bestellungen und die des Inlandes nahmen eher ab als zu.

Manches zur Abhilfe wurde besprochen, und so auch ein von Brossier, dem Partner Drouins, mitgebrachtes, mit einem eigenartigen, roten Farbstoff gefärbtes Seidenstoffmuster. Brossier meinte, Lieferungsangebot für das hierzu verwendete Rot sollte gemacht werden können.

Petersen, der herbeigeholt wurde, äußerte die Vermutung, das Muster sei mit Murexid gefärbt und gab, nachdem er es im Laboratorium näher untersucht, den Bescheid: «Es liegt tatsächlich Murexid vor. Ein vor sechzig oder siebzig Jahren dem von Schweden Scheele entdeckter, merkwürdiger, chemisch erzeugter Farbstoff, den Berzelius, Proust, Liebig, Wöhler und andere untersuchten, bisher jedoch noch niemand verwendete. Es scheint, daß nun irgendjemand dieses versucht hat.»

Es war wie er annahm. Dr. Friedrich Sacc, der in Gießen studiert, die Ergebnisse, die Liebig und Wöh-

ler mit Murexid erhalten halten, kannte, in Wesseling im Elsaß in eine Färberei eingetreten, hatte da versucht, Murexid zum Färben von Fasern zu verwenden. Es war ihm gelungen. Seine Firma hatte daraufhin mit Murexid gefärbte Muster an ihre Kunden ausgesandt, um wenn möglich Bestellungen auf mit Murexid gefärbte Ware zu erhalten. Eines dieser Muster war Brossier in die Hände gekommen.

Petersen machte sich anheischig, die Murexidfabrikation einzurichten. Die beiden Partner fanden jedoch nach längerer Besprechung, das Richtige sei, abzuwarten und vorerst zu sehen, ob sich ernstliche Nachfrage für Murexid zeige.

Im Laufe der nächsten Tage kam Petersen Drouin gegenüber wieder auf Murexid zu reden.

«Würden Sie es wagen, die Fabrikation dieses Produktes für Ihre Rechnung aufzunehmen?», hatte ihn dieser gefragt, worauf Petersen erwiderte: «Nein, allerdings nicht, aber nur, weil ich über die nötigen Mittel hierzu nicht verfüge».

Drouin hatte daraufhin ihm nachdenklich ins Gesicht geschaut und, anscheinend das Besprochene überlegend, sich entfernt.

Den folgenden Tag bot sich zufällig Petersen Gelegenheit, zu schildern, wie er sich die Herstellung von Murexid im Großen denke.

«Wie wäre es, Ferdinand, wenn Sie sich von Ihrem Vater die nötigen Mittel zur Errichtung einer, wenn auch nur kleinen Murexid-Fabrik verschaffen würden?» hatte Drouin lächelnd gefragt.

Hieran hatte Ferdinand wohl gedacht, war aber, da es bestimmt war, daß er in des Vaters Werk eintreten

und es einmal übernehmen solle, diesem Gedanken nicht weiter nachgegangen. Die Aussicht jedoch, durch das Befolgen des von Drouin Angeregten seine Stelle zu verbessern und in die Lage zu kommen, dann um Adeles Hand anhalten zu können, bewirkte, daß er am selben Abend noch seinem Vater von Drouins Anregung schrieb.

Die Antwort blieb nicht lange aus. Das Verlangte hatte Krimmelbeins Beifall nicht gefunden. Er suchte Ferdinand von seinem Vorhaben abzubringen und empfahl ihm, je eher je besser nach Barmen zu kommen, um die ihm dort offene Stelle anzutreten.

Briefe gingen hin und her, schließlich forderte Krimmelbein seinen Sohn auf, heimzukommen, um mündlich das Nähere zu erörtern. Er fügte bei, hoffentlich werde er dann einsehen, daß es das Beste sei, dort zu bleiben.

Diesen wenig erfreulichen Bescheid Drouin mitteilend, bemerkte Petersen: «Ich werde hinreisen. Wie die Verhandlungen ausfallen mögen, binnen einer Woche werde ich wieder bei Ihnen sein.»

«Recht so», hatte Drouin erwidert und beigefügt: «Kommen Sie nächsten Sonntag zu mir, um vor Ihrer Abreise nochmals gemütlich mit uns zusammen zu sein. Den Meinen und mir wird es eine Freude sein.»

Sonnig und doch kühl war der Vormittag, an dem sich Ferdinand auf diese Einladung hin nach Labriche begab.

Als er bei Drouin eintrat, fand er ihn an seinem Schreibtisch in Privatkorrespondenzen vertieft, und Adele und Claire im selben Zimmer mit Handarbeiten beschäftigt.

In jenem Raum war alles im Stil früherer Zeiten. Sachen waren da, die durch Erbschaft von einer Generation zur andern übergekommen waren. Der Schreibtisch, an den sich Drouin nach der Begrüßung wieder setzte, war ein altertümliches Möbelstück, an dem der Deckel, nach Art der später aufgekommenen Zylinderbureaux gewölbt und gegliedert, beim Öffnen in den oberen Teil verschwand. An der Wand hing ein Barometer, dessen großes, goldumrahmtes Zifferblatt Zolleinteilung hatte — somit aus der Zeit vor dem Aufkommen des Metersystems war. In zwei Ecken standen niedrige, Marmorplatten tragende Eck-schränken aus Mahagoni, das im Laufe der Jahre dunkel geworden. Hübsche, aber unpraktische Möbel, da sie nur in Ecken zu verwenden sind. Auf dem Kamin prangte eine Standuhr, unter deren Gehäuse, das auf gewundenen Säulen ruhte, ein reich ornamentierter Kompensationspendel sich bewegte; über dem Ganzen war eine schützende Glasglocke. Alte Kupferstiche, vergilbte Ölgemälde hingen an den Wänden.

Die zwei Schwestern hatten Ferdinand begrüßt, und ihre hereintretende Mutter ihn, formell wie stets, zu seinem Entschluß beglückwünscht. Nachdem sie sich entfernt, nahm Ferdinand bei den Töchtern am Fenster Platz. Sie plauderten. Nach einer Weile meinte Claire, daß es in der Gartenlaube schöner als im Zimmer sei und sie, wenn dort, den Vater nicht stören würden. Sie rafften ihre Arbeitssachen zusammen, Ferdinand half tragen, und bald saßen die drei in der Gartenlaube vertraulich beieinander.

In den Bäumen spielte der laue Frühlingswind, gegen den die Laube willkommenen Schutz bot. An

den Bäumen und Sträuchern waren Knospen, vereinzelt zarte Blätter, da und dort schon Blüten.

Ferdinand fragte die Schwestern, ob sie seit letzten Herbst wieder Federball gespielt hätten, worauf Claire ohne aufzuschauen antwortete: «Nicht oft», und Adele schelmisch hinzufügte: «Letzten Sonntag war Herr Barron bei uns.»

Diese Bemerkung benützte Ferdinand, um sich über die von den Damen besuchte Kampferfabrik zu erkundigen, im Grunde aber nur, um zu erforschen, wie es um Barron und Adele stehe.

Sie war es, die hauptsächlich auf seine Fragen antwortete. Ihre Antworten waren so, daß er den Eindruck erhielt, seine Befürchtungen seien grundlos.

Die sonst gesprächige Claire schien von ihrer Arbeit besonders in Anspruch genommen, mischte sich ihrer Gewohnheit entgegen wenig in die Unterhaltung, dafür stellte Adele um so mehr Fragen.

Sie erkundigte sich nach Einzelheiten über Ferdinands bevorstehende Reise. Obwohl sie hierbei selten und flüchtig nur von ihrer Arbeit auf sah, war ihm, es täte ihr leid, daß er fortziehe, und sie ihm dieses nicht zu verbergen suche.

Kurze Zeit waren sie in der Laube, als Claire sich erhob, um im Haus Faden zu holen.

Während sie sich entfernte, knirschte der Kies des Weges unter ihren Füßen. Das Geräusch wurde schwächer, leiser, hörte schließlich ganz auf — Ferdinand war mit Adele allein.

Das Unerwartete dieser Lage verwirrte ihn. Er sann, überlegte, antwortete zögernd auf ihre Fragen. Bei der scharfen Überwachung der Mutter über ihre

Töchter war er nie mit Adele allein gewesen und jetzt konnte es nur für kurze Zeit sein.

Noch nie hatte sich ihm Gelegenheit geboten, unbeobachtet zu Adele zu reden. Ihn durchzuckte der Gedanke, ihr zu sagen, was in seinem Innern vorging. Aber so sehr er sonst unverzagt war, er konnte sich nicht dazu aufraffen.

Er gab Antwort auf ihre Fragen, dachte aber an anderes.

Was er erwiderte, stand kaum in Zusammenhang mit dem Gefragten.

«Nächste Woche wollen Sie fort?» hatte Adele mit Bedauern in der Stimme gefragt, und er zögernd geantwortet: «Ja».

«Werden Sie wirklich nur eine Woche fortbleiben?»

Auch hierauf erwiderte er kurz bejahend und fügte bei: «Vielleicht können es auch zwei werden.»

Zeit verstrich. Jeden Augenblick konnte Claire wieder erscheinen. Jetzt mußte er die für sein Leben entscheidende Frage stellen.

Adele, als ahne sie, was in ihm vorging, war aufgestanden, hatte ihre Arbeit auf den Tisch gelegt, war an einen der Eckpfosten des Eingangs der Laube getreten, hatte begonnen, Blumen von Pflanzen, die den Eingang zierten, zu pflücken.

Langsam erhob sich Ferdinand, näherte sich ihr, wie um ihr zu helfen. Er blieb jedoch in kurzer Entfernung von ihr stehen.

Es galt, keinen Augenblick mehr zu verlieren.

Mit bebender Stimme begann er: «Fräulein Adele, wollen Sie mich anhören?»

Ohne sich umzuwenden, antwortete sie freundlich:  
«Sicherlich, was möchten Sie?»

Er holte tief Atem. Seine Lippen blieben geschlossen, zusammengepreßt, ihm war, er könne nicht reden. Nochmals atmete er auf und halblaut, mit weicher Stimme sagte er: «Ich liebe Sie.»

Adele wandte langsam den Kopf zur Seite. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Ein zufriedenes Lächeln glitt über ihre Lippen, dann sah sie, ohne eine Antwort zu geben, wieder vor sich hin. Es schien, sie warte auf das, was er weiter sagen werde.

Er betrachtete sie forschend, wiederholte das Gesagte, jede Silbe betonend, und fügte bei: «Können Sie, wollen Sie mich lieben?»

Ruhig wandte sie den Kopf nach ihm, sah ihm ins Gesicht, voll ins Gesicht. Es war das erste Mal, daß sie dieses tat, dann senkte sich ihr Blick auf die Blumen, die sie hielt.

Sie blieb still, ohne sich von der Stelle zu rühren. «Wollen Sie die Meine werden? Für immer die Meine?» fragte er sie, und sie blieb stumm, regungslos.

«Sie werden mich lieben, nicht anders können als mich lieben. Seit ich Sie zum ersten Male sah, denke ich unaufhörlich an Sie, nur an Sie.»

Während er sprach, hatte sie, die Blumen in ihren Händen betrachtend, sich ihm langsam ganz zugewandt.

«Ich will Sie zum Altar führen, will Ihnen gehören, wo Liebe ist, ist Glück, ist Segen. Wollen Sie mich lieben?»

Er drängte sie, zu antworten.

Sie schwieg, rührte sich nicht.

«Sagen Sie ja, nur ein Ja», flüsterte er.

Sie hatte sich ihm ganz zugewandt. Beugend hatte er, während er die letzten Worte sprach, eine Hand erhoben, hielt sie über ihre Schulter, und die andere Hand, als wolle er sie ebenfalls nach Adele ausstrecken, beide zurückziehen, falls Adele verneinend antworten oder von ihm zurückweichen würde.

Sie schaute zu ihm auf, schlug die Augen wieder nieder und leise, kaum hörbar, kam ein «Ja» über ihre Lippen. Ein Wispeln war es, ein sich selbst Gestehen.

Leicht, vorsichtig, legte er die erhobene Rechte auf ihre Schulter. Sie ließ es geschehen. Dann streckte er seine andere Hand aus, Adele zu umfassen, sie in seine Arme zu nehmen.

Doch dieses wollte sie nicht. Leicht entzog sie sich ihm, machte sie sich frei.

Seine Arme entspannten sich.

«Wir wollen zueinander halten. Nie einander verlassen», sprach er.

Langsam, nachdenklich, nickte sie, sah vertrauensvoll zu ihm auf, blickte lächelnd in seine Augen. Er senkte seine Rechte, ergriff Adeles Hand und führte sie an ihren Platz zurück.

Wie zuvor saßen die zwei.

In der Laube war scheinbar alles wie vorher. Im Innern der beiden hatte sich vieles gewandelt.

Adele hatte die gesammelten Blumen auf ihren Schoß gelegt, um sie zu einem Strauß zu binden. Sie ordnete sie wieder und wieder. Es war, als könne sie damit zu keinem Ende kommen. Und er, zurückgelehnt, schaute ihr zu, wartete auf einen Blick von ihr — wie oft hatte er auf einen Blick von ihr gewartet!

Schritte wurden hörbar. Adele sah auf, schaute in Ferdinands Antlitz, in ihren Augen war zu lesen: «Dir gehöre ich, werde auf immer Dir gehören».

Claire's Schritte wurden deutlicher vernehmbar. Die beiden in der Laube lauschten, Ferdinand im Innern frohlockend, Adele neben ihm, voller Zuversicht.

Claire erschien.

Als sie eintrat, waren die zwei daran, von Blumen zu reden, blieben bei ihrem Gespräch. Dennoch fiel Claire auf, daß an ihnen etwas anders war als sonst. Der klugen, überlegenden Claire dünkte, daß Adeles Verhalten Ferdinand gegenüber nicht wie früher sei. Nach einer Weile fragte sie neckend: «Wie lange wird es noch dauern, bis Du mit Deinem Blumenstrauß fertig bist?»

Ohne zu antworten, band Adele die Blumen, die sie in der Hand hielt, mit einem Halm zusammen und begann, die auf ihrem Schoß gebliebenen zu ordnen.

«Wann wirst Du Deinen Strauß Herrn Ferdinand geben?» fragte Claire lächelnd, worauf Adele ohne weiteres ihm die gebundenen Blumen reichte.

Frau Drouins Stimme erschallte. Vor der Haustüre stehend, rief sie, es sei Zeit, zu Tisch zu kommen. Ferdinand kam zwischen die zwei Gastgeber zu sitzen, ihm gegenüber auf der andern Seite des Tisches waren Claire und Adele.

Als nach der Mahlzeit sich alle erhoben, war Claire in dem Eindruck, den sie im Garten erhalten hatte, bestärkt und überzeugt, daß ein inniges Einverständnis zwischen Adele und Ferdinand bestand.

Es war draußen kühl, nach der Mahlzeit verweilten deshalb alle im Nebenzimmer.

Adele hatte es einzurichten gewußt, einen Sitz neben Ferdinand zu erhalten. Sie erkundigte sich, während seine Reise besprochen wurde, nochmals über die Dauer seines Fortbleibens, fragte, ob er nach einer oder zwei Wochen zurück sein werde.

«Eine Woche ist eine lange Zeit und das nur für eine Besprechung», meinte sie.

«Aber er kommt wieder», warf Claire munter ein.

Frau Drouin hatte sich erhoben und ihren Töchtern bedeutet, hinauszukommen, angeblich, damit die Herren ungestört sein sollten, tatsächlich aber, weil sie fand, ihre Töchter seien mit Ferdinand zu vertraulich. Draußen hatte sie sie zurechtgewiesen, ihnen dann erlaubt, in das Zimmer, wo die beiden Herren saßen, zurückzukehren.

Drouin war wieder an seinen Schreibtisch gegangen. Dieses gab Ferdinand Veranlassung, den Schwestern vorzuschlagen, einen Spaziergang ins Freie zu machen. Niemand wandte hiergegen etwas ein. Die drei gingen hinaus. Viel Zeit blieb nicht mehr übrig, wenn er den nächsten Zug nach der Hauptstadt nehmen wollte.

Die Sonne, hin und wieder von Wolken verdeckt, neigte dem Horizont zu, während die drei auf den Parkwegen gingen. Adele neben Ferdinand lehnte einen Arm an den seinen. Sie ließ ungesehen ihre Hand in die seine gleiten, war still, hörte zu, was er und Claire sprachen.

Vier Tage später, am Tag seiner Abreise, sprach Ferdinand zu kurzem Besuch und Abschied in Drouins Haus vor.

Als er wegging, reichte ihm Frau Drouin die Hand.



Sie hatte dieses zuvor nie getan. Hand reichen unter Damen und Herren war nicht Brauch und nur schicklich, wenn ein besonderer Anlaß hierzu vorlag.

Claire und Adele nickten freundlich.

Adeles Augen etwas verschwommen. Sie schienen noch tieferen Glanz zu haben als sonst.

Drouin hatte Ferdinands Arm ergriffen, ihn an die Haustüre geleitet. Die andern gingen hinter ihnen her. Vor der Haustüre angelangt, drückten sich die beiden Männer nochmals die Hand.

Ferdinand trat hinaus.

«Gute Reise, mein Lieber», rief Drouin ihm nach, «viel Glück und kommen Sie bald wieder».

Im Weggehen wandte sich Ferdinand den ihm Nachschauenden zu, grüßte beim Einbiegen um die Hausecke nochmals . . .

\*

Jeder, der Vorbereitungen zu einer Reise trifft, kann sich mehr oder weniger eines Gefühls der Erregung nicht erwehren, und jeden überkommt, wenn die Reise angetreten ist, ein gewisses Behagen, erzeugt durch die Zufriedenheit, Erledigtes hinter sich zu haben, dem bestimmten Ziel entgegenzugehen. Ferdinand empfand dieses, während er nach Barmen unterwegs war, in um so höherem Maße, als er vor seiner Abreise etwas lang Ersehntes erreicht hatte. Er war glücklich, wußte, daß er Adele nicht gleichgültig war, stand, wie er hoffte, davor, sich selbständig zu machen und war überzeugt, daß er, falls ihm dieses gelinge, dann auch die Mittel zur Gründung eines eigenen Heims erlangen würde. Er hatte den Eindruck, das Schicksal sei ihm günstig gestimmt.

Seinen Gedanken hingegeben, fuhr er im ungeheizten ratternden Wagen in die Nacht hinaus, die Füße auf dem hereingegebenen, mit warmem Wasser gefüllten, flachen Blechgefäß. Das Abteil war von einer an der Decke angebrachten, flackernden Öllampe spärlich erleuchtet. Die Lampen wurden vor der Abfahrt von einem auf den Wagendächern gehenden Beamten angezündet. Die Fahrkarten wurden während des Dahinsausens des Zuges von einem Schaffner, der außen auf den Trittbrettern von einer Wagentüre zur andern ging, kontrolliert. So wenig behaglich auch diese Reiseart war, gewiß wies sie derjenigen in der Postkutsche gegenüber merkbliche Vorteile auf.

\*

«Er ist ein braver Bursche, wird vorankommen», hatte Drouin, die Haustüre schließend, zu den Seinen gesagt.

«Wird er wieder zu uns zurückkehren?», meinte Claire nachdenklich, «vielleicht ist er für immer fort.»

Sie und ihre Eltern wandten sich dem Wohnzimmer zu.

Adele, leicht, behende, lief die Treppe hinauf, um auf ihr Zimmer zu gehen, dort allein zu sein.

Sie hätte aufjauchzen mögen. Für sie war es sicher, daß Ferdinand was er wollte erreichen und in wenigen Tagen zurück sein würde.

Es drängte sie, abseits von allen, diesem Gedanken nachzugehen.

Nur einen Schimmer von dem, was Liebe heißt, hatte sie erfahren, und doch beglückte sie, was in ihrem Herzen vorging. Liebe! Für sie ein unklarer Be-

griff schwebte ihr vor. Sie fühlte sich glücklich, voll Sehnsucht nach dem, den sie nun entbehren mußte.

Auf eine Woche etwa war er fort. Wie lange würde er fortbleiben?

Sie blickte in den Spiegel. Gerötet, verzerrt schien ihr das Gesicht.

Wie ungeschickt war ihr Verhalten gewesen, als er sich ihr in der Laube genähert.

Was er gesagt, war wie eine Welle gekommen. Sie hatte geschwiegen, war stumm geblieben, hatte sich wie ein Kind verhalten und zählte nun doch achtzehn Jahre. Sie horchte auf, lauschte gespannt, glaubte, es komme jemand.

Früher brachte sie es nie über sich, in seine strahlenden Augen zu blicken. Treuherzig, voller Liebe schaute er auf sie, und sie hatte auf seine Hände geblickt, ängstlich, furchtsam.

Warum hatte sie sich nicht in seine Arme nehmen lassen?

Sie blieb sich die Antwort schuldig.

Warum sich von ihm losgemacht?

Leicht, kaum fühlbar, hatte seine Hand auf ihrer Schulter geruht. Er hatte gesprochen, Fragen gestellt. Sie hatte nichts zu antworten gewußt. Er hatte ihre Hand ergriffen — und sie hatte sich von ihm führen lassen.

Ein Strom von Worten kam, während er vor ihr stand, über seine Lippen. Sie hatte nichts erwidert, ihm zugehört, ängstlich, scheu vor ihm gestanden — sich vor ihm gefürchtet.

Bei ihm war Glück, bei ihm alles, was dem Leben Wert gibt, was es kostbar macht. Nur mit ihm konnte

sich die Zukunft glücklich gestalten. Sie würde ihm folgen, überallhin ihm folgen.

Sie ging zum Fenster, zu dem Fenster, von welchem aus sie die Gartenlaube sehen konnte, und blieb stehen.

Kühn war es, was er getan. Er war aufgestanden, zu ihr herantreten. Sie wollte fliehen und konnte nicht, hatte sich nicht von der Stelle rühren können, fühlte sich preisgegeben, war entgegen ihrem Willen wartend stehen geblieben.

Ärgerlich über sich und ihre Schwäche, ärgerlich, ohne sich sagen zu können warum, ahnte sie, daß sie nun keine Ruhe mehr haben werde.

Kalt war es am Fenster, scharf strich draußen der Wind, bewegte die Zweige der Bäume, die zumeist noch kahl waren. Sie fröstelte, suchte sich zu fassen, sich zu bezwingen.

Hier war sie geborgen, aber allein, ohne ihn — verlassen.

Sie setzte sich ans Fenster, blickte unverwandt hinaus, auf den Park, auf den Weiher, dachte an ihr Zusammensein mit Ferdinand.

Würde er wieder kommen? Wann?

Es kränkte sie, daß sie ihre Hand hatte nehmen und sich führen lassen. Ihr war anerzogen, auf sich zu achten, Selbstbeherrschung zu üben. Sie machte sich den Vorwurf, daß ihr dieses nicht gelungen war.

Wollen Sie mich lieben, hatte er gefragt. Vor aller Welt am Arm Ferdinands hergehen, in seine klaren, tiefliegenden, einmal hellen, ein anderes Mal dunklen Augen schauen . . . würde sie ihn je wiedersehen?

Lieben Sie mich? Sagen Sie ja, nur ein Ja.

Nur ein Ja wollte er von ihr, und sie hatte ihn angesehen, in seinem Gesicht geforscht, matt war sie zurückgewichen.

Als er ihre Hand ergriffen, bebte die seine.

Sie lauschte dem Winde, hob die Arme in die Höhe, stützte ihre Hände gegen das Fenster. Gott, mein Gott, was soll aus ihm, was aus mir werden? Vater und Mutter, werden sie mich anhören, mich verstehen?

Wollen Sie mein werden? — Was werden die Eltern dazu sagen?

Er war nicht ganz an sie herangetreten, hatte sich zurückgehalten, mit Bestimmtheit gesprochen, und dennoch zitterte seine Stimme.

Das Leuchten seiner Augen, die Röthe seines Antlitzes hatte sie betrachtet, den Ernst des Augenblicks erkannt und dennoch geschwiegen. Wieder und wieder mußte sie hieran denken. Sie war verwirrt, und trotzdem begann sie sich einzureden, daß sie nicht in Wahn, sondern vollkommen ruhig sei, sich beherrsche.

Adele hing mit Inbrunst an ihrem Vater und ihrer Mutter. Nur was sie wollten, konnte, durfte sie tun. Und dennoch sagte sie sich, daß es ihr Recht, ihr unantastbares Recht sei, Ferdinand zu lieben, auch wenn alle sie hievon abzuhalten suchen würden.

Draußen war es dunkel geworden. Das vom Himmel sich abhebende Zweiggewirr bewegte sich im Abendlicht vor grauen, wallenden Wolken. Das Wasser, die Wiese waren anders als sonst. Von Regen begleitete Windstöße fegten darüber. Der friedliche, freundliche Anblick des Gartens erregte Schauer in ihr, wo sie hinblickte, Alleinsein, Verlorenheit, nichts Erlösendes.

Was war es, was sie hörte? Sausen des Sturmes, Knirschen des Sandes, Schritte?

In ihr rief es: «Sei doch klug, sei ruhig», aber sie konnte nicht anders, sie mußte über Ferdinands Fortgang sinnen, Sorgen sich machen.

Sie trat vom Fenster zurück, lehnte mit dem Rücken gegen die Wand, schloß die Augen.

Ihr war, als höre sie rufen.

War es Täuschung?

«Adele komm herunter!»

Sie raffte sich auf, trat vor den Spiegel.

Wieder wurde gerufen, lauter als zuvor.

Sie mußte sich sammeln, wollte gleichgültig aussehen. Niemand sollte merken, was in ihr vorging.

«Ja, ich komme.»

Raschen Laufes, leichten Schrittes, kam sie herunter.

Die andern waren im Begriff, zu Tisch zu gehen.

«Was ist denn mit Dir? Ist das eine Art, so lange allein zu bleiben?», klagte die Mutter.

«Ich war müde, meine Augen brannten. Ich dachte, das Dunkel würde ihnen gut tun.»

Niemand sah auf, niemand bemerkte, daß ihre Augen gerötet waren.

«Es war heute zu kühl und zu windig, um in den Park zu gehen», meinte die Mutter.

\*

Geringfügige Ereignisse, wenn auch anscheinend ohne Bedeutung, erzeugen häufig einen tiefgehenden Eindruck. Ferdinand war selten und nur in langen Zwischenräumen in Drouins Haus gewesen, und trotz-

dem war es jetzt, nachdem er verreist, als wäre darin eine Lücke entstanden. Niemand sprach es aus, aber jeder empfand es.

Adele tat, als beschäftige sie nur das Alltägliche des Lebens, aber wo sie war, wo sie ging, wo sie verweilte, bei allem was sie tat, war zu bemerken, daß das sonst heitere Mädchen in Nachdenken und Traurigkeit verfiel.

Der Sitz am Fenster, am äußersten Ende des Wohnzimmers, war ihr Lieblingsplatz geworden. Von ihm aus war die Gartenlaube zu sehen. An jenem Fenster konnte man, laut ihr, am besten und ungestörtesten arbeiten und doch ließ sie, wenn ungesehen, ihre Hände ruhen und blickte unverwandt hinaus.

Einmal fragte ihre Mutter: «Adele ist so still, schaut so oft und so lang wie suchend hinaus.»

Lächelnd antwortete Claire: «Sie sucht vielleicht, ob Herr Ferdinand draußen ist.»

Verschämt, verlegen verneinte dies Adele.

Die beiden andern sahen einander verständnisvoll an, gingen schweigend über die Erwiderung hinweg.

Claire war aufgefallen, daß Adele zuweilen seufzte. Was aber noch mehr zu denken gab, war, daß sie die Speisen kaum mehr berührte, blasser und blasser wurde.

Frau Drouin hatte mit ihrem Mann und Claire hierüber gesprochen, und letztere gemeint: «Des Herrn Ferdinands Abreise geht ihr jedenfalls nahe, es ist begreiflich, war er doch immer besonders aufmerksam zu ihr. Sie denkt wahrscheinlich, er komme nicht mehr zurück, ist traurig darüber.»

Während den folgenden Tagen wurde es schlimmer. Die Mutter war besorgt, machte Adele Vorwürfe: «Du

bist traurig, daß Herr Ferdinand abgereist ist. Es ist schön, Teilnahme für Menschen zu zeigen, die liebenswürdig und angenehmer Gesellschaft sind, damit ist es aber genug. Wenn sie fort sind, soll man ihnen nicht unaufhörlich nachtrauern. Sie kommen vielleicht wieder, vielleicht nicht. Wenn sie nicht zurückkommen, muß man sich drein schicken.»

Tief betrübend waren diese Worte. An die Aussicht oder die Möglichkeit zu denken, daß Ferdinand nicht zurückkommen werde, tat ihr weh — mehr noch schmerzte es sie, diesen Gedanken, der sie ohnehin quälte, aussprechen zu hören.

Einmal kam, während sie mit Tränen in den Augen im Wohnzimmer saß, ihr Vater herein. Um ihr Gesicht zu verbergen, schaute sie auf ihre Arbeit nieder.

Er hatte, weil die Mutter ihretwegen geklagt, die Absicht, ernstlich mit ihr zu reden und sie zurechtzuweisen. Bei ihr angelangt, war er stehen geblieben, hatte nachdenklich über sie hinweggeschaut. Was er ihr sagen wollte und zurechtgelegt hatte, schien ihm nun nicht mehr geeignet und Adele tat ihm leid. Er brachte es nicht über sich, ihr Vorwürfe zu machen, begann vom Wetter zu reden.

Sie sah zur Seite, warf einen Blick ins Freie, vermied zu ihrem Vater aufzuschauen und antwortete: «Es wird wohl bald anders werden.»

Nach diesen Worten ging er wieder hinaus, kehrte kopfschüttelnd zu seiner Frau zurück.

Allmählich schien es, Adele habe das Schlimmste überstanden, ihre Jugend, ihre Gesundheit, ihr Charakter hatten die Oberhand gewonnen. Aber heiter wie früher war sie nicht mehr.

Ihre Mutter und Claire hatten, statt sie zu tadeln, angefangen, sie wegen Ferdinand gelegentlich zu necken. Sie ließ es über sich ergehen. Harmlos sprachen sie, und dennoch gab es ihr jedesmal einen schmerzlichen Stich.

Eine oder möglicherweise zwei Wochen, hatte er gesagt. Adele zählte die Tage, die Stunden. Nahezu zwei Wochen waren herum und er war nicht zurückgekehrt. Sie hoffte Ende der Woche, spätestens Samstag, würde er zurück sein und es einrichten, in Labriche sofort vorzusprechen.

Sie wartete, spähte während des ganzen Samstags aus. Der Sonntag ging herum und der Montag — und Ferdinand war nicht zurück. Eine dritte Woche hatte begonnen, sie verlief wie die zwei vorigen, war nahezu zu Ende, und er war nicht zurück.

Fieberhaft wartete Adele, bereitete sich auf den Empfang vor, doch es war vergeblich.

\*

Eisenbahnfahrten auf Hunderte von Kilometern Entfernung waren noch langwierig. Die Reise von Paris nach Barmen erforderte zwei Tage.

«Wer weiß, wie lange die Verhandlungen zwischen dem Vater und dem Sohn dauern werden», hatte Drouin einmal gesagt.

Am Schluß des ersten Briefes, den er von Ferdinand erhalten, stand: «Ergebenste Grüße an Ihre Frau Gemahlin sowie an Fräulein Claire und Adele», die übliche Form, an der nichts zu ändern war. Drouin hatte sie vorgelesen, anders konnte sie Ferdinand wohl nicht schreiben. Und doch klangen jene Worte Adele hart

und herzlos. Hatte er denn nichts besonders für sie beigefügt? Sie schickte sich darein, suchte in der Bemerkung, die ihr Vater gemacht: «In drei oder vier Tagen könnte er zurück sein», Trost zu finden.

Auch diese Tage waren vorüber gegangen. Ferdinand war nicht gekommen. Abends vermochte Adele kaum auf ihr Zimmer zu gehen. Sie fühlte sich schwach, wäre am liebsten hinausgelaufen, nach ihm zu rufen, nach ihm zu suchen.

Es war Nacht geworden. Alle waren in ihren Zimmern. Sie stand in dem ihren wie allabendlich am Fenster.

Ferdinand mußte zurück sein. Vielleicht draußen, vielleicht vor der Türe, vielleicht wagte er nicht herein? Sie öffnete das Fenster, schaute hinunter auf die Stufen vor der Türe. Niemand war da. Stille draußen. Kein Laut.

Hatte er nicht ausdrücklich gesagt ein oder zwei Wochen? Sie blieb am Fenster, vermochte sich nicht davon zurückzuziehen.

Der Abend hatte Wetterleuchten, Blitze und schließlich Regen gebracht. Jetzt war es damit vorbei. Der Himmel zeigte stellenweise Sternenpracht. Wolkenstreifen verdeckten teilweise den Mond. Nicht rund, nicht Sichel war er, erzeugte hinter Wolken verborgen leuchtende Flecken. Ein schauriger Anblick, und darunter alles wie tot.

Die Mutter hatte gemeint, Adele solle vergessen, an anderes denken. Sie wollte tun, was ihre Mutter empfohlen — versuchte es zu befolgen.

An der Wand war eine kleine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, ein Porzellanfigürchen, wie

sie von Wallfahrten heimgebracht und Verwandten und Bekannten geschenkt werden. Das Verlangen, vor diesem Bilde zu beten, stieg in Adele auf. Sie trat davor, betete voller Hingebung. Der Glaube an himmlische Macht war in ihr. Sie wollte auf das vertrauen, was der Himmel bestimmte, zum Guten nur konnte es führen.

Wieder ging sie an das Fenster. Schön schienen ihr nun die hellen Sterne am Himmel, die zerissenen Wolken, die sich jagten, das fahle Licht des Mondes.

Langsam trat sie zurück, legte sich zur Ruhe, schlief ermüdet ein.

Bis in den Tag hinein hatte sie geschlafen. Niemand war gekommen, sie zu wecken. Ihre Mutter hatte nach ihr gesehen, leise die Türe geöffnet und, weil Adele schlief, gedacht, es sei besser, sie nicht zu stören.

Als sie erwachte, war es spät. Sie fühlte sich gekräftigt, besser als seit langem, kam beruhigt, nahezu zufrieden, fast heiteren Gemütes hinunter. Ihr Vater war im Geschäft. Ihre Mutter und Claire hatten schon längst gefrühstückt, für Adele allein war gedeckt. Kein Wort fiel darüber, daß sie sich so sehr verspätet hatte.

\*

Die Zeit, die Ferdinand wegbleiben sollte, war seit Tagen und Wochen vorüber, und er war nicht gekommen, würde vielleicht nie mehr zurückkehren.

Adele fragte sich dieses oft, dachte unaufhörlich an ihn. Sie hatte sich einzureden begonnen, sie würde ohne an ihn zu denken, durchs Leben gehen, ohne ihn glücklich sein können, brauche ihn nicht und dachte

doch beständig an ihn, hoffte weiter, hoffte, er würde sie nicht vergessen, würde vielleicht später, viel später einmal wieder erscheinen — zu ihr zurückkehren.

Von ihrem Vater vernahm sie, daß Ferdinand nochmals geschrieben. Der Postverkehr war langsam. Ein Briefwechsel erforderte eine Woche.

Etwas vertrug Adele nicht, das war, wenn ihre Mutter oder Claire, sei es, um sie auf andere Gedanken zu bringen, oder für den Fall, daß Ferdinand nicht zurückkehren würde, vorzubereiten, ihr sagten: «Er wird nicht mehr zurückkommen, Dein Ausländer — vergiß ihn doch.»

Nichts kränkte, nichts beleidigte sie so sehr wie diese Worte.

Nie machte ihr Vater solche Bemerkungen.

So sehr jene Worte der Mutter und der Schwester gut gemeint waren, sie erreichten damit dennoch nur das Gegenteil von dem, was sie wollten. Tränen schossen in Adeles Augen, sie zu verbergen wandte sie sich um, und wenn sie sie nicht zurückhalten konnte, ging sie auf ihr Zimmer, um allein zu sein — dort zu weinen.

Bitterlich hat sie geweint, gläubig dem Marienbild sich zugewandt, davor sich bekreuzigt. Wenn es sie beruhigte, so war es doch nur für kurze Zeit. Tage verstrichen, Wochen verflossen, hoffnungslos war alles.

Würde er jemals wieder zurückkehren?

\*

Es war Ferdinand nicht möglich gewesen, wie er geglaubt, innerhalb einer Woche zu erledigen, was er beabsichtigte. Die Hin- und Rückreise allein schon erforderte nahezu diese Zeit. Für die Besprechungen des

Geschäftlichen hatte er nur wenige Stunden vorsehen. Sie erforderten jedoch Tage. Außerdem mußte er seinen Angehörigen manche Zeit widmen. Einladungen zur Feier des Wiedersehens durfte er sich nicht entziehen. Über drei Jahre waren verflossen, seit er nach Gießen, dann nach Schottland, England, Frankreich gezogen war. Unzählige Fragen mußte er beantworten, und wenn er seinem Vater von der Einrichtung einer Fabrik in Frankreich sprach, zeigte sich dieser schlecht gelaunt, nicht geneigt, sich hierauf einzulassen. Ferdinand hatte den Eindruck, er habe ihn nur kommen lassen, um ihn von seinem Plane abzubringen und ihn zu bewegen, in Barmen Stellung zu nehmen.

Der Betrag, den Ferdinand für sein Vorhaben benötigte, war für Krimmelbein unwesentlich, konnte mit Leichtigkeit von ihm zur Verfügung gestellt werden, aber einerseits versprach er sich von dem beabsichtigten Unternehmen nichts oder nichts Gutes und andererseits wünschte er, Ferdinand solle bei ihm und nicht länger in Paris bleiben — in der Stadt, in der, nach der damaligen Meinung vieler, nur Vergnügungen geerntet werde.

Die Entwicklung von Krimmelbeins Fabrik war vielversprechend. Hier stand eine sichere Zukunft in Aussicht. An der Londoner Ausstellung war seiner Firma außer der Preismedaille auch «honorable mention» — ehrenvolle Erwähnung — zuteil geworden. Er hatte Cyanide, Safflor-Carmin, Indigoextract, Catecupräparate, Pinksalt, Tinsalt, Stanate of Sode, Royal blue, Archilextract zur Schau gebracht — für letzteres Produkt war er konkurrenzlos.

Krimmelbein meinte, es wäre unklug, das Sichere hinten an zu stellen, um Unsicherem nachzugehen. Aber so klar dies für ihn war, seinen Sohn, der im Alter war, in dem man an Idealen festhält, vermochte er nicht zu überzeugen, noch von dem, was er beabsichtigte, abzubringen.

Ferdinand wollte von dem, was er Adele versprochen hatte, nicht ablassen, ihn dünkte, er könne vorerst wenigstens nicht anders, als nach Labriche zurück.

Er hatte weder seinem Vater noch sonst jemandem von Verpflichtungen Adele gegenüber oder von ihr überhaupt gesprochen. Einmal war er nahe daran gewesen, Krimmelbein von ihr zu reden, unterließ es jedoch, nicht weil er Einsprüche gegen ihre Heimführung im Kreise der Familie befürchtete, sein Charakter hielt ihn davon ab, das Mädchen, das er liebte, mit geschäftlichen Fragen in Zusammenhang zu bringen.

Zwei Wochen waren verstrichen, als er, die Verhandlungen, deretwegen er gekommen war, als gescheitert betrachtend, die Rückreise, und zwar über St. Goar, wo er die zwei Schwestern seines Vaters besuchen wollte, antrat.

Kaum dort angelangt, erhielt er ein Telegramm von Krimmelbein, der nochmalige Rücksprache wünschte.

Nach Ferdinands Abreise hatte es ihm leid getan, daß er seines Sohnes Wunsch nicht erfüllt, sich hartnäckig gezeigt hatte. Außerdem überlegte er, daß die benötigte Summe, falls der erwartete Erfolg ausbliebe, die gute Lehre, die daraus zu ziehen war, wert sei.

Der verlangte Betrag fiel um so weniger ins Gewicht, als die Londoner Ausstellung ihm nicht wie Drouin unnütze Ausgaben verursacht, sondern bedeu-

tenden Nutzen und derartigen Aufschwung gebracht hatte, daß Krimmelbein und Bredt sich für die in New York für 1853 geplante Weltausstellung angemeldet hatten.

Auf das Telegramm hin war Ferdinand sofort wieder nach Barmen gefahren, und nun erst wurde ohne Voreingenommenheit und unter Berücksichtigung aller Einzelheiten sein Projekt sachlich eingehend besprochen.

Die Einrichtungen hatte er zu niedrig veranschlagt. Und wenn man alle sonstigen Kosten berücksichtigte, ergab sich, daß mehr als das doppelte von dem, was er vorgesehen hatte, nötig war. Dennoch erklärte sich Krimmelbein bereit, diesen Betrag zu bewilligen.

\*

Vier Wochen waren verflossen, als sich Petersen endlich auf den Weg nach Paris machte.

Überglücklich war Adele, als eines Abends ihr Vater, eine Depesche in der Hand, ins Zimmer trat und ankündigte: «Herr Ferdinand ist auf der Rückreise und wird Sonnabend hier sein.»

EIN STAMMHAUS

Nach seiner Rückkehr mietete Petersen in Saint-Denis, an der Brise-Echallas-Straße<sup>1</sup>, ein schuppenartiges Hinterhaus, dazu den Hof davor und richtete seine Murexid-Fabrikation darin ein. Damit war das erste, wenn auch kleine, für die Fabrikation eines künstlichen Farbstoffes je unternommene Werk gegründet.

Anfangs ging alles ziemlich nach Wunsch; das Schwierige war, das Fabrikat zu verkaufen. Die Färber, denen er den Farbstoff anbot, verfügten nicht über geeignete Methoden, diesen richtig zu verwenden. Die einlaufenden Aufträge genügten kaum, die winzige Fabrik einträglich in Betrieb zu halten. Absatzmöglichkeiten mußten gesucht werden, langsam nur gelang es, einige in der Seiden- und der im Aufkommen begriffenen Baumwollindustrie zu finden. Schwere Zeiten wurden durchgemacht.

\*

Von weiteren Zukunftsplänen für Adele und Ferdinand konnte keine Rede sein. Die beiden liebten sich. Für alle, die sie kannten, stand dieses außer Zweifel. Drouin, der Zuneigung und Vertrauen zu Petersen hegte, sah dieses gerne, seiner Frau jedoch, so sehr auch sie ihn achtete und obwohl sie nichts gegen ihn einzuwenden hatte, war es weniger recht — sie hoffte,

<sup>1</sup> Rue Brise-Echallas No. 14.



daß aus den Kreisen, in denen ihr Bruder Dr. Camille verkehrte, ein in glänzenderen Verhältnissen stehender Mann sich um ihre hübsche, lebensfrohe Tochter Adele bewerben würde.

Adele ahnte ihrer Mutter Wunsch, aber seit Ferdinand ihr gestanden, daß er sie liebe, hatte sie nur für ihn Sinn. Es betrückte sie tief, sich nicht mit ihm, noch mit irgend jemand hierüber aussprechen zu können. So gut der alte Priester, bei dem sie zur Beichte ging, war, so wohlgemeinte Worte er zu ihr sprach, sie brachten ihr wenig Trost und verhinderten nicht, daß ihre Gedanken sich unaufhörlich darauf richteten, mit Ferdinand zu sein, dem, was er sagen würde, zu lauschen.

Monate vergingen und brachten keine Änderung. Ferdinand kam nach Labriche, wenn er eingeladen wurde, und, soweit es anging, auch sonst hin und wieder zu Besuchen. Gelegenheit, mit Adele allein zu sein, bot sich nie. Wenn er etwa im Park mit ihr und Claire wandelte, oder dort verweilen konnte, wahrte es nie lange und Frau Drouin erschien oder rief die drei zurück.

«Lassen Sie doch die Jugend sich miteinander vergnügen», bemerkte häufig ihr Gemahl. Regelmäßig war die Antwort: «Es ist genug damit»; — Frau Drouin gehörte zu den Müttern, die auf beständiges Überwachen ihrer Töchter bedacht sind, und war hiervon nicht abzubringen.

\*

Ein Jahr war verstrichen, seit Petersen sich an der Brise-Echallas-Straße niedergelassen hatte. Wieder war der Jahresabschluß bei Drouin, wenn nicht

schlecht, so doch nicht erfreulich. Bei Petersen stand es ähnlich, die Nachfrage für Murexid war unbedeutend.

Drouin hatte, als der Winter seinem Ende zuging, für gut befunden, Ferdinand wieder einmal zu sich einzuladen. Es war kalt, windig, regnete, als sich dieser nach Labriche begab. Bei seiner Ankunft wurde er wie stets freudig-freundlich empfangen, ihm ein Platz am Kaminfeuer eingeräumt.

Stillzufrieden saß er in dem Hause, in dem er sich, wie nirgends im fremden Lande, heimisch fühlte.

Frau Drouin neben ihm war wie immer feierlicher Art — ihr Auftreten erinnerte an das der Standesdamen alter Zeiten. Seit Ferdinand sich selbständig gemacht, zeigte sie sich ihm gegenüber entgegenkommender als früher — er war in ihrer Achtung um einige Grade gestiegen. Früher hätte sie sich nicht mit ihm auf intimes Erzählen von Erinnerungen aus ihrer oder seiner Familie eingelassen. Jetzt war es anders.

Sie erkundigte sich nach den Verwandten, die er während seines Aufenthaltes in Deutschland gesehen und gesprochen hatte, lauschte dem, was er sprach, schilderte zwischenhinein Einzelheiten aus ihrem eigenen Leben.

Octavia war in Fère-en-Tartenois, dem alten, welt-historisch oft genannten Städtchen geboren. Sie entstammte hohen Kreisen. Ihr Großvater Laurent de Laures, mit einer Claire de la Roque<sup>1</sup> verheiratet, war

<sup>1</sup> Zu dem alten Grafengeschlecht de la Roque gehört der nach dem Weltkrieg von 1914 als Haupt der «Gardes de feu» oft erwähnte Träger dieses Namens. Die de Laures stammen

vor der großen französischen Revolution Rat des Königs und mit Sitz in Montpellier Sénéchal der Provinz Languedoc gewesen. Er hatte über die Heimat der Troubadoure, der Minnesänger geherrscht. Einer seiner Söhne war Eigentümer des unweit von Fère gelegenen Schlosses und Schloßgutes Jouaigne, der andere, Balthasar, Octavias Vater, war Notar und Bürgermeister von Fère gewesen.

Sie erzählte, wie ihr Vater sich um Napoleon I. bemühte, als dieser nach dem russischen Feldzug, während des Rückzugs vor den deutschen und russischen Armeen, vier Tage in Fère verweilte.

Ferdinand fragte, wie Napoleon ausgesehen habe.

«Grau, ganz grau war er», hatte Octavia geantwortet.

In ihren Kinderaugen war der Mann im grauen Mantel, der im verhängnisvollen Rückzug wohl fahler Gesichtsfarbe war, dessen Haar graute, grau in grau erschienen. Sie hatte in ihrer royalistisch gesinnten Familie stets nur über ihn schimpfen und klagen gehört, und als sie älter geworden war, an den damals empfangenen Eindrücken weiter festgehalten.

Sie erzählte von einem Bruder ihrer Mutter, einem de Chasot, der während Revolutionszeiten alle seine Güter verkauft, die dafür gelösten Dukaten in einem Faß mitnehmend, nach Carolina, damals noch französische Kolonie (später an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft) verreist war. Das Schiff,

laut dem in der Nationalbibliothek in Paris verwahrten d'Hosier (Adelsgeschlechterverzeichnis) aus der Gegend von Pau. Die letzten dieses Namens, ein Kavallerie-Offizier und sein Bruder, Kavallerie-Unteroffizier, fielen in Schlachten während des 1940er Krieges.

mit dem er fuhr, war von Boukanieren, Seeräuber der Antillenmeere, beraubt worden. Chasot war um seine Habe gekommen und verschollen<sup>1</sup>.

Besonders gern kam Octavia auf ihren in Paris lebenden Bruder Camille zu reden. Glänzend hatte dieser seine Studien beendet, war als Arzt zu hohem Ansehen gelangt, Inspektor staatlicher Mineralquellen geworden. Wiederholt hatte er seiner Schwester empfohlen, ihre Töchter in die Kreise, in denen er verkehrte, einführen zu lassen. Das Jahr zuvor hatte er es einzurichten gewußt, daß Claire zu einem Fest in großem, vornehmem Hause eingeladen wurde. Seine Hoffnung, der eine oder der andere würde sich vielleicht für sie begeistern, hatte sich nicht erfüllt, es hatte ihn jedoch nicht entmutigt, und so war es gekommen, daß außer ihr nun auch Adele in Paris an einem großen Ball teilgenommen hatte.

Während alle vor dem Kamin saßen, erzählte Claire mit Entzücken davon, erwähnte, wie Lakaien die Ankommenden empfangen, ihre Namen und Titel in den Saal riefen, Gastgeberin und Gastgeber die Eingeladenen begrüßten, Gäste einander vorgestellt wurden. Sie sprach von den Tänzen, Toiletten, Uniformen, brachte Einzelheiten über alles.

Adele war schweigsam, warf nur ab und zu ein Wort ein.

Ferdinand hörte zu, stellte Fragen. Freude machte es ihm nicht, daß sie an einem Ball, an dem er nicht zugegen war, teilgenommen hatte. Er suchte seine

<sup>1</sup> Erst viele Jahre später wurde vernommen, daß Chasot mit dem Leben davongekommen und sich Nachkommen von ihm in den Südweststaaten guten Gedeihens erfreuten.

Mißstimmung nicht merken zu lassen, meinte bescheiden, Adele zugewandt: «Sie haben sich jedenfalls gut unterhalten.»

So sehr er sich bemühte, dieses gleichgültig vorzubringen, seine Stimme war bewegt, Betrübniß hatte daraus geklungen. Nicht daß er Adele das Vergnügen mißgönnte, aber der Gedanke, daß sie sich mit andern im Tanze gedreht, der eine oder der andere sicherlich ihr zu gefallen gesucht hatte, betrückte ihn. Vielleicht hatte einer ihr Herz zu gewinnen, sie fürs Leben zu erringen gesucht. Allein, so sehr ihn diese Vorstellung peinigte, war es doch gerade er, der Anlaß dazu gab, daß länger und eingehender über jenes Fest gesprochen wurde, als es ohne sein Zutun der Fall gewesen wäre.

Claire sprach von brillanten Kavalieren, von dem Geplauder mit ihnen, von einem, der Adele gefragt hatte, ob sie mit dem damals vielgenannten Minister Drouin de Lhuys verwandt sei, und fügte lachend bei, Adele habe «Ich weiß nicht» geantwortet.

Daraufhin hatte Adele verlegen niedergeschaut, ihr Vater jedoch, sie in Schutz nehmend, bemerkt: «Es ist besser, bescheiden zu sein.»

Dankbar schaute sie zu ihm auf, dann zu Ferdinand hinüber.

Sie war sich wohl bewußt, daß es ihn unangenehm berühren müsse, daß sie an jenem Feste ohne ihn teilgenommen. Während Claire erzählte, hatte sie wiederholt beruhigend zu ihm hinübergeschaut und dennoch nicht verborgen, daß sie sich an dem Glanz jenes Abends gefreut hatte. So sehr der Grundzug ihres Charakters Lebenslust und Heiterkeit war und sie an

dem Feste Gefallen gefunden, hatte sie dennoch unaufhörlich gedacht, wie sehr Ferdinand ihr fehle. Gerne würde sie es ihm gesagt oder zu erkennen gegeben haben, aber das war ihr nur möglich, wenn sie mit ihm allein hätte sein können. Sie hatte sich vergnügt, gescherzt, gelacht, war geschaffen in Gesellschaft zu glänzen, und dennoch konnte es für sie fortan nur da wirklich schön, unbegrenzt schön sein, wo er mit ihr zusammen war — nur mit ihm war nunmehr wahre Freude, wahre Zufriedenheit.

Sie stand nicht mehr in dem Alter, in welchem alles, was hübsch und erhaben scheint, in einem Mädchen Schwärmerei erzeugt, zudem war aus dem zwischen ihr und Ferdinand entstandenen Einvernehmen ein festes Zugehörigkeitsbewußtsein in ihr entstanden. Wenn irgend etwas sie und ihn Berührendes auftauchte, fühlte sie sich nicht hilflos. Bei ihr war mehr als je das fein jungfräuliche Empfinden, bei ihm Mannesstolz und Selbstbewußtsein zur Geltung gekommen.

Für beide hieß es, sich gedulden. Er mußte, solange sich nicht eine eingreifende Änderung in seiner Lebensstellung geltend machte, Zurückhaltung walten lassen, keinen Schritt weiter tun, und dennoch war er Adele schuldig, wann und wo er nur konnte, ihr zu erkennen zu geben, daß er unwandelbar an dem ihr Gesagten festhalte.

Es war ein Ideal, das er verfolgte. Er erwartete, daß Wirklichkeit daraus werde, mußte sie vorbereiten und hierbei die Notwendigkeiten des Daseins im Auge behalten.

Ihm war versagt, mit Adele über das, was ihn be-

schäftigte, zu sprechen, und dennoch war ihm das Leben wertvoller als je — Adeles Hand hatte er gefaßt, vorsichtig, sanft; er wußte, daß sie ihm einmal zu eigen sein werde.

\*

Als er an jenem Sonntag den Heimweg antrat, war eine stille Freude in ihm. Das Gold der Wolken bespiegelte seinen Weg. Regenschauer waren niedergekommen. Am Himmel ballten sich Wolken, durch die Strahlenbündel brachen. Wenn er sich umwandte, hatte er Teile eines leuchtenden Regenbogens vor Augen — ein sinnbetörendes, glückverheißendes Zeichen in der Richtung, wo Adele war. Tropfen funkelten im zarten Grase, ringsum Üppigkeit und Frühlingserwachen.

Frohen Mutes, voller Zuversicht gelangte er auf sein Zimmer, setzte sich vor das Kamin, zündete die Holzscheite an, war wieder vor lodernden Flammen. Dieses Mal nicht sorgenvollen Grübeleien hingegeben. Nie hatte das Flackern ihn so froh gestimmt. Es war, als verständen ihn die Flammen. Er betrachtete ihr Spiel, lauschte dem Knistern und Prasseln zu, suchte zu erraten, was es ihm sagte.

Stunden vergingen. Es wurde spät. Das Feuer war am Verlöschen. Dem Ersterben des Feuers wollte er nicht zusehen. Er erhob sich, zog das Fallblech nieder, ging zur Ruhe.

\*

Ein Jahr ging herum und noch eines. Nichts Neues, nichts Eingreifendes hatte sich ereignet.

In Petersens kleinem Werk wurde gearbeitet, aber Aufschwung wollte nicht kommen. Die Nachfrage für

Murexid war und blieb unwesentlich. Die zwei, die sich eingestanden, daß sie sich liebten, hofften auf Änderung; es schien, solche könne nicht kommen.

Drouin vertraute dennoch auf Ferdinands Zukunft, bewunderte seine Zuversicht und Beharrlichkeit. Frau Drouin dachte wie ihr Mann an eine mögliche Verbindung Ferdinands mit Adele, aber ohne Begeisterung, und wurde auch nicht anders, als eine namhafte Änderung in ihrer Familie eingetreten.

Claire hatte das Elternhaus verlassen. Nicht Bälle, nicht Feste hatten dies gebracht, sondern die Verbindung von Drouin zu Barron, die dieser benützt hatte, um öfters bei Drouin zu erscheinen und Claires Neigung zu erringen. Dieses hatte ihr den ersehnten Mann gebracht. Er hatte um ihre Hand angehalten und sich mit ihr verheiratet.

Auch für Adele sollte es bald eine Änderung geben.

AUFSCHWUNG

Petersen hatte sich, seitdem er sein Geschäft gegründet, bemüht, die Verfahren zur Gewinnung von Murexid zu verbessern. So schwierig dies war, es war ihm gelungen, eine Arbeitsweise zu finden, mit der bei der Herstellung dieses Produktes höhere Ausbeuten und damit auch höherer Gewinn erhalten wurde. Er hatte sein Verfahren patentiert. Das Patent, das er damals erhielt, ist das erste aller jemals für die Erzeugung eines Farbstoffs erworbenen Patente<sup>1</sup>. Das kleine, bescheidene Hinterhaus in Saint-Denis, in dem er fabrizierte, wurde damit, ohne daß er es gesucht noch geahnt, als das Stammhaus der Fabriken chemisch erzeugter Farbstoffe dokumentarisch festgelegt.

Zur Zeit, da dieses geschah, hatte die Pariser Weltausstellung von 1855, an der er sich beteiligt hatte, dem Geschäft Auftrieb gegeben. Dieses und die Ersparnisse, die er dank seiner Arbeitsweise bei der Murexid-Erzeugung erhielt, setzten ihn in die seit langer Zeit ersehnte Lage, um die Hand Adeles anzuhalten.

Das freundschaftliche Verhältnis zu Drouin veranlaßte ihn, sich zunächst an diesen zu wenden. Lächelnd hörte Drouin dem längst Erwarteten zu, fragte,

<sup>1</sup> Französisches Patent No. 25 388 vom 12. November 1855 und Zusatz-Patent vom 10. November 1856. Behandlung des Alloxantins mit Ammoniakgas oder mit einer Mischung von Ammoniakgas und Alkoholdampf oder mit wäßrigem Ammoniak, gemischt mit Alkohol.

ob Ferdinand glaube, daß sie seinem Antrag zustimmen werde.

Auf diese Entgegnung war Petersen nicht gefaßt gewesen. Er war nahe daran, von der zwischen ihm und Adele bestehenden Verständigung zu reden, unterließ es jedoch und erwiderte bescheiden: «Ich hoffe, sie wird ihre Einwilligung geben.»

Drouin scherzte nicht weiter, bemerkte ernst, er werde mit seiner Frau und seiner Tochter Adele reden. Ferdinand solle am folgenden Tag wieder vorsprechen.

Als er wie vereinbart bei ihm erschien, teilte er ihm mit, sein Antrag sei angenommen. Beide begaben sich in das Wohnhaus, wo Frau Drouin sie in der ihr eigentümlichen, zurückhaltenden Weise empfing.

«Ich habe mit Adele gesprochen und willige gerne ein, Ihnen meine Tochter zu geben», bemerkte sie und fügte mit Nachdruck bei: «Ich weiß alles.»

Sie ließ Adele kommen.

Lächelnd trat sie ein, ging auf Ferdinand zu, reichte ihm die Hand, vor ihm stehend, seine Hand haltend, blickte sie fragend zu ihren Eltern hinüber, die ihr zunickten. Sachte zog Ferdinand Adele an sich, gab ihr einen Kuß, dann traten beide zu den Eltern, die sie freudig beglückwünschten.

Die zwei, die durch Jahre getreu zueinander gehalten, waren für immer vereint.

\*

Die Hochzeitsreise führte sie nicht sehr weit. Sie fuhren nach Fontainebleau, das damals das Ziel vieler Neuvermählten war.

Glücklich endlich einander zu gehören, ungehin-

dert, was sie in ihrem Innern gewahrt, nun einander anvertrauen zu können, verweilten sie dort. Tagsüber wandelten sie in den Gärten und Anlagen des Schlosses oder ergingen sich in der Umgegend, fuhren in den meilenweit sich erstreckenden Wald oder in das offene Land hinaus, dem Kutscher das Ziel überlassend.

Während der Weg eines Tages durch unabsehbar weit sich erstreckende Kornfelder führte, knallte dieser mit der Peitsche. Ob er es ohne besondere Absicht oder des Wilds im Felde wegen getan, plötzlich flog neben dem Wagen eine Kette Rebhühner auf. Das unerwartete knatternde Gerassel ihres Flügelschlages hatte Adele erschreckt, unwillkürlich klammerte sie sich an Ferdinand und lachte dann über sich selbst. Für die beiden endete alles in Scherz und Lachen.

Jeder Tag brachte neue Freuden.

In der blätterumrankten Laube einer Dorfwirtschaft, in der sie abgestiegen waren, kam Adele auf den Einfall, nachzuahmen, wie sich ihr in einer ähnlich umrankten Laube einer genähert habe, eine Hand auf ihre Schulter gelegt, sie in seine Arme hatte nehmen wollen, wie sie sich hiergegen gesträubt, und das Ende war, daß beide sich freudig umarmten.

Ein anderes Mal erzählte sie Ferdinand, sie habe ihn damals, als sie neben dem Offizier am Parkgitter vorbeiging, zufällig erblickt und deshalb dann mutwillig ihren Arm in den ihres Begleiters gelegt.

Wenn es abends zu dunkeln begann, gingen sie langsamen Schrittes, sich einander haltend, aus der kleinen Ortschaft hinaus, um den Sonnenuntergang zu betrachten.

Aber bald hieß es zurück ins Alltagsleben.

Sie zogen in das Vorderhaus der Liegenschaft, in der Petersen seinen Betrieb hatte; es war ein schmucker, damals bloß einstöckiger Bau an einem Nebengewässer der Seine. Großartig prächtig wie in Fontainebleau war es da nicht, aber für die beiden war es überall, wo sie beieinander sein konnten, schön und recht, und da waren sie im eigenen Heim.

\*

Das Jahr, in welchem sie sich verheiratet, brachte die in weiten Kreisen ungeheures Aufsehen erregende Erfindung des ersten zur Anwendung gekommenen aus Anilin gewonnenen Farbstoffes. Solange das Anilin bekannt war, und obwohl dieses aus Steinkohlenteer gewonnene Öl wissenschaftlich sehr gründlich untersucht worden, war es dennoch anderweitig unbeachtet geblieben. Dem Engländer Perkin des Londoner Royal College of Chemistry kommt das Verdienst zu, den Eigentümlichkeiten dieses Produktes auf tieferen Grund gegangen zu sein und daraus den von ihm Mauvein genannten, blaue Färbungen ergebenden Farbstoff erzeugt zu haben. Er patentierte diese Erfindung<sup>1</sup> und errichtete in der Nähe von London ein Werk, um sie zu verwerten.

Perkin gab mit seiner Erfindung der Farbenerzeugung eine neue Richtung; er eröffnete mit ihr die Gewinnung der Anilinfarbstoffe. Allein, so große Hoffnungen auf die Verwendungen von Mauvein gesetzt wurden, es fand seiner geringen Lichtechtheit wegen nie recht Anklang.

<sup>1</sup> Englisches Patent No. 1984 vom 20. Februar 1857.

Murexid war der meistbegehrte künstliche Farbstoff; so sehr er sich zum Färben von Seide und von Baumwolle eignete, war es dennoch niemandem gelungen, mit diesem Farbstoff Wolle vollkommen fleckenlos zu färben. Viele hatten sich bemüht, diesem Übelstand abzuweichen, und so auch Petersen. Ihm war es gelungen, hierzu ein sehr einfaches, leicht anzuwendendes Mittel zu finden. Im Mai 1858 hatte er es patentiert<sup>1</sup> und dem größten Pariser Wollfärber zur Ausbeutung angeboten.

Anfangs lachte dieser hierüber, meinte, er brauche das Mittel nicht, und holte, um dieses zu beweisen, aus seinem Geldschrank ein darin wie eine seltene, kostbare Kuriosität verwahrtes, etwas über handgroßes mit Murexid nahezu fleckenlos gefärbtes Wollstück hervor. Nachdem Petersen es besehen und vorgeschlagen hatte, ein ganzes Stück von fünfzig Metern gänzlich fehlerfrei zu färben, nahm der Färbereibesitzer ernste Haltung an, und nun vereinbarten die beiden schriftlich, daß im Falle des Gelingens Petersen für die Anwendung seiner Arbeitsweise eine Lizenzgebühr pro Meter bezahlt und ihm sämtliche Aufträge für den zu verwendenden Farbstoff übertragen würden.

Er färbte das Probestück, der Färbereibesitzer, seine Vorarbeiter, herbeigeholte Sachverständige untersuchten es, einzelne sogar mit Lupen — sie fanden es tadellos.

Auch in der Folge erwies sich das Verfahren von Wert und brachte Petersen derartiger Gewinne, daß

<sup>1</sup> Französisches Patent vom Mai 1858 und Zusatz-Patent vom 20. August 1858.

er unweit von Saint-Denis auf der großen, soweit sie sich erstreckte, damals gänzlich häuserlosen Ebene von Genevillier ein Grundstück von etwa zehntausend Metern erwarb und eine ansehnliche Fabrik darauf errichtete. Aus seinem unscheinbaren Werk war ein bedeutendes Unternehmen entstanden.

\*

Die starke Nachfrage, die sich für Murexid zeigte, hatte Konkurrenz hervorgerufen. Murexid wurde außer von Petersen auch von andern, namentlich in England, in großen Mengen hergestellt. Die erzeugten Mengen waren derart bedeutend, daß sie damals und nach Jahren noch in der Fachliteratur hervorgehoben wurden<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Prof. August Wilhelm Hofmann, der, bevor er zur Einrichtung und Leitung des Royal College of Chemistry nach London berufen wurde, in Gießen Assistent Liebig's gewesen, bemerkte in dem Bericht, den er gelegentlich der Londoner Weltausstellung von 1862 über den Ursprung und die Anfänge der Farbenindustrie schrieb, daß er «an dem Triumph teilgenommen, den das ganze Laboratorium empfand, als die ersten wenigen Gramme Murexid in reinem Zustand erhalten wurden, eine im Jahre 1851 am chemischen Horizont erschienene, seltene, prächtige Substanz, früher als Laboratoriumskuriosität betrachte, aber anderweitig ohne Bedeutung, die in der Folge Anwendung fand, plötzlich in große Nachfrage kam, in äußerst großen Mengen bereitet wurde». Obwohl die Fabrikation des Murexids zu einem Schatten von dem, was sie vor wenigen Jahren noch war, geschwunden ist, wird man sich immer des Anbeginns der Laufbahn dieses Produktes als einer der interessantesten und lehrreichsten Episoden der chemischen Geschichte der Farbstoffe erinnern. Caro, der langjährige Direktor des Riesenwerkes J. G. Farben in Ludwigshafen erwähnte im Jahre 1892 noch in einem Bericht an die Deutsche Chemische Gesellschaft Berlin den Aufschwung, den die Erzeugung von Murexid seinerzeit genommen. Murexid wurde besonders von 1857—1859 in großen Mengen verwendet. Bolley und Kopp (Seite 404—414 *Traité des matières colorantes artificielles* Paris

Die Freude über die große Nachfrage dauerte nicht lange. Kurze Zeit nachdem Petersens neues Werk in Betrieb gekommen, wurde die Anwendung des Murexid durch das Aufkommen eines neu entdeckten, aus Anilin gewonnenen Farbstoffs, durch das Aufkommen des Fuchsin beschränkt und gänzlich verdrängt zu werden bedroht<sup>1</sup>. Mit Fuchsin wurden die prächtigsten, leuchtendsten bis zu jener Zeit gesehenen Färbungen erzeugt.

Der große Pariser Wollfärber, der das Färbereiverfahren Petersens verwertete, gab dieses auf. Er zog vor, an Stelle von Murexid Fuchsin zu verwenden. Seine Bestellungen für Murexid hörten vollkommen auf, die von anderer Seite waren im Abnehmen. Es stand zu befürchten, daß Petersens Werk zum Stillstand kommen würde.

Er hatte den Ruin vor Augen, er fieberte.

Als Aufschwung in sein Geschäft gekommen war, hatte er die bescheidene Wohnung in Saint-Denis aufgegeben, eine schöne Villa auf der bei Saint-Denis sich hinziehenden Seine-Insel, damals beliebtes Ausflugsziel der eleganten Pariser Welt, bezogen. Die Kosten für die Lebenshaltung waren dementsprechend gewachsen.

Er war vor die Frage gestellt, diese Villa nun aufgeben zu müssen, eine billigere, ärmliche Wohnung zu beziehen, sich, seiner Frau und den Kindern, die

1874) wiesen auf die seinerzeitige große Nachfrage für Murexid und auf die Wichtigkeit hin, die diesem Produkt 1853 plötzlich zukam.

<sup>1</sup> Renard Frères in Lyon, französisches Patent vom 8. April 1859 und Zusatz-Patente. Englisches Patent vom 12. April 1859 und Zusatz-Patente.

sie ihm gegeben, Entsagungen und Entbehrungen aufzuerlegen.

Adele, der er sein Leid klagte, verzagte nicht. Die Frauen wissen zumeist harte Schicksalsschläge besser als die Männer zu ertragen. Oder hegte sie Vertrauen in Ferdinands Können und Wissen? Hoffte sie auf Zufall? Auf glückliche Wendung? Sie zeigte unwandelbar Gleichmut.

Wenn er ihr die ihn zur Verzweiflung treibende Lage schilderte, brachte sie Trostesworte. Es waren bloß Worte, nur die Tat konnte helfen.

Obwohl Petersen bisher selten das Schöne des Lebens gekostet, hatte er doch nie zu fühlen bekommen, was wirklich Unglück ist. Unerwartet, unvermittelt war unsägliches Unheil über ihn hereingebrochen. Dies bedrückte ihn um so mehr, als ein Ausweg aus der schwierigen Lage, in die er versetzt worden, nicht abzusehen war — und dennoch sehr bald gefunden werden mußte.

Einmal nachts, als er sich unglücklicher als je fühlte, erhob er sich, wankte zu Adele hin, nahm sie in seine Arme. Ihre Hand haltend, klagte er ihr seine Befürchtungen, seinen Schmerz, sprach von dem in Aussicht stehenden gänzlichen Stillstehen seines Werkes, von den Folgen, die dieses haben werde, von dem Elend, das es bringen werde.

«Du brauchst nicht zu verzweifeln», meinte sie, ihn tröstend, «es wird wieder anders kommen. Sei zufrieden, wir brauchen nicht zu verzagen.»

Ihm war, Adele sei durch das über ihn eingebrochene Unglück mehr denn je an ihn gebunden, er und sie würden nun mehr als je zueinander gehören. Was



sie tröstend meinte, so unbedeutend es war, gab ihm etwas Zuversicht. So schwach die Hoffnungen waren, die sie in ihm erweckte, sie hatten ihn beruhigt. Er legte sich beinahe befriedigten Herzens zum Schlaf nieder.

Den folgenden Tag überlegte er ruhigen Geistes, sachlich. Er zog reiflich in Betracht, daß, da es ihm gelungen, Abnehmer für Murexid zu finden, er diese, seine Kunden, der Erfindung des Fuchsins wegen nicht verlieren dürfe, denen unter ihnen, die statt Murexid nun Fuchsin verwenden wollten, diesen neuen Farbstoff nun sollte liefern können, somit die Fabrikation von Fuchsin aufnehmen müsse.

So leicht es war, zu diesem Entschluß zu kommen, ihn auszuführen, war schwer.

Um Fuchsin mit Gewinn erzeugen zu können, waren eine Reihe von Schwierigkeiten chemischer und viele anderer Art zu überwinden, und zu allem noch lief jeder, der dieses Produkt ohne Bewilligung der Patentinhaber herstellte, Gefahr, sich Patentprozessen auszusetzen. (Solche waren tatsächlich schon im Gang, darunter einer, der durch eine englische Firma, die die Annullierung der Patente verlangte, geführt wurde.)

Petersen entschloß sich, mochte kommen was wolle, die Fuchsin-Fabrikation in seinem neuen Werk aufzunehmen.

FUCHSIN

Fuchsin hat in der Geschichte der Chemie eine besonders hervorragende Rolle gespielt wegen den für dieses Produkt bezahlten phantastisch hohen Preisen, die den wenigen, denen es gelang, über die Schwierigkeiten, die seiner vorteilbringenden Erzeugung entgegenstanden, hinwegzukommen, ungeheuerlich hohe Gewinne brachten.

Die in den Patentschriften enthaltenen Beschreibungen, wie vorzugehen sei, um Fuchsin zu erhalten, waren von wenig Hilfe. Der Erfinder hatte offenbar, als er seine Erfindung machte, uneinheitliche, unrichtig bezeichnete Ausgangsprodukte in Händen gehabt, dementsprechend waren die von ihm gegebenen Vorschriften falsch und irreführend.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Renard Frères in Lyon schrieben in den Patentschriften vor, es müsse Anilin «oder» Toluidin «oder» Cumidin genommen werden, um Fuchsin zu erhalten, wogegen Anilin «und» Toluidin usw., resp. gewisse bestimmte Mischungen jener Öle genommen werden müssen, um zu Fuchsin zu gelangen. Ferner war die Verwendung eines wasserfreien Oxydationsmittels (Anhydrid) vorgeschrieben, wogegen Lösungen der Oxydationsmittel genommen werden müssen.

Merkwürdigerweise machte Henry Medlock in der Beschreibung des Fuchsinverfahrens, welches er am 12. Januar 1860 in England patentierte, dieselben Fehler. Er schrieb die Verwendung trockener Arsensäure vor. Um eine Fuchsin schmelze erhalten zu können, müssen jedoch bekanntlich die Oxydationsmittel in gelöstem Zustande verwendet werden.

Die Firma Read Holiday in Huddersfield (England) bewies, daß, wenn nach den in den Patentschriften gegebenen Weisungen vorgegangen wird, kein Fuchsin erhalten werden kann, und

Die Sachverständigen von heute können nicht anders, als über die Art und Weise, wie die Ersten, die Fuchsin erzeugten, vorgingen und über die Mittel, die sie anwandten, lächeln, und dennoch waren die, die sie ersannen und verwendeten, die Pioniere einer neuen Wissenschaft und einer neuen Industrie. Sie waren die Pioniere der Teerfarbenwissenschaft und der Farbenindustrie, die durch das Mannigfaltige, wozu sie geführt hat, zu den wertvollsten Errungenschaften, die die Welt je gesehen, gehört. Petersen war einer dieser Pioniere und wurde auffallenderweise, trotz den vielen Prozessen gegen die, die ohne besondere Bewilligung der Patentinhaber Fuchsin erzeugten, in seiner Fuchsin-Fabrikation nie im geringsten gestört.

Vor allem mußten, um zu Fuchsin zu gelangen, die zu dessen Gewinnung dienenden Teeröle beschafft und aus ihnen Anilin und Toluidin erzeugt werden. Teeröle wurden nur in England gewonnen, waren da in brauchbarer Qualität schwer zu finden und selten in größeren Mengen erhältlich.

Petersens New Yorker Vertreter Keppelmann hatte ihm geschrieben, daß in den Vereinigten Staaten die Destillation von Teer aufgenommen worden sei und er dort sicherlich die Öle, die er brauchte, würde finden können.

Daraufhin hatte sich Petersen entschlossen, nach New York zu reisen.

---

erreichte auf gerichtliche Prozesse hin, die bis vor die höchsten Instanzen, bis — was äußerst selten — vor das House of Lords geführt wurden und ungeheure Summen gekostet haben, daß die Fuchsin-Fabrikation in England frei wurde.

Auch dieses ging damals nicht ohne weiteres.

Nur wenige Dampfer überkreuzten den Ozean. Die französische «Transatlantische Gesellschaft» bestand noch nicht. Sie wurde erst achtzehnhundertdreiundsechzig, drei Jahre später, gegründet. Er begab sich deshalb zunächst nach Liverpool, schiffte sich dort auf dem der Cunardlinie gehörenden, mit Dampftrieb versehenen Dreimaster «Persia» ein.

Herbststürme wüteten. Mit Mühe nur strich das Schiff über die bewegte, schäumende See. Während der ganzen Dauer der Fahrt war es unmöglich, zu richtiger Ruhe zu kommen. Ob auf Deck, ob im Schiffsraum, man fror. Nachts war kaum Schlaf zu finden.

Oft tauchten in dem wieder und wieder seekrank daniederliegenden Petersen peinigende Gedanken auf. Mußte es wirklich sein, war es wirklich nötig, unumgänglich nötig, so weit zu reisen? Was würde aus den Seinen werden, was während des mindestens sechs Wochen dauernden Fernbleibens aus seinem, unerfahrenen Angestellten überlassenen, Werk werden? Das Wetter besserte sich nicht.

Ein Lotse kam an Bord, übernahm das Kommando des Dampfers und steuerte ihn geschickt, langsam, vorsichtig an den ihm angewiesenen Platz.

Keppelmann erwartete Petersen am Ufer, geleitete ihn zu Firmen, die Teeröle anzubieten hatten. Soviele Parteien solcher er untersuchte, wenige nur waren für seine Zwecke brauchbar.

Er reiste zurück, ohne das, was er suchte, in vollkommen befriedigender Weise erreicht zu haben.

Ein anderer bedenklicher Übelstand war, daß zum vorteilhaften Gewinnen von Fuchsin Arsensäure verwendet werden mußte, die dieses Gift enthaltenden Abwässer im Fischbestand des nicht sehr wasserreichen, langsam fließenden Seineflusses Verheerungen anrichteten und dies amtliche Beschwerden herbeiführte.

Das geeignetste hiergegen war, die Fabrikation dieses Farbstoffes an einen wasserreicheren Fluß zu verlegen. Petersen suchte deshalb längs des Rheins nach einer passenden Stelle und verlegte seinen Fuchsin-Betrieb nach Schweizerhalle, einige Kilometer stromaufwärts von Basel, in eine unmittelbar am Rheinufer stehende Fabrik, von der er zunächst nur mietweise den größeren Teil übernahm.<sup>1</sup>

Sie war nicht etwa neu, sondern die älteste je am Rhein errichtete chemische Fabrik. Der bekannte, revolutionäre Notar Stephan Gutzwiler, dessen Vorgehen die gewaltsame Trennung des Kantons Basel in zwei Kantone herbeiführte, hatte sie während den An-

<sup>1</sup> Die Industrie chemisch erzeugter Farben war in der Schweiz auf die Erfindung des Fuchsins hin von J. J. Müller-Pack in einer Fabrik, die er von Johann Rudolf Geigy gepachtet hatte, und ungefähr gleichzeitig damit von Gerber-Keller in der Fabrik von Gaspard Dollfus eingeführt worden. In Deutschland waren Jaeger in Barmen (Vorgänger der Firma Bayer) und R. Knosp in Stuttgart, die ersten, die sich auf die Fabrikation künstlicher Farbstoffe verlegten. Letzterer ist der eigentliche Gründer und Förderer des beispiellos bedeutenden Riesenwerkes J. G. Farben in Ludwigshafen.

Müller-Pack, obwohl zu den ersten, die Farbstoffe erzeugten, gehörend, gedieh nicht. J. R. Geigy, der das von ihm unternommene Fabrikationsgeschäft fortsetzte, gelang es jedoch, es zu hoher Blüte zu bringen. In Deutschland hatten sich besonders die J. G. Farben und die Farbwerke Höchst, in England Read Holliday & Sons zu großen Unternehmungen entwickelt.

fängen des Jahrhunderts gegründet, um Soda in ihr zu erzeugen. Sie war dann auf andere übergegangen, hatte mehrere Jahre Karl Kestner<sup>1</sup>, dessen Vater einer der acht Söhne der durch Goethes Werther historisch gewordenen Charlotte Kestner war, gehört. Von ihm war sie auf Rochus Potocki, ein Angehöriger des weltbekannten polnischen Geschlechts dieses Namens, übergegangen. Zu diesen, mit der Stätte, in die Petersen nun seine Tätigkeit verlegte, verbundenen, bekannten Namen war nun auch seiner gekommen, der mit dem Ursprung der Farbenindustrie in Zusammenhang stand.

\*

Die Leitung der zwei weit voneinander stehenden Werke, das eine in Schweizerhalle, das andere bei Saint-Denis, wo Murexid, obwohl in kleinem Maßstab, weitergewonnen wurde, zwang zu häufigem von dem einen zum andern Reisen. Ein Chemiker, geeignet, die eine oder die andere Fabrik zu leiten, war nicht zu finden, nur wenige Chemiker kannten sich damals in den im Entstehen begriffenen, zu allem noch geheimnisumwobenen Gewinnen der künstlich erzeugten Farbstoffe aus.

Petersen hatte deshalb zur Überwachung seines französischen Werkes einen Partner, Sichler, genommen. Sichler war jedoch von wenig Hilfe. Er trennte

<sup>1</sup> Kestner, eine Autorität als Chemiker, ist der Erfinder des Schwefelsäure-Verfahrens nach kontinuierlichem statt wie bis anhin nach intermittierendem System. Er patentierte sein Verfahren, führte es in dem Werk Tenants in St. Rollox ein und half damit mächtig zum Emporkommen dieses großen Unternehmens. Er war Besitzer der Chemischen Fabrik in Thann und einer solchen in Belfort.

sich nach kurzer Zeit von ihm, gab das französische Werk auf, gab auch die Villa auf der Insel Saint-Denis auf, verbrachte seine Frau und seine Kinder nach der Schweiz und verlegte seine ganze Arbeitskraft auf die Entwicklung des Schweizerhalle-Werkes.

Zur Zeit dieser Übersiedlung war die, für den damaligen Stand der Industrie erstaunliche Fortschritte aufweisende Londoner Ausstellung von 1862 eröffnet worden.

Petersen, der sich an ihr beteiligt, hatte sich an dem Tage, an dem die Preisrichter die Halle, in der er ausgestellt, besichtigten, in dieser aufgestellt und war nicht wenig erstaunt, als, aus der Mitte der Richter, einer von ihnen mit fröhlichem Hallo — bezeichnend für seine Auffassung der Richterwürde — auf ihn zukam und er in ihm einen seiner früheren Studienkameraden von Gießen her erkannte, ein Engländer, der durch seine Forschungen großes Ansehen und rasch ein namhaftes Vermögen erworben hatte.

Auf nähere Besichtigung der Erzeugnisse Petersens ließ er sich nicht ein, überließ dies seinen Kollegen, spaßte weiter und mit heiterem «All right» war er wieder weg.

Nichtsdestoweniger wurde Petersen die große Bronze-Medaille zugesprochen, und in dem von Professor August Wilhelm Hofmann verfaßten Ausstellungsbericht auf die von ihm zur Ausstellung gebrachten prachtvollen Spezialitäten (beautiful specimen) besonders hingewiesen.

Er hatte Murexid und die zu dessen Erzeugung dienenden Zwischenprodukte ausgestellt, Fuchsin jedoch nicht. Die Fuchsin-Patentprozesse waren noch im

Gang. Er wollte die Patentinhaber nicht zu einem unnützen Rechtsstreit herausfordern.

\*

Mit dem Eintritt Petersens in das am steilen Rheinufer stehende Werk hatte für diese alte Hochburg chemischer Industrie eine neue Aera begonnen. An Aufträgen an Fuchsin fehlte es nicht. Die Nachfrage nach Fuchsin war unersättlich und wuchs noch an, nachdem Professor Hofmann gefunden und gezeigt, daß Fuchsin eine Muttersubstanz ist, die außer zum Rotfärben und zur Gewinnung von blauen, auch zur Herstellung von grün und violett färbenden Farbstoffen verwendet werden konnte.

Schwierigkeiten waren immer noch zu überwinden, aber die anfänglichsten, die härtesten, waren überstanden.

Die außerordentliche Reinheit, die Frische, die strahlende Schönheit der von Menschenhand erzeugten Farben überraschten. Sie waren etwas früher nie gesehenes, das alle Welt in heute kaum mehr zu verstehendes, unbeschreibliches Erstaunen und in Bewunderung setzte.

In Paris, der Stadt, die für alles Neue besonders empfänglich ist, wurde, nachdem die ersten fünf oder sechs künstlich erzeugten Farben im Handel erschienen waren, im «Théâtre du Châtelet», dem größten Schauspielhaus, ein luxuriös ausgestattetes Feenstück gegeben, in welchem während der Hauptszene mit ungewöhnlichem Pomp, in langem Geleitzug, eine reich verzierte Truhe auf die Bühne gebracht, feierlich dort aufgestellt wurde, und aus der große, mit den neuen

Farben gefärbte Seidenstoffstücke langsam hervorgezogen und vor den staunenden, bewundernden Zuschauern ausgebreitet wurden. Die Augen waren von der Farbenpracht wie geblendet. Brausender Beifall belohnte das märchenhaft schöne, wie von Feenhand geschaffen erscheinende Bild. Erzählt wurde, es sei dem Eingreifen eines Chemikers zu verdanken, der die seit hundert Jahren im Schlaf ruhende Farben-gewinnung erweckt und das Entstehen der Farbenindustrie veranlaßt hatte.

An Dr. Sacc, an den hiermit gedacht wurde, erinnert sich heute kaum irgend jemand mehr, und dennoch bleibt feststehend und ist jederzeit nachweisbar, daß, was er geleistet, so bescheiden es erscheinen mag, das Entstehen eines neuen Erwerbszweiges veranlaßt hat, der nunmehr in den Industriestaaten Europas und Amerikas Hunderttausenden einträgliche Arbeit gibt und aus dem, außer Farben, unzählige der Menschheit wertvolle Produkte hervorgehen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dr. Sacc, später von Wasserling nach Barcelona gezogen, kam von dort in seine Heimat nach Neuenburg zurück, wo er, an der Akademie tätig, chemische Studien veröffentlichte. Später nach Santiago in Chile berufen, starb er dort als Professor an der Universität. (Vergl. *Dict. historique et biographique de la Suisse* 1921.) Er hatte im Sommersemester 1843 und Sommersemester 1844 in Gießen studiert.

DIE RHEINLEHNE

Die Gewinnung der Farbstoffe hatte eine eigenartige Wendung genommen, nicht so sehr da, wo sie entstanden, sondern in Deutschland und in der Schweiz sich in hohem Maße entwickelt. Diese Länder waren die Zentren der neuen Industrie geworden. Der Anteil, den sie an dem Siegeszug der Chemie gehabt, hatte sie in hervorragende Stellung gebracht.

Petersens Unternehmen gedieh. Er kaufte den vorerst nur gemieteten Teil des Schweizerhalle-Werkes, kaufte auch das daran anstoßende Land, ein «Rheinlehne» genanntes Gut. Ein Uferbesitz, der sich einen Kilometer weit zwischen den Gestaden des Rheines und der längs diesem Fluß sich hinziehenden, den Norden und den Süden Europas verbindenden einstigen römischen Heerstraße erstreckte, wurde auf diese Weise sein Eigentum.

Der gegen das Wasser abfallende Saum des Rheinlehne-Besitzes war bewaldet, das übrige war Acker- und Wiesenland, mitten darin standen einsam, weit weg von allen andern Wohnhäusern, die Rheinlehne-Gebäulichkeiten.

<sup>1</sup> In Frankreich war die mit großen Kapitalien ausgerüstete und über Patentmonopole verfügende «Société de la Fuchsin» in Lyon nach kurzem Bestehen aufgelöst worden. Dagegen blühte in Saint-Denis die Farbstoff-Fabrik von Poirrier, aus der später die «Soc. des mat. col. de Saint-Denis» hervorging. In England bestanden außer Read Holliday & Sons noch zwei oder drei Farbstoff-Fabriken; in der Schweiz waren es deren acht; in Deutschland noch weit mehr.

Unmittelbar daneben waren am Ufer, Zeuge alten Fischereirechts, die Reste einer zum Fangen von Salmen dienenden «Fischwaage», die, wie der daran angekettete Waidling, ein kleines, flachbödiges Boot, von den Rheinlehnbewohnern zum Fischen benützt wurde.

Petersen ließ den Hauptbau vergrößern, daneben Stallungen, ein Gärtnerhaus und ein Treibhaus errichten, ringsum Garten- und Parkanlagen erstellen. Das solcherweise umgestaltete Gut wurde sein Sommersitz. Wenn der Winter nahte, zogen er und die Seinen in die unweit von Schweizerhalle gelegene Stadt, einst freie Reichsstadt, mit dem alten Dom, daneben die Gebäude des bischöflichen Hofes, behäbige Patrizierhäuser, in engen Gassen bescheidene Wohnungen.

Petersen hatte stets Interesse für Altertümliches gehabt, und so auch hier. Er machte sich mit der Geschichte der Stadt und des Landes, in die er gekommen, vertraut.

Aus Chroniken und Urkunden ersah er, daß, als die Römer während des Anfangs unserer Zeitrechnung an den Rhein gelangten, unweit der Mündung des Birsigflüßchens in diesen Fluß, eine Quelle und daneben eine Siedlung von Ureinwohnern, von Raurakiern war. Sie ließen sie vorerst unbehelligt, setzten sich zehn Kilometer stromaufwärts davon an der Mündung der Ergolz in den Rhein fest, gründeten da die Stadt Augusta Rauracorum.<sup>1</sup>

Die Ruinen eines Amphitheaters, eines Forums, einer weithin führenden Wasserleitung, Reste von

<sup>1</sup> Siehe Augusta Raurica von Dr. Rud. Laur-Béart.

Tempeln, Villen, Befestigungen sind stumme Zeugen, daß da, wo heute Felder und Wald, in ihrer Mitte das kleine Dorf Augst, sich einst eine blühende Stadt erhob.

Männer, die den römischen Heeren gefolgt, brachten das Christentum. Aus den heidnischen Tempeln wurden christliche Kirchen. Aus der Ansiedlung an der Birsigmündung wurde die Stadt Basilea, das heutige Basel. In ihr entstand im Laufe der Jahrhunderte das majestätische Münster. Ein Bischof ließ sich daneben nieder, auf der andern Seite hatten die Römer eine Burg, die sie jedoch verließen, als ihre Legionen anderswo benötigt wurden.

Die Völkerwanderung brachte Kämpfe und Verheerungen. Die Bewohner Basels hatten ihre Stadt mit Mauern umgeben. Das deutsche Kaiserreich entstand, dehnte seine Macht über das Land der Rauraker und weiter nach Süden über das der Helveten aus. Lehnwesen wurde eingeführt. Am bischöflichen Hofe wurden Hörige gehalten.

Der Charakter der Stadt änderte sich den Zeiten entsprechend. Sie war die Lieblingsstadt des zum deutschen König erwählten Rudolf von Habsburg geworden. In ihren Mauern hatten der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden und andere hohe Machthaber ihre Höfe. In ihr wurden prunkvolle Feste, glänzende Turniere, über die in- und ausländische Geschichtsschreiber berichten und derer sogar Cervantes in seinem «Don Quichote» gedachte, abgehalten.

«Die Zeit, in der von Tuch und Seide die Farbenlust lachte und auf schimmernde Wehr und Waffe stolze, selbstbewußte Geschlechter sich auslebten, verging.»

Während der Reformation verließ der Bischof die Stadt. Die Macht und der Reichtum der bürgerlichen Geschlechter kam zur Geltung. Die Schlösser und die Burgen ringsum gingen auf sie über. Von der Stadt eingesetzte Landvögte waren es, die fortan auf den Burgen regierten.

Basel war, weil befestigt, freie Stadt geblieben, trat als solche dem Bund bei, den die Bewohner der helvetischen Kantone, nachdem sie sich von der Herrschaft des deutschen Reiches freigemacht, gebildet hatten. Eine ideale, aus Völkern verschiedener Herkunft, Sprachen und Rassen bestehende, einheitliche Nation, die Schweiz, war so entstanden.

Petersen wünschte, daß das Land, wohin Fügungen des Schicksals ihn versetzt, seine und seiner Kinder Heimat werden solle. «Ubi bene ibi patria.» Er wollte Bürger der Stadt werden, reichte hierzu ein Gesuch ein, wurde als solcher aufgenommen, einer Zunft<sup>1</sup>, einer der drei Ehrenzünfte, zugeteilt und in das städtische Bataillon eingereiht<sup>1</sup>.

Als im Jahre 1870 die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland erfolgte, machte er als Füsilier die Grenzbesetzung zur Verteidigung des Landes mit. Er war mit dabei, als sich die achtzigtausend Mann starke französische Bourbaki-Armee, gegen die Schweiz gedrückt, den schweizerischen Truppen ergab.

\*

Wer Erfolg hat, zieht die Aufmerksamkeit auf sich und wird, wenn guten Charakters, gerne gesehen. So

<sup>1</sup> Die Zünfte besaßen damals noch und bis 1874 politische Vorrechte.

war es gekommen, daß sich Petersen und Adele besonderer Achtung erfreuten und in dem damals äußerst abgeschlossenen Kreis der altansässigen, erbgesessenen Gesellschaft der sprichwörtlich reichen Stadt aufgenommen, gelegentlich zu in dieser gegebenen Festlichkeiten Einladungen erhielten.

Adele, in den besten Jahren, anfangs Dreißiger, hübsch, heiter, jugendfrisch, glänzte inmitten aller, hätte aber, wenn es auf einen Schönheitswettbewerb angekommen wäre, dennoch einen schweren Stand gehabt. Eine große Zahl außerordentlich schöner Frauen waren zugegen. Damals kam es vor, daß Künstler von Ruf und Rang sich in vertrautem Kreis über die Schönheit jener Damenwelt sachlich-kritisch ergingen, zwischen ihnen und klassischen Schönheitsvorbildern wissenschaftlich-analytische Vergleiche vornahmen.

Schmuck und Juwelen tragen zur Erhöhung weiblicher Schönheit bei. An kostbarem Geschmeide von hohem Wert, aus altem Familienbesitz sowohl als neuester Mode, fehlte es nicht, hatte es da nie gefehlt. Prunk und Glanz waren da zu sehen.

Wenn sich das in jenem Kreis eingeführte Paar anfänglich bescheiden ausnahm, genossen die beiden dennoch allseitige Beachtung und Ansehen.

\*

So erfreulich das Stadtleben sein mochte, eine größere Freude war es, besonders für die Kinder, den Sommer auf der Rheinlehne zuzubringen.

Petersen hatte ihnen, als sie noch klein waren, verboten, an den Rhein zu gehen und als sie herangewachsen, der Gefährlichkeit der starken Strömung

und der Wirbel und Stromschnellen wegen vermieden, seinen Söhnen den Gebrauch des Nachens zu erlernen. Als seine Söhne Walter und Manuel älter geworden, hatten sie der Versuchung, sich des an den Resten der alten Salmenwaage angeketteten Waidlings zu bedienen, nicht widerstehen können. Walter hatte Manuel vorgeschlagen, ein weggeworfenes altes Seil an die Waidlingskette anzubinden und das Boot ohne Gefahr, daß es von dem Strom fortgerissen werde, solcherweise, soweit die Länge des Seiles es erlaubte, zu schalten und zu staaken. Ersteres erforderte, da nur Stehruder in Betracht kamen, besondere Geschicklichkeit und Übung, letzteres zudem gehörig Kraftaufwand.

Manuel, stets bereit, seinem älteren Bruder zu folgen, war darauf eingegangen. Gesagt, getan. Niemand konnte sie der dichten Gebüsche wegen, mit denen die Ufer bewachsen waren, sehen und störte sie daher auch niemand in ihren Fahrversuchen.

Eines Tages riß das morsch gewordene Seil. Viel bedeutete es für die beiden nicht. Sie hatten seit ihren ersten Versuchen, das Boot zu lenken, es zu meistern gelernt, wußten, daß ihnen kaum etwas böses zustoßen konnte. Sie lachten über das Zerreißen des Seiles, erschrakten aber, als sie plötzlich gewahr wurden, daß ihr Vater sie von einer Stelle aus, wo eine Treppe an das Wasser führte, ruhig beobachtete.

Sofort brachten sie, geschickt eine Gegenströmung benützend, das Fahrzeug kunstgerecht an seinen Standort zurück, befestigten es und da ihr Vater sie nicht zurechtwies, benützten sie es fortan zu Fahrten ins Weite.

Sie erkundeten den wilden, noch nirgends eingedämmten Strom, seine mit Gestrüpp und Buschwerk bewachsenen felsigen Ufer, fuhren über Stromschnellen, fanden Strecken, wo das Fahrwasser so ruhig wie das eines Sees war.

Außer den Gebäuden der Rheinlehne und dem einen halben Kilometer davon entfernten väterlichen Werk waren weit und breit keinerlei Bauten.

An einer senkrecht abfallenden Felswand fanden sie eine nur vom Wasser aus zugängliche Höhle. Es machte ihnen Freude, zu ihr hinaufzuklettern. Wenn sie vor ihr oder in ihr verweilten, war ihnen, die ganze Welt gehöre ihnen.

Weiter stromaufwärts, an sandigem Gestade, vor dem weit hinaus wenig Wassertiefe und kaum Strömung war, laichten Lachse. Nachts waren da Lichter von Fischern, die durch brennende Kienspäne Fische anlockten, sie mit einem Dreizack zu harpunieren.

Mitten in dem dort sehr breiten Fluß erstreckte sich eine unbewohnte, von Sträuchern und Bäumen bewachsene Insel, deren flache, sandige Ufer unzähligen Vögeln als Brutstelle dienten. Im Herbst und mehr noch im Winter wimmelte es auf und über ihr von Wildenten, Wildgänsen, Möven, Kiebitzen — zwei Wildschwäne wurden einmal dort gesehen.

In einer Bucht dieser Insel wuchs hohes Schilf, von dem die beiden Knaben, soviel ihr Schiff fassen konnte, abschnitten, hierauf es stromab zu einem Felsvorsprung lenkten, auf dem sie sich eine Schilhütte bauten.

Vor jener kleinen Insel, von ihr durch gewaltige Stromschnellen getrennt, war eine große, bewohnte,



einem Bauern gehörende Insel. Gefährlich, mühsam war es, von der einen zur andern zu fahren.

Dampfer oder sonstige größere Fahrzeuge befuhren den Oberrhein damals noch nicht. Hin und wieder kam ein aus Stämmen von Schwarzwaldtannen zusammengesetztes Floß ruhig den Rhein hinunter getrieben, oder war in einem Waidling ein seinem Handwerk nachgehender Fischer der «Rheingenossenschaft» zu sehen<sup>1</sup>.

Besonders anziehend an der Rheinlehne war eine halbrunde Eckterrasse hinter dem Hauptgebäude. Von ihr aus konnte der Blick weithin über den großen Wasserspiegel des Flusses, über seine bewaldeten Ufer, den Feldern, die sich hinter ihnen auf beiden Seiten des Flusses bis zu den Ausläufern der Berge, einerseits des Schwarzwaldes, anderseits des Juras erstreckten, schweifen. Und wenn das Wetter klar, die Sonne sich zwischen den Bergausläufern dem Horizont zu näherte, kam über ihm die Kette der Vogesen zackig, blauviolett, und in ihrer Mitte die Kuppel des Belchen, des höchsten Berges des Elsaß, zum Vorschein.

Von dieser Terrasse war der Ausblick erstaunlich, Bewunderung erregend. Über der weiten Fläche des Rheines, seinen blaugrünen Fluten, zogen ruhigen Fluges weiße Möven, ließen sich Fischreiher nachlässigen Flügelschlages am Ufer nieder, war hoch in der Luft ein in Segelflug Kreise ziehender Bussard zu

<sup>1</sup> Diese merkwürdige, zunftartige, aus Römerzeiten erhalten gebliebene Vereinigung, deren Rechte sich von Säckingen bis Basel erstreckten, besteht nicht mehr, wurde Ende des Jahrhunderts aufgehoben. Sie hatte ihren Sitz in Augst, dem einstigen Augusta Rauracorum. (Vergl. Vetter «Die Rheingenossen».)

sehen, und wenn sich nichts Lebendes dem Auge bot, gab die sich stetsfort ändernde weite Himmelskuppel ein immer wechselndes Bild. Ob der Himmel klar oder bewölkt, Wolken sich jagten oder ihre Form kaum ändernd an der gleichen Stelle verweilten, ob das Firmament in glänzenden, warmen Farben prangte, ob Regen oder Gewitter im Anzug waren, immer war da ein anregender Ausblick. Die Aussicht ähnelte der von Bergeshöhen, mit dem Unterschied, daß sie jederzeit, ohne die Mühe eines Anstieges genossen werden konnte.

So herrlich es auf dieser Terrasse war, gab es dennoch eines Tages von ihr aus grauisches zu sehen.

Walter, der besonders gern auf ihr verweilte, wurde Zeuge eines schaurigen Geschehens. Er hatte seinen Blick über den Strom schweifen lassen und weit weg am jenseitigen Ufer drei Mädchen, ein nahezu erwachsenes und zwei kleinere, die sich zum baden auskleideten, bemerkt.

An der Stelle, wo sie sich anschickten, ins Wasser zu gehen, war, wie er wußte, eine breite, im Flußbett sanft abfallende, allmählich darin verschwindende, nicht weit hinaus ragende Felsplatte. Ihr Ende war unterhöhlt. Dort angelangt, konnte man plötzlich nicht mehr Fuß fassen. Er dachte an die Gefahr, der die Mädchen sich aussetzten, sah aber, daß sie vorsichtig, nur bis zu den Knien, ins Wasser gingen, sich nicht weit hinauswagten. Beruhigt jener Stelle den Rücken zuehend, blickte er dem Horizont zu, um den Untergang der Sonne zu beobachten.

Der Himmel war in vollem Glanz, in sanften orange-farbenen Tönen abgestuft, vereinzelte Wolken leuchteten in roter, andere in gelber Glut. Die Vogesen-

berge zeichneten sich deutlicher als je vom hellen Himmel ab. Das farbenreiche Bild, seine langsamen Veränderungen betrachtend, dachte er nicht mehr an die Badenden, als plötzlich aus der Richtung, in der sie waren, grelle Schreie — schrille Rufe des Entsetzens ertönten.

Er sprang auf, beugte sich über die Brüstung vor, blickte in die Richtung der Badenden, traute seinen Augen kaum; so scharf er ausschaute, nur zwei, nur die beiden kleinen Mädchen waren zu sehen. Sie waren es, die händeringend die Schreie ausstießen — das dritte Mädchen war verschwunden.

Es blieb kein Zweifel darüber, was geschehen war.

Walter stürzte an den Rhein, sprang in den Kahn, ruderte mit aller Kraft, deren er fähig war, der Stelle zu, wohin seiner Schätzung nach, bis er drüben angelangt, die Verschwundene von der Strömung hinabgetrieben sein mochte.

Allein, dort angelangt, konnte er von ihr nichts wahrnehmen.

Er spähte umher, suchte mit den Blicken die Fluten zu durchdringen.

Es war vergeblich.

Er ließ sein Boot von der Strömung treiben. Das Wasser war klar, man konnte tief hineinschauen. So sehr er sich bemühte, die Verschwundene darin zu erblicken, es war vergeblich — nur Wasser war zu sehen, Wasserschwall, Wasserrauschen, nichts Totes, nichts Lebendes darin zu erspähen.

Unablässig ausschauend staakte er sein Schiff dem Ufer entlang stromauf. Doch es blieb sein Ausschauen ein nutzloses Bemühen.

Traurig wandte er sein Boot der Badestelle zu. Niemand war mehr da zu sehen. Hinter den Büschen aber, hoch am Ufer, hörte er Stimmen.

Zwei Männer, die in den Feldern gearbeitet hatten, vom Schrei der beiden Kleinen herbeigelockt, suchten sie zu trösten. Sie hatten Walter über den Strom rudern sehen und sich gedacht, daß er zur Rettung herbeigeilt war.

An dem Felsen angelangt, ließ er den Vorderteil seines Bootes hinaufgleiten und stillstehen. Er und die hinter den Büschen konnten einander nicht sehen.

«Habt Ihr sie gefunden», rief eine Kinderstimme.

Verfängliche Frage. Sie verneinend zu beantworten, brachte Walter nicht über sich.

«Habt Ihr Marie gefunden, meine Schwester Marie?»

Er schwieg, ihm war die Kehle wie zugeschnürt.

Flehend, angstvoll wurde die Frage wiederholt.

Wieder wich er der Beantwortung aus, erwiderte:

«Ich muß noch suchen . . .»

Von neuem ertönten Klagen.

«Marie!», riefen die Kleinen jammervoll. «Wo ist denn Marie?»

Walter lenkte seinen Waidling wiederum stromabwärts. Er wußte, daß alles Suchen vergeblich war, schaute dennoch rundum aus, kehrte dann zur Badestelle zurück.

Wieder kamen Fragen: «Wo ist sie denn? Könnt Ihr sie nicht finden?»

Die armen Kleinen, sie hofften noch.

Ihnen Hoffnung zu lassen, antwortete er: «Der Fährmann weiter unten ist herübergefahren, vielleicht hat er sie gesehen, vielleicht sie gerettet».

Hierauf ruderte er über den Fluß der Rheinlehne zu. Auf der Mitte des Stromes angelangt, schaute er zurück, sah, wie die zwei Mädchen, von den Männern begleitet, dem Ufer entlang der Haltestelle der Fähre zgingen.

Ihr Fragen dort war vergeblich.

Von dem verschwundenen Mädchen wurde nie mehr etwas vernommen.

WANDLUNGEN

Was die Freizeit bringen mochte, das Arbeiten wurde nicht vernachlässigt. Walter war daran, sich für das Reifezeugnis zur Aufnahme an der Technischen Hochschule einer Großstadt vorzubereiten, Manuel besuchte eine Handelsschule. In der Fabrik war flottes Gedeihen.

Petersen führte ein großes Haus, hatte seiner zahlreichen Familie wegen zahlreiche Dienerschaft. Zur Unterstützung der Mutter in der Erziehung der jüngeren Kinder war eine weitläufig mit ihm verwandte Tochter, Fräulein Emma, aufgenommen worden, die bei jeder Gelegenheit die Bande herzlichen Familienlebens zu vertiefen suchte.

Für das erste Weihnachtsfest, das sie mitfeierte, hatte sie im geheimen, als Überraschung für die Eltern, dem kleinen dreijährigen Heine ein Lied gelehrt.

Mit zartem Kinderstimmchen, von schwach angeschlagener Klavierbegleitung unterstützt, sang der Kleine das Lied. Still zufrieden, lächelnd, feuchten Auges lauschten seine Eltern zu.

Drei Jahre später kam Heine zur Schule, ein hübscher Junge, strotzend von Gesundheit, aber auf den Schulbänken blieb er hinten an, war unter den letzten. Dies wurde auch nicht anders, als er größer geworden. Dreimal war er in Klassen sitzen geblieben, war siebzehnjährig, und es war nicht abzusehen, wozu er im späteren Leben wohl zu brauchen sein könnte. Und —

gerade er brachte es später von allen seinen Geschwistern am weitesten.

Sein Vater war zum Entschluß gekommen, weil der Junge für Kopfarbeit nicht geeignet schien, ihn eine Handarbeit erlernen zu lassen, hatte daraufhin seinen Vertreter in Sachsen ersucht, für Heine eine Lehrlingsstelle in einer Färberei zu finden. Eine solche hätte sich auch weniger weit von zu Hause gefunden, aber mancherlei Gründe sprachen dafür, Heine vollkommen aus der bisherigen Umgebung herauszubringen.

Als Adele diesen Entschluß vernahm, trat sie ihm mit Entschiedenheit entgegen, versuchte alles, um ihren Mann davon abzubringen. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn, wie sie sich ausdrückte, ihr genommen werde. Allein, was sie vorbrachte, verhinderte nicht, daß die Verhandlungen mit der Firma in Sachsen weiter verfolgt wurden.

Der Lehrlingsvertrag kam, Heine und sein Vater unterzeichneten ihn. Schriftlich wurde mit dem Färbereibesitzer Bornemann in Merane vereinbart, daß Heine eine dreijährige Lehrzeit durchmachen werde.

Es war Winter.

Der Tag der Abreise kam.

Traurig, schweren Herzens half die Mutter widerwillig und doch sorgsam Heines Koffer und Reisetasche packen.

Zum ersten Mal sollte eines ihrer Kinder für lange, vielleicht für immer das Elternhaus verlassen — in diesen Gedanken vermochte sie sich nicht zu finden.

Als ihr Mann abends nach Hause kam, bat sie ihn wiederum, dringender als je, von seinem Vorhaben abzustehen. Sie wies auf die Jugend, die Unerfahrenheit

des Knaben hin, sprach von schwerer Arbeit in Kälte und Nässe, in zügigen Räumen, vom Wohnen bei unbekanntem, fremden Menschen. Wenn er krank würde, wer würde ihn pflegen?

«Ich bin gegen dieses Fortgeben meines Kindes», rief sie in ihrer Verzweiflung. «Ich, seine Mutter, habe doch auch ein Recht, über ihn zu verfügen. Wann werde ich ihn wiedersehen? Vielleicht nie!»

Sie war außer sich vor Schmerz. Man ging zu Tisch. Sie aß nicht, schalt ihren Mann einen herzlosen Vater. Er trage die volle Verantwortung, die Schuld an allem, was kommen könne. Sie suchte Heine zu veranlassen, dem Vater den Gehorsam zu verweigern.

Die Mahlzeit ging zu Ende.

Alle hatten sich erhoben.

Heine und sein Vater sollten mit dem Nachtzug verreisen. Der Wagen stand im Hof bereit. Die Laterne waren angezündet, der Kutscher saß auf dem Bock. Petersen befahl, vorzufahren.

Man gelangte vom Hof durch eine, durch das Erdgeschoß des Wohnhauses führende Einfahrt auf die Straße. Das Pferdegetrappel und das dumpfe Dröhnen, erzeugt durch das Fuhrwerk in der Einfahrt, ertönten — dieses Mal klang es dumpfer, düsterer als je.

Adele hatte sich an ihren Sohn geklammert, suchte ihn zurückzuhalten. Sanft wand er sich von ihr, ging weiter, während sie weinend, begleitet von den übrigen Kindern, den zwei Vorangehenden folgte.

Die beiden stiegen in den Wagen.

Der alte Herr klappte entschlossen die Türe zu.

Adeles Verzweiflung hatte den höchsten Grad erreicht.

«Du nimmst mir mein Kind!», rief sie.

Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung.

Die Nerven der Mutter versagten. Sie fiel zurück. Die hinter ihr Stehenden mußten sie halten.

Der glitzernde, zweispännige Wagen gelangte auf die Straße, entfernte sich rasselnd in raschem Trabe.

Hinter ihm wurde das Haustor geschlossen. Ein neuer Lebensabschnitt hatte für Heine begonnen.

\*

Die beiden hatten in einem Abteil Platz genommen. Sie waren allein.

Heine hatte es sich bequem gemacht, hatte sich hingelegt, war eingeschlafen.

Sein Vater, in einer Ecke sitzend, wachte, konnte nicht ruhen, überdachte den Abschied.

Es bedrückte ihn, daß sich seine Frau so sehr gegen das, was er für gut befunden, gestäubt hatte. Zweifel bestürmten ihn. War es unvermeidlich, den Sohn fortzugeben? So weit fort zu tun?

Das Erlernen des Färbens bedingt anstrengendes, hartes Arbeiten, erheischt Farbensinn und, um geforderte Farbtöne nach gegebenen Mustern zu erhalten, die Gabe, Färbungen richtig zu beurteilen. Würde Heine dieses jemals können? Würde er Auge, Hand, Geschick hierfür besitzen, oder nur unter der Leitung anderer Nützliches zu leisten imstande sein?

Hunderte, Tausende sind in Färbereien tätig und bringen es nie fertig, nach einem Muster zu färben.

Ruhig schlafend lag der Sohn. Er war nicht mehr der Kleine von früher. Er hatte sich nicht durch die Mutter vom Vater trennen lassen, war ihm gefolgt, —

und dennoch fragte sich Petersen, ob er vielleicht nicht doch unrichtig gehandelt habe.

Er hatte Heine nicht gezwungen, den für ihn geeignet erachteten Beruf zu erwählen. Heine hatte in das ihm Vorgeschlagene ohne weiteres eingewilligt — und dennoch wollte es Petersen nicht gelingen, sich über das, was er für seinen Sohn unternommen und nun durchführte, zu beruhigen.

Ihn bekümmerte die Zukunft des jungen Burschen in anderer Weise als Adele. Bei ihr wirkte das mütterliche Fühlen, davor schwand alles, auch das Denken über des Sohnes Zukunft. Beim Vater war letzteres überwiegend.

Der Zug eilte weiter, brauste an Bahnhöfen vorbei, hielt zum Auswechseln der Maschine in spärlich erleuchteten Hallen und eilte weiter davon.

Kurz vor dem Eintreffen in Merane erst war Petersen eingnickt.

Die beiden sprachen bei Bornemann vor.

Hierauf wurde für den Lehrling ein Zimmer gemietet, dann reiste der Vater zurück, ihn seinem Schicksal überlassend.

\*

Heine gefiel es in Merane. Er hatte Freude an der für ihn neuen Tätigkeit. Aus den ihm verhaßten Schulbänken war er heraus, arbeitete an Greifbarem, unmittelbar Nützlichem.

Er machte die drei Jahre Lehrzeit durch und erschien, als er sie beendet, mit einem ihn empfehlenden Zeugnis seiner Meister wieder bei den Eltern.

Er blieb nicht lange bei ihnen.

Was ihm ältere Färber aus ihren Wanderjahren er-

zählt, lockte ihn hinaus. Wie sie wollte er zu weiterer Ausbildung von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ziehen.

In einer bedeutenden Färberei Krefelds verweilte er nahezu ein Jahr.

Soviel er, seit er erstmals von zu Hause fortgezogen war, mit derben, unwirschen, zuweilen rohen Leuten zusammen gewesen, das ihm anerzogene Gute hatte er bewahrt. Er war durch den Verkehr mit verschiedenen gearteten Menschen anpassungsfähig und durch das vielstündige, harte Arbeiten gestählt, ein kräftiger Bursche geworden.

Von Krefeld reiste er nach Berlin, der Weltstadt, zu der es viele drängte, in der es deshalb auch schwer war, eine einträgliche Beschäftigung zu finden. Schließlich fand er Anstellung bei Tobias, einem unbedeutenden alten Lappenfärber, der abgetragene Kleider kaufte, sie brühte, entfleckte, färbte, glänzende Stellen an Ellbogen und Knien mit Rostpapier rieb und sie als neue Kleidungsstücke verkaufte.

Bei Tobias war nicht nur das zu behandelnde Material schäbig, die Löhne waren es noch viel mehr, deshalb suchte sein neuer Gesell anderswo unterzukommen.

War es Überhebung, der kaum einundzwanzigjährige Anfänger sprach bei Spindler in Spindlersfeld, der größten Färberei Berlins vor, ein Werk, das damals schon mehrere tausend Färber, Färbereihilfen und andere Angestellte beschäftigte, und bot sich da als Färber an!

Der Direktor, an den er gewiesen wurde und dem er seine Zeugnisse zur Einsichtnahme überreichte,

fragte, nachdenklich sie betrachtend: «Petersen — Petersen — sind Sie vielleicht mit dem Anilinfarben-Fabrikanten Petersen verwandt?»

«Ja, er ist mein Vater.»

«Können Sie nächsten Montag eintreten?»

Als dieses bejaht wurde, kam die Erwiderung: «Kommen Sie Montag. Wir werden sehen, was zu machen ist.»

Heine trat bei Spindler ein. Zwei Wochen später wurde ihm eine Abteilung von sechs Färbern unterstellt, Männer, die viel älter waren als er, Familienväter, die für Frau und Kinder zu sorgen hatten, auf gehörigen Verdienst erpicht unaufhörlich darauf drängten, Überstunden zu machen, und die, weil sie ohne seine Leitung nicht arbeiten konnten, ihn veranlaßten, sich rastlos bis in die Nacht hinein mit ihnen abzumühen.

Ihm machte dieses Freude. Je mehr er verdiente, je unabhängiger fühlte er sich — zu Hause jedoch klagte die Mutter darüber, wie schlecht ihr Sohn es habe.

«Es ist eine Schande», meinte sie, «wenn man in Verhältnissen ist wie wir, einen Sohn in solcher Stellung zu lassen. Es gibt bessere Beschäftigungen für ihn.»

Fragte man, welche sie vorschlagen könne, so brachte sie alles mögliche vor, aber nichts, das von Nutzen gewesen wäre.

Heine war, als der Winter nahte, nach Italien gegangen, dort in eine Färberei eingetreten, in der die Möglichkeit bestand, Teilhaber zu werden. Die Aussichten erwiesen sich jedoch als nicht günstig. Zufällig sah sein Vater damals aus einem Zeitungsinserat, daß

anderswo im Ausland, in Nordfrankreich, eine Färberei zu verkaufen sei. Er dachte, sie könne sich für Heine eignen, erkundigte sich brieflich über Näheres, veranlaßte ihn hierauf, zu einer Besprechung nach Hause zu kommen, um gegebenenfalls dorthin zu reisen, an Ort und Stelle weiteres zu beschließen.

Heine kam.

Es war Abend. Wie einige Jahre zuvor stand der Wagen zur Abfahrt der beiden nach dem Bahnhof bereit. Wie damals wurde der Kutscher zum Vorfahren beordert. Wieder schallte Dröhnen und Getrampel in der Einfahrt. Dieses Mal klang das Rollen des Wagens, das Trampeln und Stampfen der Pferdemunten. Adele weinte nicht, sie strahlte vor Freude. Für sie war es sicher, daß ihr Wunsch sich erfüllen, ihr zu raschen Entschlüssen neigender Mann das zum Kauf ausgeschriebene Werk für Heine kaufen werde.

Sie irrte sich nicht.

Drei Tage später war die, laut bewahrten Urkunden seit nahezu zweihundert Jahren bestehende, in letzter Zeit stark vernachlässigte Fabrik samt Maschinen, Waren und allem, was zum Betrieb gehörte, gekauft. Sie stand um so weniger auf der Höhe, als der vorherige Besitzer einige Jahre zuvor gestorben war und sie auf dessen mit einem Nichtfachmann verheiratete Tochter übergegangen war. Auch hatte man, an alten Färbereimethoden festhaltend, kaum Rücksicht auf die Fortschritte genommen, die in der Farbenindustrie gemacht worden waren.

Mit Heine kam ein junger Lebensimpuls, neue Arbeitsfreude, Tatkraft in das alte Unternehmen. Nach seinem Eintritt blieb der Erfolg nicht aus. Die Fär-

berei gedieh, und bald fügte er ihr — wie seine Voreltern an Chemie haltend — eine Kunstwollefabrik hinzu, die sich ebenfalls prächtig entwickelte.

\*

Einige Monate nach Heines Wegzug nach Merane hatte Walter das Examen für den Eintritt in die Technische Hochschule bestanden. Nun sollte auch er das elterliche Haus verlassen. Seitdem beschlossen worden, daß er, um Diplom-Ingenieur zu werden, eine Hochschule besuchen sollte, hatte er angestrengt gearbeitet, das nicht leichte Examen mit besten Noten bestanden, freudig das erhaltene glänzende Zeugnis nach Hause gebracht — wenige Tage noch, und auch er würde fortziehen, zusammen mit seinen Kameraden, unter ihnen sein ihm besonders werter Freund Karl Euler, ein Verwandter des berühmten Gelehrten, dem der Euler'sche Lehrsatz zu verdanken ist.

Niemand dachte, daß an dem für Walter Beschlossenen auch nur das Geringste geändert würde — und es kam anders.

\*

Um jene Zeit hatte Vater Petersen den mit ihm befreundeten elsässischen Fabrikanten Courtois ersucht, für Manuel eine kaufmännische Anfangsstelle zu finden, und ihn gleichzeitig für den folgenden Sonntag auf die Rheinlehne eingeladen. Am Vormittag sollte auf der der Rheinlehne gegenüberliegenden Seite des Rheines, wo Petersen ein Jagdrevier gepachtet hatte, gejagt und der Nachmittag dann gemütlich auf der Rheinlehne verbracht werden.

Courtois hatte die Einladung angenommen und sei-

ner Antwort beigefügt, er hoffe, Walter werde mit dabei sein.

In seiner Gegenwart, gleich bei der Ankunft, bemerkte Courtois, und zwar so, daß Walter es hören konnte: «Es war mir nicht möglich, für Manuel eine Stelle zu finden. Ich empfehle Ihnen, lieber Petersen, ihn bis auf weiteres in ihrem Fabrikbureau zu beschäftigen. Beim Suchen eines Postens habe ich aber etwas gefunden, das für Walter besonders geeignet wäre, wie für ihn geschaffen ist. Sie sollten ihn nicht eine Hochschule besuchen, sondern in eine Maschinenfabrik eintreten lassen, eine günstige Gelegenheit bietet sich zufällig. Die Herren Schlumberger im schönen Gebweiler, am Fuße der Vogesen, suchen für die Maschinenabteilung ihrer Werke jemanden mit der Vorbildung, die Walter hat, dort kann er sich zum Ingenieur ausbilden, dort ist Zukunft für ihn, dort kann er leichter als irgend anderswo vorankommen.»

Sich Walter zuwendend, fügte er bei: «Sie werden es in Gebweiler prächtig haben. Die Herren Schlumberger werden Sie wie einen Sohn ihres Hauses aufnehmen.»

«Ich habe mich, wie Sie wissen, für den Eintritt in die Technische Hochschule vorbereitet und muß vor allem dorthin», erwiderte Walter freundlich ablehnend.

Courtois schaute zu Petersen hinüber, wiederholte den gemachten Vorschlag und meinte, daß, wenn sich einem jungen Mann eine für seine Zukunft günstige Gelegenheit biete, er sie ergreifen und sich nicht entgehen lassen sollte.

«Wir können nachher darüber reden», erwiderte Walters Vater. «Es ist Zeit, aufzubrechen, wenn wir eine schöne Strecke zusammenbekommen wollen.»

Die drei gingen, jagdmäßig ausgerüstet, den Weg, den Petersen dem Rhein entlang durch die bewaldete Halde seines Besitzes angelegt hatte, gelangten zur Fähre, setzten über den Fluß, trafen am andern Ufer Fritz, den von einem Gehilfen begleiteten Jagdhüter, und gingen ohne weiteres daran, die Feldjagd zu durchstreifen.

Es war ein heißer Tag, wie häufig im beginnenden Herbst.

Walter war alles recht, was von Courtois kommen mochte, wenn er nur nicht wieder vom Aufgeben der Hochschule sprach. Wie ein Schreckgespenst verfolgte ihn das von diesem Vorgeschlagene, wie ein Alpdruck lastete es auf ihm. Unaufhörlich sann er darüber nach, daß vielleicht all der aufgewendete Fleiß vergeblich gewesen sei, die Zukunft, die er sich ausgedacht, sein Plan, später mit seinem Freund Euler zusammen in die weite Welt hinaus zu ziehen, dahin, wo es für Ingenieure Beschäftigung gab, bedroht erschien.

Die drei Jäger machten sich spät auf den Heimweg, voran Petersen mit Courtois, hinter ihnen Walter mit Fritz.

Ruhig unterhielten sich die zwei Vorangehenden.

Betrübt, mißgestimmt lauschte Walter, hin und wieder Worte auffangend, ihnen zu.

Sie sprachen vom Elsaß, zwischenhinein machte Courtois Bemerkungen, die, wie erkennbar, nicht so sehr seinem Begleiter, als dem nichts Gutes ahnenden Walter galten.

Er hörte, wie versucht wurde, das, was er sich zum Ziel gesetzt hatte, zu vernichten. Ihm war, mit jedem Schritt entferne er sich mehr und mehr davon.



Am Rhein angelangt, brauchten die drei nicht auf die Fähre zu warten, sie stand zur Überfahrt bereit. Dennoch kamen sie nicht zur angesagten Zeit auf die Rheinlehne zurück, wo Adele sie freudig mit: «Warum so spät?» empfing.

Rasch wuschen sich die Jäger und kamen im Jagdanzug in den Eßsaal.

\*

Obwohl Manuel und Heine nicht zugegen, war die Tafel, dank Petersens zahlreicher Familie, doch gut besetzt.

Wo Courtois mit dabei war, ging es stets heiter zu. Er war nie ein in sich gekehrter Gast, sondern stets fröhlicher Laune, stand im gleichen Alter wie Petersen, war groß gewachsen, von kühnem, strammem Auftreten. Sein hochgebürsteter Schnurrbart erinnerte an die Musketiere, wie sie auf alten Bildern zu sehen sind. Seine etwas große Nase war nicht un schön, sein Blick sorgenfrei, entschlossen. Er war in Südfrankreich aufgewachsen, in seiner Jugend nach dem Elsaß gekommen, mit einer Verwandten Schlumbergers verheiratet; der deutschen Sprache war er kaum mächtig, sprach sie mit französischen Brocken und elsässischen Lokalausdrücken gemischt.

Die drei hatten von der Jagd gehörigen Durst mitgebracht. Kristallflaschen mit leichtem weißen Wein, dem Courtois gehörig zusprach, waren aufgestellt. Diesen gewöhnlichen Wein über alle Maßen lobend, leerte er ein Glas nach dem andern und schenkte sich wieder ein. Im Nu war die vor ihm stehende Flasche leer und mit Hilfe derer, denen er zutrank, andere noch,

«Besseren Wein gibt es nicht», behauptete er, sein Glas erhebend und austrinkend.

Es wurde gelacht.

Froh gestimmt empfahl Petersen, auch der feineren Weine zu gedenken.

Walter dachte, der Vorschlag, mit dem Courtois gekommen, sei vergessen, freute sich mit an der Ausgelassenheit des Gastes, dessen Auftreten. Seine Bewegungen, seine gesellschaftliche Sicherheit allein schon hatten viel Gewinnendes.

Courtois war vor allem Geschäftsmann<sup>1</sup>, besaß große Überredungskunst. Warum er Petersen bewegen wollte, Walter den eingeschlagenen Weg aufgeben und bei Schlumbergers eintreten zu lassen, wäre schwer zu ermitteln. So gleichgültig Walters Vater anfangs den gemachten Vorschlag aufgenommen, hatte er ihm während der Unterhaltung auf dem Heimweg doch nach und nach Beachtung geschenkt.

Die Mahlzeit nahte ihrem Ende.

«Es ist Aussicht vorhanden, Ihren Sohn Walter in eine der größten, wenn nicht der größten Fabrik des Elsaß unterzubringen», meinte Courtois, sich verbindlich Adele zuwendend.

«Das wäre ja prächtig», erwiderte sie, und in froher Stimmung wurde lachend und scherzend über Walters Zukunft zu verhandeln begonnen.

«In den Schlumberger'schen Werken, im hübschen Gebweiler, am Fuß des Belchen», bemerkte Courtois, «sind mehrere tausend Arbeiter beschäftigt. Die zwei

<sup>1</sup> Courtois war einer der Gründer des bedeutenden Konzerns «Fabriques de produits chimiques de Thann et de Mulhouse, Thann im Elsaß».

Inhaber sind Brüder. Der ältere zählt, wie Sie sicherlich wissen, zu den maßgebendsten Mitgliedern unseres Landesausschusses — unseres Parlamentes. Walter kann sich freuen, wenn er bei diesen Herren aufgenommen wird», dann, sich freundlich diesem zuwendend, fügte er bei: «nichtwahr Walter.»

«Aber Herr Courtois, ich gehe ja an die Technische Hochschule, um Diplom-Ingenieur zu werden.»

«Das brauchen Sie nicht. Sie haben die richtige Vorbildung, um bei Schlumbergers einzutreten und sich dort rascher und besser als irgend anderswo zum Ingenieur auszubilden.»

«Ich verlange dieses nicht, sondern ich will den Weg, den ich eingeschlagen und für den ich mich vorbereitet habe, verfolgen. Für mich handelt es sich darum, das Ingenieur-Diplom zu erlangen.»

«Herr Courtois sagt Dir ja, daß dieses nicht nötig ist», wandte Walters Vater ein.

«Ich bin anders belehrt worden. Wissenschaftliche Vorbildung ist für den Ingenieur-Beruf heutzutage unumgänglich nötig. Meine Kameraden werden alle ihre Studien fortsetzen. Ich will nicht der einzige sein, der auf halbem Weg zurücksteht. Es wäre lächerlich.»

«Wie kannst Du nur so reden», warf sein Vater, ihm erregt ins Wort fallend, ein.

«Sie wissen nicht, was für Sie gut ist», meinte Courtois vermittelnd und fügte, sich Petersen zuwendend, bei: «Der Aufenthalt in Großstädten ist für junge, ins Leben tretende Männer nicht zu empfehlen. Kleine ländliche Städte wie Gebweiler, in denen alle einander kennen, ist sicher für sie besser.»

Die Wirkung der Weine machte sich geltend. Die

Unterhaltung war daran, eine böse Wendung zu nehmen.

Adele war, dies erkennend, aufgestanden, hatte sich entfernt, andere waren ihr gefolgt. Die zwei Familienväter waren schließlich mit Walter bei Kaffee, Likör, Zigarren allein geblieben.

«Die Jugend von heute glaubt alles besser zu wissen, als die, die Erfahrung haben», bemerkte sein Vater scharf.

«Mich geht, was Sie für Ihren Sohn beschließen, nichts an, lieber Freund, aber klar ist mir, daß, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einem Werk wie das Schlumbergers eine Stellung zu finden, man dies benützen und nicht von der Hand weisen soll», belehrte Courtois. Sich dann Walter zuwendend, fügte er fröhlich hinzu: «Sie treten dort nicht als Lehrling, sondern als Volontär ein, werden frei, freier als irgendwo sein. Das weitere wird sich finden.»

«Nein, es geht nicht», erwiderte Walter, «was würden meine Freunde, was die Professoren sagen, wenn ich, nachdem ich mich zum Examen gestellt, es bestanden — besser bestanden als die meisten — nicht weiter studieren würde. Das geht einfach nicht.»

«Walter, höre nun auf, so zu reden», rief sein Vater erzürnt.

«Wir wollen Ihr Bestes», meinte Courtois, «und Sie widersetzen sich dem, was wir für Sie tun.»

Walter fühlte sich machtlos, wußte nicht mehr, was er noch entgegen solle. Tränen wollten ihm in die Augen schießen. Er konnte sie zurückhalten, rief in seiner Verzweiflung: «Ich will nicht!»

Die Köpfe waren erhitzt.

Courtois schaute fragend zu Petersen hinüber, und dieser, Walter zugewandt, warf heftig ein: «Du mußt!»

«Nein Vater, Du kannst nicht verlangen, daß ich auf das, worauf ich hingearbeitet habe, verzichte.»

Aufgebracht schlug sein Vater auf den Tisch.

Ehe er mit seiner Entgegnung begonnen, warf Courtois versöhnend ein: «Die Sache ist sehr einfach, Walter. Sie können meinen Vorschlag nachher mit Ihrem Vater besprechen. Wenn Sie mit ihm einig sind, besuchen Sie mich in Mülhausen. Mit einem Schreiben von mir an den Herrn Schlumberger, der die Maschinen-Abteilung unter sich hat, sprechen Sie bei ihm vor. Ich bin überzeugt, daß er Sie aufnehmen wird und Ihnen in seinem Geschäft und später in andern Werken, an denen er beteiligt ist, jeder Posten offen stehen wird.»

«Geben Sie sich keine Mühe, Herr Courtois», erwiderte Walter mit Bestimmtheit. «Ich gehe an die Hochschule.»

«Nein, Du gehst nicht», befahl sein Vater. «Wenn Du nicht befolgst, was wir sagen, kannst Du hingehen, wohin Du willst, und ich tue nichts mehr für Dich.»

Walter stand auf. Er war geschlagen, konnte seinen Schmerz nicht mehr verbergen.

Er ging hinaus.

Langsam schritt er durch den langen, breiten Gang zur Haustüre, blieb in ihr stehen, sah trüben Blickes um sich, dann wandte er sich der Eckterrasse zu, setzte sich dort.

Einen Ellbogen auf der Brüstung, den Kopf auf die Hand gestützt, schaute er in die weite, neblige Ferne

starrte nieder auf die Fluten, in das Grünblau des Stromes, dachte, was das Leben ihm nun bringen könne, und wo sein Blick hinfiel, erschien ihm alles verworren, verschwommen, traurig, elendbringend.

Nichts mehr war in der Welt, woran er sich erfreuen konnte. Das Murmeln des Wassers, der Sang der Vögel, das Seufzen des Windes, es sagte ihm nichts mehr. Zerstört war das, wonach er begehrte, zerschlagen, was ihm wert. Nichts gab es mehr, wofür er sich begeistern konnte. Dahinten, weit weg, jetzt nicht zu sehen, lagen die Vogesen, die Berge des Elsaß. Begehrlich hatte er sonst nach ihnen ausgespäht, sich darnach geseht, in ihnen zu wandern. Jetzt, da er dorthin sollte, dorthin mußte, waren sie ihm zuwider.

Am Fuß des Belchen, Gebweiler, das alte Städtchen, der Ort, wohin er gezwungen werden sollte. Grau, düster, lag der Himmel über jener Gegend.

«Du mußt», hatte der Vater gesagt und bekräftigend die Drohung beigefügt: «Wenn Du nicht befolgst, was wir sagen, tue ich nichts mehr für Dich.»

Bitter hatte dies geklungen, besiegelt, daß Walter sich dem ihm Geheißenen fügen werde. Auch ohne diese Drohung würde er es getan haben. Nie hatte er dem Willen des Vaters entgegengehandelt, wollte ihm auch fortan treu sein, gewissenhaft ihm folgen.

Seine Ansichten waren denen des Vaters entgegengesetzt, prallten gegen die des Vaters. Er hatte sie aufzugeben, sich dem Wunsch des Vaters zu fügen. Sich bezwingen, dem Vater, der ihn erzogen, sein Meister, sein bester Freund war, folgen. Nur dieses konnte zu Zufriedenheit, zu Gutem und zu Glück führen.

Courtois wie auch Petersen waren zu Zeiten aufgewachsen, als für die industrielle Laufbahn eine akademische Vorbildung nicht unbedingt nötig war, mehr auf das Können als auf das Wissen geachtet wurde. Petersen hatte nur wenige Semester auf einer Hochschule studiert, war ohne akademisches Diplom in der chemischen Industrie groß geworden, Courtois hatte vielleicht keine wissenschaftliche Schulung und war in ihr dennoch emporgekommen. Beide hatten mit zum Aufbau und zur Entwicklung der chemischen Industrie beigetragen, in ihr Bedeutung erlangt. Sie waren guten Glaubens mit ihrer Ansicht, Walters Vorbildung genüge, um in der Ingenieur-Laufbahn voranzukommen.

Etwas anderes noch hatte bewirkt, daß Walters, zu raschen Entschlüssen neigender Vater auf Courtois' Vorschlag eingegangen war. Courtois hatte sich abfällig über den Aufenthalt junger Männer in Großstädten geäußert, hierdurch vielleicht mehr noch als mit allen andern Beweggründen Petersens Zustimmung erreicht.

\*

Walter sprach in der folgenden Woche in den Schlumberger'schen Werken vor, bemühte sich, wie ihm geheißen, aufgenommen zu werden und erhielt dort eine Stellung.

Schlecht hatte er es in dem reizenden Vogesestädtchen nicht. Er wurde entgegenkommend aufgenommen, überall hin zugezogen, erhielt Einladungen, ging mit den Söhnen Schlumbergers, mit denen er Freund geworden, auf die Jagd, brachte in elsässischen Familien, in denen herzliche Geselligkeit

herrschte, angenehme Stunden zu — aber das Aufgebene, das Verlorene, das, worauf er hatte verzichten müssen, vermochte es nicht zu ersetzen.

Von einem der obersten Stockwerke der Fabrikgebäude aus schweifte der Blick über die Dächer der Stadt und die zwischen den Schwarzwald- und den Vogesenbergen sich ausdehnende breite Ebene, durch die der Rhein fließt. Unwillkürlich trieb es Walter dort hinauf. Ob alles in winterlichem Dunst lag oder in sommerlichem Glanz leuchtete, blickte er über die Häuser, Felder, Wälder ins Endlose. Hinter all dem war die Heimat, die Rheinlehne, weiter dahinter die Hochschule, seine Freunde, der ihm besonders wertvoll Karl Euler, mit dem er vereinbart hatte, zeitlebens zusammen zu bleiben, sie waren dorthin gezogen — nur er durfte nicht mitgehen.

\*

Doppelt schwer fiel es Walter, daß er keine gleichartigen Freunde um sich hatte. Wohl traf er im täglichen Verkehr mit jungen Gebweilern seines Alters zusammen, mit Munsch, Bütscher, Hirtz, Münch, Hartmann und wie ihre elsässischen Namen alle lauteten. Sie hatten sich ihm entgegenkommend erwiesen. Er hatte sich, obwohl sie anders als seine früheren Kameraden waren, ihnen angepaßt, war gut Freund mit ihnen geworden. Sie waren seine Gefährten, mit denen er Ausflüge in die Berge oder weithin in die Ebene unternahm. Ermüdet kehrten sie, nachdem sie Meilen und Meilen zu Fuß zurückgelegt hatten, in finsterner Nacht heim.

Im Herbst besuchten sie die elsässischen «Kilben»,

ländliche Feste, ähnlich den im Osten Deutschlands Plohn, andernorts Kirmes, Kirchweih, Erntefest genannten Volksvergnügungen. Auf offenem Platz war eine Festhütte, daneben ein Tanzboden und Meßbuden. Die Straßen, die Häuser waren geschmückt, die Einwohner des Orts und Gäste aus der Umgebung alle in Jubel und Freude.

Wenn es zu jenen Festen noch so weit war, Walters Kameraden zogen hin. Er ging mit. Dort trafen sie aus Gebweiler gekommene Mädchen. Gruppen bildeten sich. Die Buden wurden besucht. Zu schmetternden Klängen wurde getanzt, gemeinsam getafelt, gezecht, getollt. Den elsässischen Weinen, den alten, auch dem «Neuen», dem eben gekelerten, wurde zugesprochen.

Mitten in der Nacht brachen sie auf, um den zuweilen sehr langen Weg nach Hause zu wandern. Ein jeder mit der, die an jenem Tag die Bevorzugte war.

Sie standen in dem Alter, in dem man sich sucht, sich findet und nicht bindet, gingen paarweise, scherzten, lachten, sangen. Sangen heitere, auch traurige, sehnsüchtig klingende Lieder.

Eines war wieder und wieder zu hören. Es verherrlichte Frühling und Liebe, Jugend, Flieder und Rosen.

Jungen Menschen schwebt eine künftige, zu bewahrende, nie aufzugebende Liebe vor, eine andere als die, die sich gerade bietet. In der Jugend wird an später zu erringendes, im Alter an früheres Liebesglück gedacht — von den einen nie erreicht, von andern erlangt, vielleicht bewahrt, vielleicht verloren, verscherzt, willkürlich aufgegeben. Zu beneiden und zu preisen sind die, die sich während des Abklingens

des Lebens in der Jugend errungener Liebe weiter erfreuen können.

Sie verfolgten Straßen, Wege, Pfade, von denen kein Ende abzusehen war, die einen weit voran, die andern müde zurückgeblieben, aneinander gelehnt, einander sich haltend. Und während sie gingen, klang ihr Lied: das Lied von Flieder und Rosen, einschlummernd, betörend, verführend, sinnverwirrend.

Der Himmel über ihnen tiefschwarz, darin das Funkeln der Sterne, in blassem Licht zogen sie an Büschen und Hecken vorbei, durch herbstliches Rebengelände, rostbraune, verdorrte Dickichte, dunkeln Wald.

Nach Stunden langten sie endlich an, nahmen Abschied voneinander, vereinbarten, sich wieder zu treffen.

\*

Walter hatte sich energisch in das Maschinenfach eingearbeitet, dachte an nichts anderes, als den ihm gewiesenen Weg zu verfolgen, als während eines Besuches, den er, wie nahezu jeden Monat, zum Wochenende nach Hause gemacht, sein Vater ihm sagte: «Ich glaubte, es würde Dir möglich sein, in der Maschinenbranche rasch voranzukommen, aber nach allem, was ich sehe, kann es Jahre dauern, bis in diesem Industriezweig Greifbares für Dich herauschaut. Wenn Du willst, werde ich Dich in meinem Geschäft aufnehmen. Du würdest da bessere Aussichten haben.»

Der Sohn widersprach nicht und stimmte nicht zu. Er hatte darauf verzichten müssen, sich dem von ihm Geplanten zu widmen, hatte sich mit Zähigkeit auf das ihm zugewiesene Arbeitsfeld verlegt. Es war ihm

gleichgültig geworden, ob er sich in diesem oder einem andern Fach betätigen solle. Auf sein Ideal war nicht mehr zurückzukommen, nichts konnte es ihm ersetzen.

So gutherzig das «Wenn Du willst» klang, so verschieden es von dem früheren «Du mußt» war, Gefallen fand er nicht daran, nochmals von einem eingeschlagenen Lebensweg auf einen andern überzugehen. Das ihm gemachte Anerbieten machte ihm keine Freude. Gleichgültig hatte er es angehört. Seine Antworten waren ohne Begeisterung, blieben es auch, als bei späteren Besuchen der Vorschlag wiederholt wurde. Zu einer Entscheidung kam es erst, als ihm sein Vater erklärte, in welcher Weise, mit welchen Worten er die Stelle bei Schlumbergers kündigen solle. Schweren Herzens tat er es — schweren Herzens zog er von denen, die ihn gastlich aufgenommen hatten, fort.

Für ihn handelte es sich nun darum, Chemie zu studieren. Er hoffte es da zu tun, wo seine früheren Kameraden waren — für kurze Zeit zwar nur noch. Allein, bei seinem Vater, dem er davon sprach, machte sich wieder die Abneigung gegen die Großstadt geltend. Walter mußte auf eine kleinstädtische Hochschule und trat hierauf in das väterliche Geschäft ein.

## IN RUSSLAND

In dem Schweizerhalle-Werk war die Erzeugung nahezu aller neuer Farbstoffe aufgenommen worden, von allen war jedoch Fuchsin der weitaus meistbegehrte — der in größten Mengen erzeugte. Petersens Fuchsin hatte Weltruf. Er gehörte zu den führenden Männern seines Faches.

Jedes Jahr brachte Vergrößerungen seines Werkes. Bei ihm war der Konsum von Arsensäure zur Fuchsin-Gewinnung derart angewachsen, daß er jährlich über dreihunderttausend Kilo Arsenik verarbeitete, ein Quantum, mit dem Millionen Menschen hätten vergiftet werden können. Nach der Verwendung floß es in den Rhein, was jedoch, dank der großen Wassermenge und der starken Strömung dieses Flusses, die rasch eine gehörige Verdünnung herbeiführte, nie zu Anständen Anlaß gab.

\*

Ein routinierter Geschäftsreisender, Clasper, ein geschickter Verkäufer, war, um den Absatz der Produkte möglichst zu steigern, aufgenommen worden. Bald nach seinem Eintritt handelte es sich darum, die geschäftliche Lage Hauffs in Moskau, eines angesehenen Großkaufmanns, dem ein bedeutendes Warenlager anvertraut worden war, klarzustellen. Petersen hatte dieserhalb Clasper beordert, dorthin zu fahren und, um Walter Gelegenheit zu geben, Rußland zu sehen, ihn mitreisen lassen.

Für Walter sollte es mehr eine Ferien- und Erholungs- als eine Geschäftsreise sein. Er verweilte deshalb, nachdem die Angelegenheit mit Hauff erledigt und Clasper zurückgekehrt war, noch einige Wochen im Zarenreich, um das Großzügige des damaligen russischen Lebens kennen zu lernen.

Mit seinem Freund Dr. Rauch, der Betriebschemiker in einer bedeutenden Kattundruckerei Moskaus war, zuweilen auch mit Liszt, einem früheren Schulkameraden — von dem es hieß, er sei mit dem berühmten Komponisten dieses Namens verwandt, bekam Walter manches Eigenartige zu sehen.

So jung Liszt war, er besaß ein eigenes Haus, Dienerschaft, Stallungen — Pferde, deren Mähnen und Schweife, wie landesüblich, ungestutzt bis auf den Boden hingen.

Nach dem ersten Wiedersehen fuhren beide in seiner offenen Viktoria nach einem Restaurant — einem «Traktir» —, da zu speisen.

«Wass soll ich für Dich bestellen?», hatte Liszt gefragt.

«Am liebsten etwas echt Russisches, das ich nicht kenne.»

«Bringen Sie Batwiniasuppe», beorderte er.

Zu Walters Befremden wurde hierauf ihm und seinem Freund je eine große Platte mit Tellern, auf denen feingeschnittene rohe Gemüse, Spinat, Gurken, Kohl, Petersilie, Rüben und dergleichen angerichtet waren, dazu eine Flasche Bier und ein leerer Suppenteller vorgesetzt.

Liszt tat von all den Gemüsen auf den Teller, goß Bier darauf, mischte alles durcheinander und begann die so zubereitete «Suppe» zu essen.

Walter, der sich in gleicher Weise die seine zubereitet hatte, würgte zwei Löffel voll hinunter und war froh, als sein Begleiter lachend bemerkte: «Wenn Dir die Suppe nicht schmeckt, kannst Du sie stehen lassen, das andere wird Dir jedenfalls besser munden».

Einige Tage später waren die beiden zu dem mit der Tochter des reichen Großgrundbesitzers und Finanzmannes Falsfein verheirateten Bruder Liszts eingeladen. Nach luxuriösem Mahl wurde der Nachmittag gemütlich mit Plaudern, Rauchen, Trinken verbracht. Es war, als solle das Genießen an jenem Tag kein Ende finden. Als es Nacht geworden, wurde Walter zum Abendessen eingeladen, dann aufgefordert, den Abend in der Theaterloge des Gastgebers zuzubringen, einer neuen Oper beizuwohnen. Nicht genug damit, nach Schluß der Vorstellung wurde zur «Hermitage», einem damals an Pracht alles übertreffenden Restaurant gefahren, um sich dort weiter zu vergnügen . . .

In Rußland war, wohin man sah, prunkvolles Leben — daneben aber auch eine erschütternde Armut, Not, krasses Elend.

\*

Ab und zu waren in den Sälen des großartig angelegten, jedem dort Eingeführten offen stehenden «Deutschen Club» Feste. Die Mitglieder, zumeist Angehörige baltischer Provinzen, sprachen deutsch, die meisten auch russisch. Alles stimmte da zur Heiterkeit. Im größten der Säle standen, als Walter eintrat, vor einer Musikkapelle auf erhöhtem Podium, eine lange Reihe in glänzenden Seidenatlas gekleidete Frauen, die, vom Orchester begleitet, heitere Tanz-

melodien sangen. Vor ihnen drehten sich fröhliche Paare im Tanz. Wo man hinsah, herrschte reges Leben, freies Sichgehenlassen.

Spät brach man auf. Die Männer schlüpfen in Pelzmäntel, die ihnen bis zu den Füßen reichten. Die Frauen hüllten sich in kostbare Pelze ein. In Sanis, kleinen, schmalen, nur mit einem Pferd bespannten Schlitten fuhr man davon. Auf dem engen Sitz hinter dem Iswortschik, dem Pferdelenker, war Platz für einen, wenn man sich fest aneinander schmiegte für zwei. Es ging lautlos hinaus, auf dem Schnee, ins Dunkle der Nacht. Wohin?

Die Straßen waren kaum erleuchtet. Walter kannte sie nicht, wußte nicht, wohin es in der Millionenstadt ging. Die Sprache war ihm unbekannt. Was machte dieses alles, von seiner Begleiterin ließ er sich führen, wußte kaum, wie er mit ihr bekannt geworden. Folgenden Tags würde das Alltagsleben wieder beginnen.

Ein ähnliches Treiben wie im «Deutschen Club» war in dem für alle, die es gesehen, unvergleichlichen, viel gerühmten «Großen Moskauer Variété». Es herrschte da eine rückhaltlose Ausgelassenheit. Allabendlich waren hier aus den entferntesten Teilen des russischen Reiches und aus dem Ausland gekommene Künstler zu sehen. Man drängte sich, sie zu bewundern.

Katutschka, eine russische Sängerin, die schönste ihrer Zeit, trat auf. Sie sei die Geliebte eines Großfürsten, wurde behauptet. Ihr und allen auf der Bühne Erscheinenden wurde, was sie vortragen mochten, leidenschaftlicher, unbändiger, enthusiastischer Applaus gespendet. Die feurige Begeisterung von moder-

nem, noch nicht oder wenig berührten Menschen kam bei manchem zur Geltung.

In den die Säle verbindenden, geräumigen, breiten Gängen wogten Ströme von Besuchern. Männer, Frauen aller Herkunft und Rassen. Im Getümmel drängten sich großgewachsene, baumstarke Kaukasier, seltsam gekleidete Tscherkessen, Polen, Rumänen, Töchter aus Buchara, glutäugige Circassierinnen, Finnen, Letten, üppige Gestalten, entschlossen dreinschauende Kosaken, Armenier, Sibirier, freundlich blickende Schwedinnen, zaristische Offiziere in mannigfachen Uniformen.

\*

Fast jeden Abend war in den Sälen der Sohn eines reichen Polen zu sehen. Den Kopf von starken Getränken benommen, stolzierte er in seiner Nationaltracht, Schnürrock und Reitstiefeln daher, schaute trotzig, hochmütig, herausfordernd, die Arme schlenkernd auf die an ihm vorbeigehenden zaristischen Offiziere. Das Tragen polnischer Tracht war, da es gelegentlich zu Streitigkeiten Anlaß gegeben hatte, untersagt. Er kehrte sich jedoch nicht daran.

In Rußland garte revolutionärer Geist. Eine Revolution kam tatsächlich zwei Jahre später zum Ausbruch, konnte jedoch auf die polnische Stadt Lodz lokalisiert und da unterdrückt werden.

Eine eigenartige Stadt war das Moskau jener Zeit, reich an Widersprüchen. In ihr waren Lärm und Stille, reges Leben und tiefe Ruhe. Wie unter einer dünnen Eisdecke verborgen, immerfort bereit, sie zu durchbrechen, lauerte Aufruhr. Wenn es geschah,



unterzogen sich die Bewohner des wie zu Schlaf und Traum geschaffenen, bis zu Meeren sich ausdehnenden, ungeheuren Reiches geduldig dem Willen der Machthaber, die Moskau beherrschten.

Walter besuchte, was die Stadt an Sehenswürdigkeiten bot: die an den asiatischen Orient mahnenden Bazare, die wertvollen Gold-, Silber- und Juwelen-Geschmeide bergenden Kirchen, die eigenartige Sammlungen enthaltenden Museen, die merkwürdige Basili-Kathedrale, den vor Jahrhunderten auf Anordnung von Iwan des Schrecklichen durch einen italienischen Architekten auf dem höchsten Hügel der Stadt erbauten Kreml. Staunend wird auf die Riesenglocke und auf die in der Sonne glitzernden, goldenen, das Auge blendenden Kuppeln geschaut.

Von den Umfassungswällen schweift der Blick über die Riesenstadt, den sie in Windungen durchziehenden Fluß und darüber hinaus über die sich ins Unendliche ziehende Ebene. Von hier aus hatte der am Ende seiner Macht angelangte Bonaparte, Napoleon I, düster auf die in Brand gesetzte Stadt niedergeschaut.

\*

An einem mit Dr. Rauch und Bekannten von ihm zugebrachten Feiertag — es gab deren unzählig viele in dem Rußland der Zaren — rief einer: «Eintöniges Einerlei, bestellen wir Troikas und fahren nach Strelna!»

Der Vorschlag hatte gefallen.

«Nach Strelna», stimmten alle zu, «nach dem Palmengarten.»

Walter und sein Freund kamen in die erste, allen

voranfahrende Troika. Das mittlere der drei Pferde, ein gewaltig großes Tier, eilte hoch erhobenen Hauptes, die Hufe in scharfem Trab weit auswerfend, davon, die Seitenpferde rechts und links von ihm im Galopp.

Es ging durch Schneewehen, wirbelnden Schneestaub, rasendes Schneegestöber, bei beißender Kälte über leuchtendes Weiß nach dem inmitten endloser Schneefelder errichteten, großen, warmen Glashaus, dort unter Palmen zu sitzen und den Abend dann in dem einen oder andern der angebauten Räume zuzubringen.

In Rußland war das gesellschaftliche Leben in ungeheurem Aufschwung begriffen. Nur wenige Jahre waren es her, daß der Zar durch Loskauf der Leibeigenschaft die Lehnsherrenrechte aufgehoben hatte. Der Bauer war auf diese Weise frei und Eigentümer seines Grund und Bodens geworden, mußte aber nunmehr «Kopfsteuer» bezahlen, war kaum besser, manchenorts schlechter als früher gestellt. Die Lehnsherren andererseits hatten unerwartet ungewohnt hohe Summen erhalten. Viele von ihnen waren daran, sie mit unsinnigem Aufwand im In- oder im Ausland zu vertun, ähnlich machten es die in Handel und Industrie Beschäftigten dank den damaligen hohen Gewinnen. Freigebig wurde das Geld verschleudert, Wenige nur dachten an später und an das Sparen.

Walter war aus dem Raum, in dem die Gesellschaft, worin er sich befand, hinausgegangen, sah durch Korridore schweifend in einem Saal, dessen Türe zufällig offen geblieben, Garde-Offiziere, die von Petersburg nach Strelna gekommen waren, um da eine fröhliche

Nacht zu verbringen. Sie saßen zechend und schmausend, in einer Ecke ihres Saales waren in bunte Kostüme gekleidete Mädchen, die mit Gitarren und Mandolinbegleitung Lieder vortrugen.

An einem andern Raum vorbeikommend, bemerkte er zwei ältere, behäbig ausschauende, aus Nischni oder Taschkent hergereiste Kaufleute — wer weiß, was sie vereinte, bei ihnen eine Gruppe Zigeunerinnen in Trachten, leidenschaftlich, feurig, bald heitere, bald wehmütige Lieder singend.

Walters Begleiter hatten für den Abend eine finnische Damen-Kapelle gewählt. Hübsche, jugendliche Erscheinungen. Die Lieder, die sie in ihrer Sprache vortrugen, wurden von den ihnen Zulauschenden nicht verstanden, aber unterhaltend war es doch. Es war ein glänzender Zeitvertreib.

Als Mitternacht nahte, verabschiedeten sich die Mädchen. Allmählich brachen die, die ihnen zugehört, auf. Einzelne entfernten sich, andere blieben noch eine Weile beisammen, bis auch sie an die Heimfahrt dachten, ihre Schlitten vorfahren ließen.

Mit dumpfem Hufgetrappel, Kreischen des Schnees unter den Schlittenkufen ging es wieder in die finstere Nacht hinaus, zurück nach Moskau. In schwarzer Ferne war ein Licht zu sehen, vielleicht aus einem Haus, in dem Leute noch wachten.

\*

Einige Tage später zog Walter mit Hauffs Reisendem aus, um Werke zu besuchen, die Tausende von Arbeitern beschäftigten und die, weil für den Betrieb Holz statt Kohle verwendet wurde, weit weg in der Nähe großer Wälder angelegt waren.

Eine Woche lang fuhren sie bald durch Wald, bald über verschneite Felder und Einöden. Hierauf verließen sie die Gegend Moskaus, reisten nach Petersburg, um auch hier rund um die Stadt gelegene Unternehmungen aufzusuchen.

Ein lustiger Kamerad war Hauffs Angestellter. Er ging dem Geschäftlichen nach, vielmehr aber führte er seinen Begleiter, das, was die Hauptstadt und Umgebung an Erheiterndem und Interessantem bot, zu sehen.

In bequemen Schlitten fuhren sie über die mehr als meterdick zugefrorene Nawa nach Wasiljewsky.

Ein anderes Mal fuhren sie nach Strelka, um an der Mündung des Flusses den Prachtausblick über die Bucht auf das Meer hinaus zu bewundern.

Am Himmel strahlten zerrissene, silbern leuchtende Wolken, wild aufgetürmt spiegelten sie sich auf der glitzernden Wasserfläche. Zu beiden Seiten erstreckten sich die Ufer, baum- und strauchlos, nahezu auf gleicher Höhe mit dem Wasser, unabsehbar ins Weite.

Der Reisende einer bedeutenden Fabrik pharmazeutischer Produkte, ein älterer Herr, hatte sich ihnen angeschlossen. So ernst er geschäftlich war, so heiter zeigte er sich gesellschaftlich. Mit ihm rasteten sie in einer glasgedeckten Veranda mit Aussicht auf die See, bei Tee, Krebsen, Konfekt, Champagner, den er bestellt hatte.

Es war unsinniges Verschwenden eines zu ernster Arbeit Ausgesandten; das kümmerte ihn jedoch nicht. Die Firma, die er vertrat, kam auf für das, was er verausgabte. Für sie waren bei den damaligen Gewinnen

die Beträge, die er auf der Reise verausgabte, bedeutungslos.

Einmal hatte sein Chef ihm dennoch wegen den hohen Reisespesen Vorwürfe gemacht, die er scherzend mit dem Spruch: «Du sollst dem Ochsen, der da pflüget, das Maul nicht zubinden», beantwortet hatte.

Dieses war in Gutem aufgenommen worden. Er setzte deshalb das fröhliche Reiseleben, wie wenn es sein müßte, fort.

\*

In einem der größten industriellen Werke traf Walter zufällig einen seiner früheren Studienfreunde, einen Einheimischen, der, obwohl nur wenige Jahre älter als er, Betriebsleiter davon war. Während beide zusammen saßen, wurden fünf Arbeitsuchende eingelassen. Sie näherten sich, tief sich verbeugend, die Arme über der Brust verschränkt, dem im breiten Lehnstuhl ruhenden Direktor, der die Zigaretten, die er rauchte, kaum angezündet, zur Hälfte nur geraucht, nachlässig hinter sich wegwarf.

Der erste der Gekommenen kniete vor ihm, ein anderer faßte den Saum seines Kleides, küßte es — und der bequem zurückgelehnt Dasitzende nahm dieses hin, ließ es ohne weiteres geschehen.

Es empörte Walter, solches zu sehen. Überall, wo er in russischen Landen gewesen, hatte er die sich oft übertrieben stark äußernde Unterwürfigkeit der Armen des Volkes bemerkt, aber sich derart untertänig benehmen, sich derart erniedrigen und andererseits eine solche Entgegennahme von Erniedrigung war ihm nicht zu Gesicht gekommen. Auf einer Seite entwürdigendes Sichweggeben, auf der andern maßloses

Genießen und Verschwenden — dieses mußte zu bösem Ende führen.

\*

Walter war in Petersburg im großen «Europa-Hotel» abgestiegen, hatte Aussicht auf den Newsky Prospect, die breite, vom Bahnhof zum Zarenpalast führende Hauptstraße der Stadt. Eines Morgens, zufällig ans Fenster getreten, sah er einen vorbeifahrenden Zug von mit prächtigen, langschweifigen Rappen bespannten, geschlossenen, breiten Kutschen. Der Zar Alexander der Zweite, der mit seinem Gefolge eben von Nizza eingetroffen war, fuhr in ihnen nach dem Winterpalast — vier Monate später wurde er, so sorgfältig die Überwachung um ihn war, von Nihilisten ermordet<sup>1</sup>. Der Anfang des Endes der Zarenmacht hatte damit begonnen.

Nach den freudigen Stunden in Moskau und dem glänzenden Aufenthalt in Petersburg nahm sich Riga, so hübsch diese Stadt und so interessant ihr zugefrorener Hafen und alles übrige war, recht bescheiden aus. Warschau machte dagegen auf den auf der Heimreise Begriffenen, nunmehr allein Reisenden einen um so erfreulicheren Eindruck.

\*

In der Polenhauptstadt verweilte er nicht lange. Er wollte auf der Rückreise Großvater Krimmelbein besuchen. Krimmelbein wohnte nicht mehr in Barmen. Sein Werk dort war der Konkurrenz der künstlich erzeugten Farbstoffe wegen unrentabel geworden. Er

<sup>1</sup> Ermordet am 13. März 1881.

hatte es deshalb aufgegeben und sich nach Harburg bei Hamburg zurückgezogen.

Das letzte Mal, da er auf der Rheinlehne zu Besuch gewesen, war vereinbart worden, er würde künftig jeden Sommer einige Wochen da bei seinem Sohn zubringen. Kränklichkeit hatte sich eingestellt und er hatte diesen Plan aufgeben müssen.

So sehr Walters Besuch den Hochbetagten freute, war dennoch zu erkennen, daß Trauriges ihn bedrückte. Nachdenklich, stillschweigend betrachtete er den begeistert von seiner Reise Erzählenden. Er sann offenbar darüber nach, was dieser wohl von seinem kläglichen gesundheitlichen Zustand denke.

«Ist es nicht das letzte Mal, daß wir uns sehen», sprach grämlich aus seinen Augen.

Einige Monate später erfolgte sein Tod. Testamentarisch hatte er mit der Bedingung, daß seine zwei Schwestern die Nutznießung von seinem Nachlaß haben sollten, seinen Sohn als Gesamterben eingesetzt und die ironische Bemerkung beigefügt, daß, wer damit nicht zufrieden sei, «gar nichts erhalten solle.»

MILLIONENVERMÖGEN

Zur Zeit, als Walter in das väterliche Geschäft eingetreten, hatte für die damals noch in Entwicklung begriffene Farbenindustrie eine Glanzperiode begonnen.

Aller Anfang ist schwer. Während der ersten zehn Jahre des Bestehens dieser Industrie waren in ihr außer Murexid, Mauvein, Fuchsin, nur einige wenige andere Farbstoffe entdeckt worden und zur Ausbeutung gelangt, das folgende Jahrzehnt hatte die Erfindung einer größeren Zahl solcher gebracht. Dem Wesen der Farben- und der Teerderivate-Erzeugung war hierauf durch die scharfsinnige Benzolkerntheorie Kekulé ein mächtiger Antrieb gegeben worden, der zu einer Erfindungsperiode geführt hatte. Die Chemiker, gereizt, nach neuen Erfindungen zu suchen, erfanden ganze Reihen von Farbstoffen und manche andere wertvolle Erzeugnisse. Überall entstanden Fabriken, sie zu verwerten, und nahezu alle arbeiteten mit schönen Gewinnen.

Petersens Werk erfreute sich anhaltend außerordentlich flotten Gedeihens. Er und Adele lebten sorgenlos. Dieser Ausdruck kann jedoch nie unbeschränkt und nie andauernd zur Verwendung kommen, und so auch bei ihnen. Einer ihrer jüngeren Söhne, der stets zu Späßen und Scherzen bereite, lebensfrohe Paul, war von früher Kindheit an intimer Freund Johann Jakobs, des einzigen Sohnes und Erben des reichen, in der Juristenwelt berühmten Pro-

fessors Bachofen<sup>1</sup>. Jonn, wie seine Freunde ihn nannten, verfügte, was bei dem Millionenvermögen seines Vaters erklärlich war, über reichliches Taschengeld und verwendete es, obwohl er persönlich ernster Veranlassung war, gerne dazu, anderen und besonders seinem lebenslustigen Freund Paul zu Vergnügungen zu verhelfen. So war es gekommen, daß dieser, von Haus aus schon an Wohlstand gewöhnt, nicht sehr auf Geld und Geldeswert zu achten gelernt hatte.

Die beiden waren gleichen Alters. Dieses und ihr Freundschaftsverhältnis brachte es mit sich, daß Jonn häufig in das Haus Petersens kam und zu Ada, der Schwester Pauls, eine Zuneigung faßte, die allmählich zu einer aus gegenseitigem Vertrauen hervorgegangenen Liebe wurde und den Wunsch entstehen ließ, später einmal ganz einander zu gehören.

Auffallend war an Ada, wie sie sich als kleines Mädchen schon gegen jedermann freundlich zeigte, sich in den Herzen aller einen Platz zu haben bemühte und wie unglücklich sie sich fühlte, wenn ihr dies nicht gelang oder nicht zu gelingen schien.

Mit der Schulzeit beginnt ein neues Leben, manche kleine Sorgen werden nicht mehr beachtet, vorher nicht gekannte tauchen auf. Auch Ada erfuhr dieses.

Ihrer Veranlagung entsprechend hatte sie sich mit allen ihren Kameradinnen gut zu stellen und Freundin aller zu sein gesucht. Es gibt jedoch Wesen, deren Charakter so geartet ist, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, Wohlwollen bei ihnen zu erringen. Sie

<sup>1</sup> Nach seinem Tode besonders durch die Veröffentlichung seiner Arbeiten über das «Mutterrecht» und Frauenrechte bei alten Kulturvölkern (Ägypterzeiten) berühmt geworden.

gehen darauf aus, anderen unangenehm zu sein, ihnen Leid zuzufügen — und wenn es ihnen gelingt, finden sie Befriedigung darin. Solche gab es auch unter Adas Kameradinnen. Wenn ihre Unartigkeiten nicht schlimm noch bedenklich waren, gingen sie ihr dennoch tief zu Herzen. Zu Hause klagte sie hierüber, erzählte der Mutter, was ihr widerfahren, meinte weinend: «Nichtwahr, sie sind böse Mädchen?»

«Ja, meine Tochter, sie sind böse, aber tröste Dich, sei dennoch lieb zu ihnen. Suche Dich mit ihnen gut zu stellen. Sie werden anders werden.»

Diese und ähnliche tröstende Worte, dazu ein Kuß, stillten die Tränen der Kleinen, und, ob die weisen mütterlichen Lehren oder Adas natürliche Veranlagung es brachten, sie befreundete sich allmählich mit allen ihren Gefährtinnen. Die unter ihnen, die sich von Anfang an gut mit ihr gestellt, bildeten, als sie herangewachsen, mit ihr zusammen den Kern der gesellschaftlich Auserlesenen, Geschätzten, Gesuchten. Sie waren die, denen sich alle, die etwas sein, etwas gelten wollten, anzuschließen suchten.

Die Zeit kam, da Ada von zu Hause fort in ein Pensionat gegeben und auch ihre Freundinnen in solche überall hin zerstreut wurden. Ein Jahr später fanden sie sich in der Heimat wieder zusammen.

Ein neuer Lebensabschnitt hatte allmählich für sie begonnen. Bälle, Abendgesellschaften, Feste wurden das, was sie beschäftigte. An Einladungen fehlte es nicht. Die Veranstaltungen entbehrten des Glanzes, wenn Ada und die, die zum engeren Kreis gehörten, nicht mit dabei waren. Wo sie hinkamen, wurden sie umringt. Ob in einem vornehmen Haus zum Tee ge-

laden, wo den kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen ein Diener in samtnen Kniehosen und Wadenstrümpfen aufwartete, oder ob in bescheidenerer Wohnung von einem Dienstmädchen bedient, überall umgab sie Glanz und Freude.

Bei all dem war Petersens Haus zum Stelldichein der begüterten Jugend geworden, und benützte Jonn jede Gelegenheit, sich dort einzufinden. Mit Genugtuung schaute er zu, wie die hübsche Ada, für ihn die Schönste aller, von jedem gerne gesehen, von allen geschätzt wurde.

Als er elf oder zwölf Jahre alt, hatte er einmal naiv zu ihr gesagt: «Ada, Du bist schön», und auch späterhin nie aufgehört, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen. Sie waren herangewachsen, unwandelbar hatte er weiter an ihr gehalten, stets jeden erkennen lassen, daß sie die sei, die er bevorzugte, die er begehrte.

Hieran hatte sich auch, als er älter geworden, nach Leipzig auf die Universität gezogen war, nichts geändert. Wenn es Ferien oder andere Anlässe gab, reiste er, selbst wenn es nur für wenige Stunden war, nach Hause, um in Adas Nähe zu sein — Ada wiederzusehen . . .

Um jene Zeit starb Jonns Vater, der alte Professor, und wurde der erst dreiundzwanzigjährige Sohn durch die ihm zufallende Hinterlassenschaft einer der Reichsten des Landes.

Sofort hatte es allgemein geheißt, Jonn werde nun um die Hand Adas anhalten. Böse Zungen behaupteten, der reiche Erbe bemühe sich in Leipzig um eine hübsche Östreicherin, dem wurde jedoch wenig Beachtung geschenkt. Alle, die ihn näher kannten, wuß-

ten, wie sehr er an Ada hing und nahmen dieses Gerede nicht ernst. In den Augen aller galten die beiden als bestimmt, sich zu vermählen, als ein unerwartetes Vorkommnis eine rasche Wendung brachte.

Eine Wiener Schauspielerin, Fräulein Wirrmann, eine liebliche, einnehmende Erscheinung, war im Stadttheater aufgenommen worden. Durch ihr frisches, zwangloses Auftreten erregte sie, wo sie hinkam, Aufmerksamkeit.

Weihnachten nahte.

Jonn war von der Universität zu seiner Mutter nach Hause gefahren. Die auswärts wohnenden Söhne Petersens und so auch Heine waren für die Festtage zu ihren Eltern gekommen. Letzterer, seit kurzem verheiratet, war am Abend nach seiner Ankunft in dem Hotel «Goldenen Kopf», dem am Rhein gelegenen Gasthof, in dessen Sälen sich die Lebejugend gerne vergnügte, mit Freunden zusammengetroffen. Halb scherzend, halb ernst, hatten sie ihm zur Verlobung seiner Schwester mit Jonn gratuliert, um wenn möglich zu erfahren, ob diese wirklich stattgefunden, und Heine, von dem, was Stadtgespräch war, unterrichtet, hatte ihnen scherzweise gedankt.

Die Tische waren alle mit Gästen besetzt. An einem saß Jonn mit Eduard, einem seiner guten Freunde — an einem andern, in einer Ecke des Saales, war die schöne Wirrmann zusammen mit zwei ihrer Kollegen lebhaft im Gespräch. Nach einer Weile hatten sich ihre Gefährten, die beiden Künstler, entfernt, bald darauf auch sie sich erhoben und, anscheinend im Begriff fortzugehen, sich dem Tisch Jonns genähert, ihn und seinen Freund begrüßt, mit ihnen geplaudert, ge-

lacht, dann sich zu ihnen gesetzt. Champagner war gebracht worden, und die drei hatten sich fröhlich weiter unterhalten.

Heine war dieses sonderbar vorgekommen. Es paßte nicht zu dem, was von Adas Verlobung oder bevorstehender Verlobung erzählt wurde. Er fühlte sich seinen Freunden gegenüber in mißlicher Lage. Auch sie schienen von dem, was an Jonns Tisch vorging, befremdet.

Es wurde spät.

Gäste brachen auf.

Der Saal war nur noch schwach besetzt.

Freunde Heines waren fort. Er war mit einem von ihnen allein geblieben, wollte sehen, was an dem Tisch drüben weiter vor sich ging.

Verstimmt schaute Heine zu, wie der, der sich seit Jahren immer Ada zugetan gezeigt, sich mit einer andern vergnügte, wie er und sie sich erhoben, er sich um sie bemühte, wie sie ihm vertraulich zulächelte, Eduard nebenher gehend, beide sich entfernten, den Saal verließen. — Hinter ihnen wurde die Saaltüre geschlossen.

Heine war empört, sprachlos.

Auch sein Freund war still.

Beidesahensich an, erhoben sich, gingen nach Hause.

Das erste, was Heine den folgenden Morgen tat, war, daß er sich zu seinem Vater begab.

«Was ist denn das? Es heißt, Jonn sei mit Ada verlobt, die ganze Stadt spricht davon, und gestern abend sah ich ihn im «Goldenen Kopf» mit der Wirmann sich vergnügen. Ich finde, Ada sollte mit ihm brechen.»

Ruhig hörte der Vater zu, ließ die Mutter kommen. Das, was Heine erzählt, wurde besprochen und beschlossen, vorläufig Ada von dem Vorgefallenen nichts zu sagen, Jonn aber zur Rede zu stellen.

Für den erwägenden Familienvater handelte es sich darum, zu wissen, welchen Weg Jonn ging, sich danach zu richten und gegebenenfalls Ada zu veranlassen, sich von ihm abzuwenden.

Eine halbe Stunde später trat Heine in Jonns Haus, ließ sich bei ihm anmelden.

Die beiden kannten sich von Jugend auf. Heine brachte nach einigen einleitenden Worten ohne viel Umschweife vor, was sein Kommen veranlaßte.

«Gestern sah ich Dich mit Fräulein Wirmann», begann er lächelnd.

Ehe er weiter geredet, fiel ihm der andere ins Wort: «Es kam ohne daß ich es gesucht oder gewollt.»

Erstaunt, ungläubig, schaute Heine ihm ins Gesicht. «Wieso denn?»

«Mein Freund Eduard ist — ich weiß nicht wie — mit der Wirmann bekannt. Sie hat ihn begrüßt, einige Worte mit ihm gewechselt, sich zu uns gesetzt, worauf er mich ihr vorstellte. Ein Wort gab das andere, und sie blieb bei uns.»

«Du begreifst, Jonn, ich bin Adas Bruder und es hat mich unangenehm berührt, zu sehen, daß Du Dich bis in die Nacht hinein mit einer andern vergnügst.»

«Das war nicht der Fall», widersprach Jonn. «Eduard war es, der sie veranlaßte, bei uns Platz zu nehmen und der sie fragte, ob sie etwas nehmen wolle. Ja, ein Glas Champagner, gab sie zur Antwort. Im

«Goldenen Kopf» wird, wie Du weißt, Wein nicht glasweise gegeben. Eduard sah mich an, und ich konnte nicht anders, als eine Flasche bestellen.»

«Und wie war es mit der zweiten, Jonn?», fragte Heine lächelnd.

Jonn lachte — beide lachten.

«Für die konnte ich auch nichts. Wie es so geht, als die Flasche leer war, kam eine zweite, dann eine dritte. Der Wirrmann machte es Spaß, uns zuzutrinken.»

«Das ginge alles an», warf Heine ein, «aber andererseits stellst Du Dich als mit meiner Schwester verlobt, und allgemein wird angenommen, daß dem so sei.»

«Ja, Ada und ich haben uns immer vorgenommen, einander einmal zu heiraten, und ich halte daran fest.»

«Wenn dem so ist, solltest Du bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten und Deine Verlobung klarstellen», meinte Heine ernsten Tones.

«Das will ich ja.»

«Heute noch?»

«Ja, heute noch.»

«So ist es recht, Jonn. Ich darf dies um so eher sagen, als ich nicht nur von mir aus zu Dir kam, sondern, weil mein Vater, als ich ihm vom gestrigen Abend erzählte, mich aufgefordert hat, mit Dir Rücksprache zu nehmen.»

«Ist es recht, wenn ich heute nachmittag komme?»

«Ja, sicherlich.»

«Um vier Uhr?»

«Ja, um vier. Ich werde Dich für vier Uhr anmelden und ich denke, Du wirst zum Tee bei uns bleiben.»

Dann fügte er bei: «Wenn Du Fräulein Wirrmann etwas zu übermitteln oder mit ihr oder einer andern — in Leipzig vielleicht — etwas zu ordnen hast, bin ich gern bereit, es zu übernehmen.»

«Ich wiederhole Dir, ich habe Fräulein Wirrmann erst gestern abend kennengelernt. Was Gegenteiliges gesagt werden mag, ist Erfindung. Gestern kam ich zum ersten Mal mit ihr zusammen — wenn Du sie kennst, kannst Du sie von mir grüßen.»

Heine lächelte: «Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen, und es ist ausgeschlossen, dass ich hierzu Gelegenheit bekomme, ich reise übermorgen oder jedenfalls vor Neujahrabend heim. Meiner Frau werde ich übermitteln, daß Du Dich in aller Form mit Ada verlobt hast. Es wird sie, wie ich Dir versichern kann, freuen. Wenn Du etwa mit Ada in unsere Nähe kommst, was ich Dir empfehle, wird Dir und Deiner Frau mein Haus offen stehen.»

Mit diesen Worten hatten sie sich erhoben und herzlich die Hand gereicht.

«Es war recht, daß Du gekommen bist», meinte Jonn. «Ich bin froh darüber und danke Dir bestens für den Besuch.»

Sie gingen zur Haustüre und verabschiedeten sich.

«Auf Wiedersehen, Jonn.»

«Also heute nachmittag», rief ihm dieser nach.

\*

Jonn erschien zur festgesetzten Stunde.

Langsam, anders als sonst, nicht mit der ihm eigenen Zuversicht, ging er in Petersens Haus die Treppe hinauf, sah zaghaft aus, als die alte Dienerin ihn in



das Empfangszimmer, wo Adas Eltern ihn erwarteten, führte.

Er brachte seinen Antrag vor, erhielt ohne viel Umstände eine freudige, zusagende Antwort. Ada wurde gerufen, im kleinen Kreis die Verlobung gefeiert, folgenden Tages teilte er sie seiner seit langem darauf gefaßten Mutter und durch Anzeigen dann weiteren Kreisen mit.

Die Hochzeit fand statt. Glocken erklangen. Vor der Kirche harrten Neugierige, an denen der festliche, glänzende Zug vorbeiging: das Brautpaar, Gäste, Angehörige, Freunde, unter diesen auch Courtois. Er durfte nicht fehlen. Er war der Richtige, an Festen teilzunehmen.

Die Hochzeitstafel entsprach dem übrigen. An einer Seite des großen Hufeisentisches saßen die älteren Gäste, unter ihnen herrschte dank Courtois die heiterste Stimmung. Sein Gebaren, sein charakteristisches Gesicht, sein Blick, sein ganzes Wesen wirkten fröhlich stimmend. Wenn er sein Glas erhob, es geleert, abgestellt hatte, betrachtete er es wie erstaunt darüber, daß es leer war, tat, während es gefüllt wurde, als wolle er dies verhindern, und war es wieder voll, brachte sein Gesicht Genugtuung hierüber zum Ausdruck.

«Welch schrecklicher Mann», meinten die Damen lachend zueinander und lachend ließen sie sich doch gefallen, was er zu ihnen sagte.

Die Speisenfolge zeigte in hohem Maße die hervorragenden Eigenschaften und die Erfindungsgabe des kulinarischen Sachverständigen, der das Hochzeitsmahl besorgte. Überraschendes kam zum Vorschein.

Von allen Ecken und Enden Europas und anderer Weltteile Bezogenes gab es zu sehen und zu kosten.

Orchestertöne setzten im Saal nebenan ein. Paare erhoben sich, tanzten, andere schauten ihnen zu. Wenige verharrten im Eßsaal, bis es dann da und in den übrigen Räumen allmählich stiller wurde und der freudige Tag sein Ende erreichte.

AUF DEM OZEAN

Ada hatte das elterliche Haus verlassen, nahezu alle ihre Geschwister hatten sich ebenfalls verheiratet oder waren aus anderen Gründen fortgezogen. Walter, der einzige, der bei den Eltern noch wohnte, bekam oft zu hören, daß er nun auch eine Lebensgefährtin nehmen solle.

Längst schon dachte er daran, war aber keiner begegnet, die dem, was er wollte, entsprach. Außerdem wirkte noch anderes bei ihm mit.

Von frühester Jugend an, von der Zeit an, da er in Büchern von Reisen, von fernen Ländern, von Tropengegenden gelesen hatte, in denen die Natur in urwüchsiger Pracht unangetastet geblieben ist, hatte er sich vorgenommen, sich nie irgendwie zu binden, solange er nicht einen Flecken Erde gesehen, der jungfräulich, von Menschen unberührt, von niemandem je betreten worden war. An diesem Jugendtraum hatte er unausgesetzt festgehalten. Ihm war, er werde dereinst nicht ruhig sterben, wenn er nicht einmal im Leben in einem unerforschten tropischen Urwald gewandert sei, einem Wald, in den noch nie ein Mensch seinen Fuß gesetzt hatte.

Als kleiner Knabe schon hatte er seines Vorhabens wegen gespart, Geld zur Seite gelegt, später mehr hinzugefügt, als er im väterlichen Geschäft tätig geworden, noch mehr dazugelegt. Längst besaß er die Mittel, den Plan, von dem er zu Hause und auch

Freunden gegenüber oft gesprochen, zur Ausführung zu bringen. Jahr um Jahr hatte er dessen Ausführung hinausgeschoben und hielt dennoch unverdrossen, unverändert weiter daran fest.

Nunmehr bei seinen Eltern allein, tauchte häufig mit Bitterkeit in ihm auf, daß von allem, was er angestrebt und gewollt, nichts, auch nicht das geringste, je sich erfüllt hatte. Dies brachte ihn zum Entschluß, jenen Jugendwunsch, was dagegen auch eingewandt werden mochte, nun zur Ausführung zu bringen.

Die Herbstzeit hatte begonnen: Nebel, Regen, Kälte hatten sich eingestellt. Einige Wochen noch, und der Winter, die geeignetste Zeit, nach heißen Gegenden zu ziehen, würde anbrechen.

Als Reiseziel hatte er das nur strichweise bewohnte, großenteils noch unerforschte, im äußersten Osten Südamerikas gelegene Venezuela erwählt, das, obwohl es als das schönste Tropenland des Erdenrunds bezeichnet worden ist, eigentlich selten von Reisenden besucht wird. Für ihn handelte es sich nun darum, einen Vorwand, eine Ausrede zu finden, die ihm ermöglichen würde, für den Winter, vielleicht für länger, dorthin zu ziehen.

Ein Arzt, den er wegen eines hartnäckigen Rachenkatarrhs, den er sich zugezogen, besuchte, hatte ihm empfohlen, den Winter in Italien oder einem andern südlichen Lande zuzubringen, weil nur so zu verhindern sei, daß das an und für sich nicht wesentliche Leiden chronisch werde. Auf die Frage, ob ein Aufenthalt in den Tropen nicht auch zu empfehlen sei, hatte der Arzt bejahende Antwort gegeben und beigefügt: Die Seereise allein schon wäre von bestem Einfluß.

Walter hatte, um Einwendungen gegen sein Nach-Venezuela-Ziehen aus dem Wege zu gehen, zu Hause seine Absicht beiläufig nur erzählt und gleichgültig nebenbei bemerkt, daß er, da er für längere Zeit nach dem Süden müsse, diese Gelegenheit benützen könnte, seinen längst gehegten Reiseplan zu verwirklichen, im stillen sich aber mit der Hamburger Reederei «Hapag» in Verbindung gesetzt und bei ihr einen Platz für die Ozeanüberfahrt nach Laguaira, dem Haupthafen Venezuelas, bestellt.

Seine Absicht war, sobald ihm die Gesellschaft den Tag der Einschiffung mitgeteilt, das erhaltene Schreiben zeigend, den Eltern seine Abreise nach Übersee als beschlossene, nicht mehr abzuändernde Sache bekanntzugeben.

Einige Tage später, während er abends bei ihnen saß, kam unerwartet ein Telegramm, das sein Vater öffnete. Er las: «Galicia Abfahrt Donnerstag — Hapag», fügte nachdenklich bei: «Was bedeutet diese Depesche? Sie ist offenbar falsch adressiert.»

«Galicia» war der Name des Schiffes, mit dem Walter reisen sollte. Die telegraphische statt, wie er erwartet, briefliche Übermittlung des Abfahrtstages nötigte ihn nun, anders, als er sich vorgenommen, vorzugehen.

«Dieses Telegramm ist für mich», fiel er ein. «Ich habe mich entschlossen, statt nach Italien nach Venezuela zu reisen und für die Überfahrt bei der Hapag einen Platz bestellt.» Dann fügte er bei: «Dieser Mitteilung nach findet die Abfahrt des Schiffes, mit dem ich reisen soll, früher als vorgesehen statt. Ich werde somit nächste Woche schon fortmüssen.»

Seine Eltern, gewissermaßen vorbereitet, nahmen diesen Bescheid ruhig hin, der Vater ziemlich gleichgültig, die Mutter jedoch anders. Sie schaute traurig zu ihrem Sohn hinüber. Ihr Gefühl, ihr feines Empfinden ließ sie erkennen, daß er nicht so sehr des unbedeutenden Halsleidens noch des längst gehegten Jugendtraumes wegen fort in die Welt hinaus ging, sondern aus Enttäuschung, weil von dem, was er gewollt, von all dem, wonach er sich gesehnt, nie auch nur das Geringste sich erfüllt, er auch Liebe, die er gesucht, nicht gefunden hatte.

Sie dachte, er ziehe nicht bloß für vorübergehend, sondern für immer fort. Er wolle sich nun aus allem herausreißen. Unermeßliche Teilnahme, Mitleid, unstillbare Trauer sprachen aus ihren Augen. So sehr sie in der Freude aufstrahlen, so sehr konnten sie abgrundtief Schmerz äußern.

\*

Einige Tage nachher war Walter nach Laguaira unterwegs.

Die «Galicia», mit der er fuhr, war nicht etwa ein Passagierdampfer, von denen damals nur sehr wenige in venezuelanischen Häfen anlegten. Es war ein nur wenige Fahrgäste führendes, für Segel- und Dampfbetrieb ausgestattetes Cargoboot.

Vierzig Jahre zuvor hatten sich einige Hamburger Kaufleute zusammengetan, um eine regelmäßige Schiffsverbindung zwischen ihrer Hansestadt und Amerika herzustellen und hierzu die «Hapag» gegründet. Sie verwendeten zunächst nur Segelschiffe, die unter Hamburger Flagge fuhren, stellten während

der fünfziger Jahre dann zwei Dampfer in Betrieb. Diese Gründung zählt somit zu den ältesten Dampfergesellschaften der Welt.

Mitte der achtziger Jahre, einige Jahre bevor Walter nach Venezuela fuhr, hatte sich zwischen den transatlantischen Gesellschaften scharfe Konkurrenz geltend zu machen begonnen. Dies war mit ein Grund, weshalb mit der nach einem neuesten Modell als Segel- und zugleich als Dampfschiff gebauten «Galicia» erprobt werden sollte, ob die «Hapag» künftig ihre Schiffe mit oder ohne Segel ausstatten sollte.

In Havre angelangt, wurde, um Ladung einzunehmen, zwei Tage verweilt, dann ging es bei ruhiger See auf den Ozean hinaus.

So prächtig das Wetter war, als die Fahrt begann, bald wurde es damit anders. Von Norden her setzten Böen ein, Sturm erhob sich, niedrig schwebende Wolken fegten über die sich unabsehbar ausdehnende, bewegte Wasserfläche. Sturzwellen schlugen gegen das schwerbeladene Schiff und warfen es zuweilen mit solcher Gewalt zur Seite, daß ein Umkippen zu befürchten war.

Rundum brodelte, brauste das Wasser. Wie aufgesperrte Riesenrachen kamen die rollenden Brandungen, mit weißen Schaumköpfen hoch auf ihnen. Zischend näherten sie sich der gegen sie ankämpfenden «Galicia», stürzten mit Donnern und Krachen über sie zusammen, und dennoch verfolgte sie trotzig stampfend und schlingernd ihren Weg.

So sehr das Toben der sich heranwälzenden, das Dreitausendtonnenboot zu verschlingen drohenden

Wassermassen ungeheuerlich war, gelangte es trotzdem stetig weiter.

Wer über Deck ging, lief Gefahr, weggespült zu werden. Seile waren deshalb darüber gespannt worden, an denen sich, wer über Deck gehen wollte, halten konnte.

Tag um Tag, Nacht um Nacht dauerte das Rasen und Wüten der Elemente unvermindert an. Einige Reisende, kleinlaut geworden, hatten Gebethücher hervorgeholt. Die Allgewalt der Naturkräfte, ihr unbändiges Wirken vor Augen, vermag der Mensch nicht anders als an überirdische Allmacht, an göttliche Gewalt zu denken. Seelische Gedanken erwachen in ihm, der Gelehrteste vermag, trotz allen Wissens, nicht hierüber hinwegzuhelfen. Über die Entstehung des, was Materie und Leben sind, woher sie kommen, vermag auch er nur, was er glaubt, was sein Glaube ist, vorzubringen.

Ein Sturm weit draußen auf dem Ozean, ein unbändiger, tosender Orkan gehört zum Großartigsten, Erhabensten, das der Mensch erleben kann. Neben hoch sich auftürmenden Wasserbergen klaffen grausige Tiefen, auf den Wellengipfeln schäumt weißer Gischt, den der Wind wegrißt, ihn weithin fortpeitschend. Schaut man nieder, so fällt der Blick auf unergründliches, nicht wiederzugebendes Tiefblau, über das flimmernd weißer Schaum in Streifen sich teilt und zu nichts zerfließt.

Überall ist Verderbendrohendes zu sehen, und in dem unbändigen Wust ist dennoch Leben: Delphine sind zu sehen, die sich von Woge zu Woge schwingen, fliegende Fische, die mit Zittern ihrer Flügelflossen

von Wellengipfel zu Wellengipfel, sie kaum berührend, huschen und schließlich in den Wogen verschwinden.

Fürchterlich war es, wenn der Abend nahte. Im gespenstischen Dunkel bildeten sich weißliche Nebel, die wie Leichengewänder schwebend weithin über das wallende, nicht ruhenwollende Naß schweiften.

Einzelne Passagiere seufzten, wandten sich ab, gingen zur Ruhe, andere verharrten trotz würgenden Ängsten auf Deck, vermochten sich nicht von dem fesselnden, schaurigen Anblick zu trennen — bis auch sie sich wegwandten.

Walter zog sich immer erst, wenn es menschenleer um ihn geworden war, in seine Kabine zurück.

Einmal war ihm, er müsse nochmals aus ihr hinaus, nochmals auf Deck, das Schwanken und Wanken, das Auf und Nieder des Schiffes, das Wüten des Sturmes zu betrachten.

Er kam wegen des ungestümen Schlingerns der «Galicia» nur langsam voran, ging an der mitschiffs auf dem Deck verstaute, unheimlichen Ladung vorbei — es waren kleine, aus dicken Brettern gezimmerte, Sprengstoffe enthaltende Kisten, die vorsichtshalber hier statt im Schiffsinne untergebracht waren —, drang weiter vor, gelangte an die Wand der Bugerhöhung, in der die Schlafstätten der Matrosen waren.

Mitten in der Wandung war eine Türöffnung zu den unteren Schiffsräumen. Auf jeder Seite von ihr eine Kajüte. Das runde Fensterchen der einen, der, in welcher der Bootsmann und der Schiffszimmermann schliefen, war erleuchtet. Kein Laut war aus ihr zu vernehmen.

Walter blieb stehen, lehnte sich in der Öffnung an der Seitenwand an. Rund um ihn war Wasser, auch vor seinen Füßen auf den Bodenplanken rinnendes Wasser. Doch hier war er geborgen, konnte vor hergewehtem Wasserstaub geschützt dem unbezwingbaren, fürchterlichen Durcheinander, dem Zerkrachen der sich gegen das Schiff stürzenden Wellen, dem Leuchten des brausenden Wassers zuschauen. Die einen bezeichnen letzteres als elektrische Erscheinung, andere als durch Reibung von Atomen, oder als von mikroskopischen Lebewesen erzeugt.

In der Kajüte nebenan war Ruhe. Oder hatte sich nicht jetzt dort etwas geregt? Hatten nicht von dort her leise, kaum hörbar, wie Orgelton Musiklaute geklungen?

Hierauf war es wieder still geworden.

Nun erklang es von neuem, wie Orgelschall.

Kein Zweifel, der Schiffszimmermann schlief nicht. Er hatte seine Ziehharmonika hervorgeholt, und um den schlafenden Kameraden nicht zu wecken, nur schwache Akkorde angeschlagen, damit aufgehört, dann leichthin wieder einige gespielt.

Nicht lange, und im Brausen der See, im Heulen des Windes erklang deutlicher nun ein harmonisches Spiel. Wie ein Suchen nach einer Melodie. Es waren Abrisse aus heimatlichen Weisen, kaum angestimmt, wieder aufgegeben. Sie erinnerten den auf dem Weltmeer im Getöse des Sturmes, im Geheul des Windes, im schwachen Zwielflicht Stehenden an das, was er ersehnt, erwünscht, nicht erlangt, nicht erreicht.

Wozu hoffen, sinnen, planen? Eine Macht, die wir nicht kennen, deren Wirken wir sehen, von der wir

uns kein Bild zu machen vermögen, waltet, herrscht, entscheidet über uns.

Was war es, was zuletzt nebenan gespielt wurde? Teile eines Liedes, des Liedes von Liebe in Ewigkeit. Klänge aus andern Liedern folgten, alles verworren ineinander übergehend, dazwischen Pausen, zuweilen lang andauernde Stille.

Dachte der Spielende an Erinnerungen, die sein Spiel in ihm erweckt, oder sann er darüber nach, was er nun weiter spielen solle?

Einzelne Akkorde, die er gebracht, erinnerten Walter an die im Elsaß verbrachte Zeit. Dann kamen Abrisse eines strammen Marsches, hierauf Tirolerweisen, ein fröhliches Berglied und wieder leise, kaum vernehmbar, Klänge des Liedes, das an die manches Jahr zurückliegende, in den Vogesen verbrachten Tage erinnerten, Klänge des Flieders, Rosen und Jugend verherrlichenden Liedes.

Ist es denn nirgends auf Erden, selbst auf Weltmeeren nicht, möglich, peinigenden Erinnerungen zu entgehen.

Nach einer Pause kam wieder, anfangs leise, schwach angeschlagen, allmählich lauter, deutlicher jenes Lied. In vollen Tönen klang es nunmehr, lückenlos, unaufhaltsam, erbarmungslos, Schmerz aufwühlend.

Warum gerade dieses ohne Aussetzen? Warum jetzt? Warum hier?

Walter, an die Wand gelehnt, lauschte zu, wollte sich verbitternden Gedanken nicht hingeben. Es konnte weiterklingen das Lied, dazu Wirbeln des Windes, Ächzen der Ladung im Schiffsraum, Schlingern und Beben des Bootes, er wollte sich nicht daran

kehren, sich nicht von dem, was auf ihn einstürmte, niederringen lassen.

Unerwartet erschallte ein Ruf, vom Winde getragen, über die Wellen verweht. Langgedehnt, Silbe und Silbe betont, gestammelt: «Alles wohl...» Laut schallte es in die Nacht hinaus.

Auf dem äußersten Ende des Bugs stand ein Matrose Wache. Er hatte allem Brauche gemäß, wenn in der Fahrrichtung alles in Ordnung war, diese Worte zu rufen. Mit diesem Ruf ist es heute, wie mit manchem anderen zur See, vorbei. Auf den Ozeandampfern steht der in der Fahrrichtung ausschauende Matrose nicht mehr auf dem Bug, sondern in einem am vordersten Mast, einem Lastkranenmast angebrachten Türmchen und gibt durch Drücken auf den Knopf einer elektrischen Leitung dem wachhabenden Offizier zu erkennen, daß alles für die Weiterfahrt des Schiffes in Ordnung ist, alles wohl für die, welche es birgt.

Hoch am Himmel zeigte sich ab und zu eine vom Mond erleuchtete Öffnung. Sie war wie ein Riß in den Wolken, aus dem blasses, sanftes Licht strahlte, dann wurde es auch dort wieder dunkel. Ein kurzes Aufleuchten, ein Flirren nur war es, vielleicht ein Zeichen, daß das nun über eine Woche dauernde Unwetter am Nachlassen war.

Überraschend ertönte, dieses Mal von der Kommandobrücke her, ein schriller Pfiff — auch dort wachte einer. Ein Offizier hatte, weil der Sturm etwas nachgelassen, für gut befunden, daß ein Segel aufgezo-gen werde.

Sein Signal war in der erleuchteten Kabine gehört worden. Das Spiel verstummte.

Der Bootsmann kam heraus, nahm Befehle entgegen, holte ein halbes Dutzend Matrosen aus dem Schlaf herbei — das ist die harte, die rauhe unwirsche Seite des Seemannslebens, Tag und Nacht, zu jeder Stunde bereit sein müssen.

Sie machten am Vordermast die Gaffel frei, zogen vereint an dem an ihr befestigten Tau, langsam glitt die Gaffel am Mast empor, das Segel, von dem Winde gebläht, entfaltete, ballte sich. Je höher die Gaffel kam, je stärker wurde der Druck des Windes auf die Leinwand und wurde damit auch das Aufziehen schwerer — wenn ein Aufziehen überhaupt gelang. Die Matrosen klammerten sich am Tau, manche von ihnen, ohne mehr auf dem Boden zu stehen. Sie waren ein im Schaukeln des Schiffes hin und her geworfener, gegen die Natur kräftig kämpfender Menschenknäuel, über den das Meer stoßweise zerstoßenes Wasser sprühte.

Schaurig klangen die Rufe, die sie während des Anziehens, um im Übergreifen Takt zu halten, ausstießen.

«Achheihou — Ochou — Achhou», ging es weiter, gurgelnde, langgedehnte, wie Verzweiflungs-, wie Hilferufe, wie Fluch, wie Flehen klingende, von den Vätern übernommene, aus Wickingerzeiten stammende Laute.

Als das Segel straff gespannt, in richtige Stellung gelangt war, wurden Falle und Gei festgemacht. Die Männer kehrten zu ihren Kojen, zu ihrem schwankenden Hort zurück.

Weit draußen auf den Meeren sind Segelschiffe heutzutage selten zu sehen. Ihre Gesamttonnage beträgt

nicht viel mehr als ein Hundertstel der Welttonnage. Die stolzen, prächtigen, holzgebauten, mit viereckigen Segeln ausgestatteten, auf Jahre ausziehenden Dreimaster sind verschwunden, zur Mythe geworden, nur auf Bildern noch zu sehen. Sie wurden durch die mit Dampf oder Öl getriebenen Fahrzeuge verdrängt, wichen vor dem Puffen und Knattern der Motore, fanden, zerstückelt, zu Brennholz zerschlagen, ein klägliches Ende. Vielleicht ist da oder dort noch in einem Seehafen einer jener Greise, aus nicht sehr weit zurückliegender Zeit verwahrt, noch zu finden.

Getrieben durch Dampfkraft und Windesgewalt strich die «Galicia», ein Mittelding zwischen Schiffen alter und neuer Zeit, weiter. Wohin? Südwesten, ungefähr Südwesten zu. Wo sie sich befand, hatte, da der Himmel seit Tagen unaufhörlich bewölkt war, unmöglich genau festgestellt werden können.

In den Schiffsräumen herrschte Ruhe. Der in der Türöffnung Weilende begehrte nicht zu ruhen. Um ihn war alles wie empört und dennoch lag hierin Tröstendes für ihn: er war aus eigenem Antrieb fortgezogen, hatte erstmals in seinem Leben frei über sich verfügt, ging einem Ziel entgegen, wohin er sich geseht.

Er erbebte, griff nach der Türumrahmung. Wie ein Vorwurf war in ihm der Gedanke aufgetaucht, daß, indem er seinem längst gehegten Wunsch nachging, er anderes, Wichtigeres versäume, es hinten an stelle, dessen Erfüllung vielleicht gefährde.

Die Seelenruhe, die das Leben zu zweit, Liebe, treues Zusammenhalten bringt, war das, wonach er vor allem verlangte. Ihm schwebte das eine und das

andere Mädchen vor, dem er begegnet, von dem er gedacht, daß sie für ihn die richtige Gefährtin sein könne, und von der er sich nun entfernte.

Er reckte sich, wollte nicht an Erinnerungen kranken, mit aller Gewalt sich dagegen sperren. Wie um diesen Entschluß zu bestärken, hatte er zum Himmel aufgeschaut.

Wieder zeigte sich dort eine friedliche Helle, länger andauernd als das vorige Mal. Sie erzeugte auf dem Wasser Lichtgefunkel. Das Gewölk war anders als zu Beginn der Nacht, es war, als kläre es sich auf. Es erweckte den Eindruck, mit Wind und Wetter wolle es nun endlich anders werden.

An einer von dahinstürmenden Wolken umschlossenen Stelle blinkten Sterne. Sie boten einen beruhigenden Anblick, einen Abglanz des Unendlichen, des ewig Dauernden.

Es war spät geworden, Mitternacht nahte. Er zog sich in seine Kabine zurück.

\*

Am folgenden Tag blieb die See stürmisch, der Himmel war noch bedeckt. Die Nacht, die folgte, brachte eine Änderung. Das Meer wurde, obwohl die Stärke des Windes erheblich nachgelassen, nur wenig ruhiger, der Himmel aber klarer und gegen Morgen nahezu wolkenlos. Die Nebel und Wolken stiegen höher, wurden kleiner, ballten sich über dunklem Blau, gelangten in die Stratosphäre, verschwanden, sich auflösend.

Während des Morgengrauens kam Land in Sicht, anfangs kaum erkennbar, wie vereinzelte Flecken am

Horizont erscheinend, und als der über der See lagernde Dunst sich verzogen, wurden hochragende Berggipfel sichtbar.

Der wachthabende Offizier hatte den Schiffskapitän benachrichtigt, einen alten Seebären, Vertrauensmann der «Hapag», der seit Jahrzehnten die Antillen bereiste. Kurz darauf war er auf der Kommando-Brücke erschienen.

«Wo kommen denn die Berge her?» meinte er ironisch.

Seit über einer Woche hatte man nur annähernd feststellen können, an welcher Stelle des Erdballs sich die «Galicia» befand. Sie war wegen des Sturmes, der Strömungen und Benützung der Segel erheblich aus dem gewollten Kurs geraten.

Der Sonnenaufgang, als geeigneter Zeitpunkt zur Ermittlung des Orts, wo ein Schiff sich befindet, wurde mit besonderer Spannung erwartet.

Langsam, in voller Pracht, auf wolkenlosem Himmel, tauchte blendend erstrahlend das Rund der Sonne aus dem Meer empor und gab dem mit Instrumenten hantierenden Offizier zu erkennen, daß die «Galicia» weit nach Süden aus ihrem Kurs getrieben worden war.

Die Fahrriichtung wurde geändert. Während des ganzen Tages und der darauffolgenden Nacht wurde Nordwesten zugesteuert und am folgenden Morgen in aller Frühe die einige Jahre später den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetretene dänische Insel Sankt-Thomas erreicht.

In ihrem sicheren Hafen wurden Postsachen ausgetauscht, Steinkohlen, Wasser, Lebensmittel ein-



genommen, ein Dutzend Schwarze angeworben, die während der Weiterfahrt in den Antillenmeeren als Heizer und in den Seehäfen zum Ein- und Ausladen von Waren zu helfen hatten, und hierauf ging es wieder hinaus in die See, andern Inseln zu, nach dem ruhigen Managua, nach dem vor Jahrhunderten von den Spaniern angelegten, von malerischen Festungswällen umschlossenen Sankt-Juan de Portorico, nach den fieberverseuchten Lagunen von Ponte — unzählige, gierige, ihre Rückflossen zeigende Haifische umschwammen hier das Schiff —, und schließlich wurde quer über das Karaibische Meer nach Laguaira gesteuert.

Überraschend war es, bei Tagesanbruch sich diesem Hafen zu nähern und unerwartet die unmittelbar aus der flachen, weiten See sich steil erhebende, über zweitausend Meter hohe Andenkette zu erblicken; nach Osten und Westen zieht sie sich wie eine ungeheure, unüberwindliche Wand in unabsehbare Ferne hin. Durch sie führen Saumpfade an Schluchten und Abgründen entlang sowie eine kunstvoll erbaute Schmalspurbahn in wenigen Stunden nach der mitten in den Bergen in breiter Talebene gelegenen Hauptstadt des Landes, dem schönen, eigenartigen Caracas, der Stadt mit dem herrlichen Klima und dem ewigen Frühling.

## URWALD

Von Venezuela, der Heimat des Generals Bolivar, des Befreiers dieses und dreier anderer südamerikanischer Staaten von der spanischen Herrschaft, wird eigentlich nur selten gesprochen, obwohl es ein großes, ungemein reiches, vielleicht das einzige Land der Erde ist, das keine Schuldenlast hat. Seine seit nahezu hundert Jahren in großem Maßstabe ausgebeuteten Goldminen, seine unter dem Maracaibosee weithin sich ausdehnenden Öllager scheinen unerschöpflich zu sein, und dieses zu allem noch an Pflanzungen und ungeheuren Weidegründen reiche, glückliche Land, dessen Fläche gleich der Deutschlands und Englands zusammen genommen ist, zählt bloß etwa drei Millionen Einwohner.

Während der vier Wochen, die Walters Überfahrt gedauert, hatte ein Regierungswechsel stattgefunden. Die Macht des früheren Diktators Guzman Blanco war gebrochen, die Bronzebildsäule, die er in der Hauptstadt von sich selbst errichtet hatte, war niedergerissen worden, sein Vertrauensmann, Präsident Rojas Paul, war, ein erhebliches Vermögen mitnehmend, nach der holländischen Insel Curaçao fortgezogen. Es wurde erzählt, daß nach seinem Weggehen alles, was in den Ministerien von Wert war, weggenommen worden sei, die Nachfolger dort nicht einmal Tinte und Feder vorgefunden hätten. Hierüber wurde geschimpft, aber auch gelacht — das maßlos reich

gesegnete Land konnte eine Mißwirtschaft ertragen.

Walter hielt sich nicht lang in der Hauptstadt auf. Er durchstreifte Berge und Täler und verweilte schließlich, seinem Vorhaben nachzugehen, auf einer dicht an einem Urwald gelegenen Hacienda, einer Kaffeepflanzung, die von den Vorfahren des Eigentümers zur Zeit der Eroberung des Landes auf von Indianern gekauften Boden angelegt worden war. Wie weit sich der Besitz nach Norden zu erstreckte, wußte niemand. Laut den alten Kaufpergamenten reichte er bis an das Meer. Sicher war, daß, wenn man nordwärts ging, man schließlich an das Meer gelangen mußte, wie weit, wieviele Meilen es dorthin waren, und damit auch, wie weit sich das Eigentum in jener Richtung erstreckte, wußte niemand.

Nach Norden hin erstreckten sich waldbedeckte Berge. Der Wald auf ihnen war so dicht, daß nur auf kurze Entfernungen in ihn eingedrungen und ein Weitereindringen immer wieder aufgegeben worden war.

Die Haciendagebäude, alt und baufällig, standen unmittelbar am Gehölz. Sie umrahmten einen Hof, dessen Mitte eine zum Trocknen des geernteten Kaffees dienende Tenne bildete. Zu beiden Seiten der Gebäulichkeiten erhoben sich auf dem Waldrand abgewonnenen Boden die Kaffeepflanzungen und südlich davon erstreckte sich meilenweit kahles, dürres, sonnenverbranntes, gegen eine breite Talebene abfallendes Grasland.

Walter war spät am Nachmittag auf jene einsame Wohnstätte gelangt. Er wurde dank eines Schreibens, das ihm der einflußreiche, beliebte, alte General

Mendoza, mit dem er sich in Caracas befreundet, gegeben, von Rey, dem Verwalter, dem Majordomo der Hacienda, entgegenkommend empfangen.

Komfort war da nicht zu finden. Alles von primitivster Art.

Als die Nacht hereingebrochen, führte Rey den Angekommenen ein schmales Treppchen außen an der Wand des Hauptgebäudes hinauf auf den Estrich, den er ihm als Schlafgemach anwies.

In einer Ecke war ein Cadre, ein mit Leinwand bespannter Rahmen, der als Nachtlager diente, daneben ein wackeliger Schemel, auf dem eine Kerze stand. In einer Ecke lagen aufgestapelt einige Holzbündel. Dieses war das ganze Mobiliar des Raumes.

Nachdem Rey sich entfernt hatte, war Walter auf das altanähnliche Ende der Treppe hinausgetreten, hatte begierig nach den bis an die Gebäude reichenden Bäumen des Waldes ausgeschaut. Alles lag im Dunkel. Die Luft war ruhig, kaum bewegt. Kein Mond, kein Stern leuchtete.

Auf früheren Wanderungen war er durch Urwälder gekommen, durch die Wege führten und an denen zu erkennen war, daß man aus Dickichten einzelne Bäume, deren Holz besonders wertvoll erschien, herausgeholt hatte. Jene Wälder boten sich, obwohl kaum angetastet, nicht mehr als eigentliche Urwälder dar. Mit dem, den er nun vor sich hatte, war es anders. An diesen war, den Saum ausgenommen, nie eine Axt gelegt worden. Sein Inneres, von keinem Menschen je betreten, war, wie die Natur es erschaffen.

Morgen sollte in ihm vorgedrungen werden. Etwas Beglückendes lag in diesem Gedanken.

So heiß der Tag gewesen, so kühl war es nun. Das Frostige der Nacht wurde zudem noch durch aus den Bergen niederkommende, in das Geäst der Bäume sich ergießende, feine Dunstschleier vermehrt. Langsam kamen sie, sich ausbreitend, nieder, schwebten talwärts weiter.

Unter den Bäumen schwirrten trotz der Waldesstille unhörbar, mysteriösen Irrlichtern gleich, leuchtende fliegende Käfer, die ihre Lichter abwechselnd blinken und verschwinden ließen.

Dichte Nebelballen kamen wie von Geisterhand getrieben nieder, ergossen sich in das Gehölz und kleideten den Wald zur Nachtruhe, zu heiliger Urwaldruhe, in weiße Gewänder ein.

Es wurde kalt, empfindlich kalt. Walter zog sich in die ihm angewiesene Kammer zurück. So ungastlich es in ihr war, er war doch froh, da zu sein.

Die Türe hatte kein Schloß. Ehe er sich niederlegte, stemmte er eines der Holzbündel gegen sie, um sie einigermaßen abzuschließen.

\*

Am folgenden Morgen zog er, von einem Peon begleitet, frühzeitig aus.

Sie gingen zunächst durch Waldteile, die, wie man nun sah, durch Ausschlagen von Brennholz gewissermaßen gelichtet waren, gelangten an eine Stelle, wo, in der Absicht, eine Pflanzung anzulegen, ein großer, von Bäumen und Büschen freier Raum entstanden war. Auf der einen Seite davon, auf der dem Gebirge zuliegenden, war zu erkennen, daß da und dort auf kurze Strecken versucht worden war, sich durchzu-

schlagen, man diese Absicht aber bald aufgegeben hatte. Die beiden entschlossen sich nach einigem Suchen, an einer ihnen geeignet scheinenden Stelle vorzugehen.

Der Peon nahm, ehe er sich hieran machte, seine Alpargates (Sandalen) von den Füßen. Er, wie auch andere Peons taten dies jedes Mal, sobald sie in den Urwald hinein mußten. Sie gingen dann barfuß, vielleicht um zu fühlen, worauf sie traten, oder, um auf dem Waldboden weniger leicht auszugleiten. Hierauf begann der Peon mit seinem Machete — einem armlangen, breiten Messer — sich Durchlaß durch das Gewirr von Ästen, Stämmen, Schlingpflanzen, Gestrüpp zu bahnen.

Langsam, mit Mühe nur, konnten die beiden vorankommen. Selten gelang es, sich einen oder einige Schritte weit, ohne den Machete verwenden zu müssen, durchzudrängen. Geäst, das zum Durchschneiden zu hart war oder unter dem Messer wich, wurde zur Seite gezogen, von dem einen der beiden gehalten, während der andere sich durchwand, durchdrängte, durchzwängte. Zuweilen war der Pflanzenwall jedoch derart, daß weder dieses noch jenes gelang und sie dann seitlich irgendwo voranzukommen suchten.

Der Wirrwarr von endlosen Ranken, Sträuchern, ungeheuren Schachtelhalmen schien unaufhörlich zu sein. Schwierig war das Vordringen und wurde noch schwieriger, wenn außer diesen Hindernissen Stellen zu überwinden waren, wo man nicht auf dem Boden, sondern auf den ihn hoch bedeckenden, abgestorbenen Kraut- und Wurzelschichten des Waldes gehen mußte, die verfault unter den Füßen zusammenbrachen.

Merkwürdige, üppig an den Stämmen und Ästen der Bäume gedeihende Aristolochien und Knöterichgewächse waren da zu sehen. Araceen mit spießförmigen, andere mit großen, lanzettförmigen Blättern. Im Unterholz gediehen Begonien, Pflanzen mit zartem, andere mit kräftigem, auch solche mit gefiedertem, geschlitztem Blattwerk, daneben Anturiums mit riesigen und in Kontrast mit ihnen Aneimiasorten mit zwerghaften, auf dünnen Rippen sitzenden Blättern.

Da und dort erhob sich ein Papey oder ein stolzer Melonenbaum. Unter ihnen bescheidene Spargelarten mit Nadelchen gleichenden Blättchen — die feinsten Blätter, die es gibt. Daneben prangten Philodendronarten, hohe Cinchonon und an diesen Gewächse kletternder Art. Am Boden lagen Reste von abgestorbenen Pflanzen, an denen üppiges Wachstum sich erhob. Der Untergang des einen begünstigte ein gewaltiges Gedeihen des andern. Überall auf Erden wiederholt sich dasselbe Schauspiel — auf Untergang und Zerstörung folgt Gedeihen, das Hinschwinden des einen ermöglicht und begünstigt das Emporkommen des andern.

An einzelnen Stellen war es das Gewicht von an Stämmen und an Ästen angewachsenen, ihre Säfte aussaugenden Schmarotzern, die Brechen, Fallen, Absterben der sie tragenden Gewächse veranlaßt hatten.

Auch hier war neben Dahingegangenen, Vermorschtem froh Auflebendes und an diesem, das sich kaum zu erheben begonnen, wuchs bereits Verderbenbringendes.

In dem Durcheinander des Untergegangenen ge-

diehen außer pflanzlichen auch Lebewesen der niedrigen Tierwelt, krabbelnd, kreichend, fleuchend, wimmelnd brachten auch sie Vernichtung, oder beschleunigten sie.

Walter und der Peon verfolgten den Grat eines höher und höher führenden Bergausläufers. Die sie umgebende Pflanzenwelt änderte sich entsprechend den Höhenlagen, in denen sie sich befanden.

Die trockene Jahreszeit hatte begonnen. In tiefliegenden Teilen der Berge hatten atmosphärische Niederschläge aufgehört, kamen nicht oder kaum mehr in Betracht. In der Regen- und Nebelwaldzone, in der sie sich befanden, dagegen war die Vegetation, obwohl die Mittagsstunde nahte, noch taubedeckt.

In einer Zone, in der die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse der Entwicklung von Moos- und Schwammarten ungewöhnlich günstig zu sein schienen, war ein richtiges Aufkommen von in tieferen Lagen gut gedeihenden Pflanzen unmöglich. An Bäumen und Sträuchern wuchsen da, ehe sie sich richtig entwickelt, Pilze, gewaltige Schwämme, in ungeheuren Bärten herunterhängende Moose in solchem Übermaß, daß das, woran sie sich festgesetzt, zusammengebrochen war. Hier hatten sich auch aus in die Baumrinden gelangten Kernen gewachsene Orchideen und dichte Büschel bildende riesige Blattpflanzen festgesetzt und mit zur Vernichtung geholfen. Hier war der Wald so gestaltet, daß er wie im Geheimen von unsichtbaren Unholden böswillig verheert aussah.

Wo man hinschaute, lag hier Niedergerissenes. Stellenweise hatte dies dem Sonnenlicht ermöglicht,

zum Boden zu gelangen und bewirkt, daß im Wust des Zerstorten Krautarten mit solcher Kraft gedeihen, daß ihre Schosse wie Lanzen oder Wurfspeere aus dem Gemenge des Verheerten emporragten.

Hier wuchsen herrliche *Rhipsalis*, an Bäumen kletternde oder von ihnen herunterhängende Kakteen, als solche kaum zu erkennen, auch rhabarberartige *Gunereas* und unweit von alldem, seitlich des Berggrates, breiteten Bäume von ungeheurer Höhe ihre gewaltigen Kronen aus.

In Gebieten, wo Hartholzbäume — *Madera de Corazon*, «Bäume, die Herz haben», nannte sie der begleitende Peon — die Oberhand gewonnen, eine Höhe erreicht hatten, die ihren Ästen ermöglichten, sich ungehindert weithin auszubreiten, vereitelte das unter ihnen herrschende Halbdunkel das Gedeihen der wachstumhindernden oder verunmöglichenden Gewächse. Unter dem von mächtigen Stämmen getragenen weiten Laubdach bot sich da ein anderes Bild.

An einer solchen Stelle war ein Teil des Geästes unter dem Gewicht der Parasiten, die sich an ihm festgesetzt, und von Lianen, die sich darüber ausgebreitet, zusammengebrochen; im Laubdach war hierdurch eine Öffnung in den sonst überall dicht verschlossenen Laubmassen entstanden. Als die beiden Wanderer hier zurückschauten, konnten sie durch diese Öffnung hindurch tief unten die von der Sonne grell erleuchteten Dächer der Hacienda erblicken. Dahinter breitete sich eine dürre Graseinöde aus, wo diese aufhörte, in hellem bläulichem Dunst, die Talebene mit da und dort weit voneinander entfernten Pflanzungen von Zuckerrohr. Nur dort, wo ihr

Haupt in Sonnenglut und ihr Fuß in rieselndem Wasser steht, gedeihen Kakaobäume. Die Sonne, sie ist Meister, spendet Licht, Leben und Gedeihen, andernorts bringt sie Dürre und Verderben.

Weiter gekommen, veranlaßte der kraftstrotzende, verworrene Pflanzenwuchs mit darin unentwirrbar verästelten Schlingpflanzen die zwei Vordringenden, vom Berggrat abzugehen. Dies brachte sie in einen ebenen, von außerordentlich hohen Bäumen bewachsenen Waldteil. Unter den dichten Kronen jener Riesen war die Vegetation von allem bisher Gesehenen gänzlich verschieden.

Nirgends war ein Pflanzenwirrwarr, nirgends ein Ineinandergreifen von Ästen. Unter dem Schutz jener Waldriesen setzte sich nichts dem freien Gedeihen des hier Wachsenden entgegen. Hier konnte man mühelos ungehindert weitergelangen, ohne sich einen Weg schlagen zu müssen.

Gigantische Baumfarren, hochragende Gräser, Palmen mit Blättern, die sich wie gefiederte Wedel ausbreiteten, andere mit Trieben, die Schwertern glichen, oder Schößlinge von märchenhaften Formen waren da zu sehen. Sie entfalteten sich in dem gedämpften Licht und der feuchtwarmen, weder durch Wind noch Regen gestörten Atmosphäre frei überall hin. Hier war kein sich gegenseitiges Am-Gedeihen-stören, sondern ein friedliches Nebeneinander-bestehen.

Staunend betrachteten die beiden, stehen geblieben, das Prachtige, Tausendfältige, das vor ihnen niemand je gesehen.

Was sie vor sich hatten, glich kaum mehr Irdischem.

Sie standen in einem von der Natur geschaffenen Heiligtum.

Worauf das Auge haften mochte, wirkte alles wie hingezaubert.

Ein Tempel, dessen ungeheuerlich weit sich ausbreitende Gewölbe aus Laubgewirr, dessen mächtige Säulen aus riesigen Stämmen bestanden und dessen Inneres mit dem überwältigend Kostbarsten, das die Erde trägt, verziert worden, war jener Erdenwinkel.

Die Stämme erinnerten an die Architektur alter und ältester Zeiten. Einzelne einheitlich rund, andere geriffelt, manche glatt, wie geschliffen, andere rauh, gerunzelt. Auch ihre Farben waren verschiedenartig: gelb, grau, grün, weiß, schwarz.

Stämme waren zu sehen, die aus einem Gewirrwulstiger, andere, die aus einem Gewirrknorriger Wurzeln, einige, die aus hochragenden Brettwurzeln hervorgingen — die Räume zwischen diesen, von einer Seite nur zugänglich, bildeten kapellenartige Nischen.

Auffallend waren Stämme, die aus einem Netz von ineinander verflochtenen Luftwurzeln entstanden waren, und noch merkwürdiger war ein Stamm, der sich als hohe Säule, mit innen und außen Rinde, bot — hoch oben auf einen längst abgestorbenen Baum war ein Samenkorn gelangt, hatte gekeimt, aus dem Keim war ein Baum gewachsen, der dem Stamm des ihn gastlich Tragenden entlang Luftwurzeln ausgesandt, die diesen netzartig umspannen, durch ihr Dickerwerden am Wachstum verhindert hatten, bis er abgestorben, vermodert, schließlich zu Staub zerfallen war. An seiner Stelle stand nun der Baum, des-

sen Stamm sich als eine innen und außen berindete hohle Säule bot.

Ähnlich war das Entstehen eines Baumriesen, dessen Wurzeln aus weitem Umkreis hoch über dem Boden zusammenkommend einen mächtigen Stamm trugen. Nach unten zweigten sich die Wurzeln ab wie nach oben die Äste.

In jenen prächtigen Waldteil konnten Sonnenstrahlen nur vereinzelt gelangen. Sie drangen spärlich in ihn, bestrahlten, wie es auslesend, das denkbar Ziervollste. Von den Laubwölbungen hingen Lianen herunter, an denen, geschmückten Kirchenleuchtern gleichend, blütentragende Orchideen sich festsetzten — alles stimmte zur Andacht in diesem geheimnisvollen Urwaldheiligtum.

Was blitzte im Dunkeln dort?

In einer Ecke hatte ein blauer Schein aufgeleuchtet. Wie prismenblau war es. Nun flammte es andernorts wieder auf. Jedes Mal ein Punkt nur, oder zwei Punkte dicht nebeneinander, kaum erblickt, verschwunden.

Beunruhigt fragte Walter den Peon um Aufklärung. Des Spanischen nicht genügend mächtig, verstand er dessen Antwort jedoch nicht. Schließlich sagte der Gefragte: «Vamos ahi». Das heißt: dort hin gehen.

Sie wandten sich jener Stelle zu, Walter vorangehend.

Kaum hatte er einige Schritte getan, raschelte auf dem Boden vor ihm etwas davon.

Beim nächsten Schritt wieder.

Das zweite Mal schlug der Peon mit seinem Machete danach. Er hatte eine Schlange durchschnitten. Auf

dem Boden krümmten und wanden sich die zwei Teile. Sie betrachtend, meinte der Peon in vollem Ernst: «Sie suchen sich zu vereinigen, um wieder zusammenzuwachsen.»

Die beiden schritten weiter. Wieder zischte eine Schlange vor Walter davon, wieder schlug der Peon nach ihr, durchschnitt sie.

Die erste war glänzend grasgrün, von der Farbe großer Eidechsen, die zweite dunkelbraun, fast schwarz.

Vorher hatte Walter während des Gehens hin und wieder sich flüchtende Schlangen beobachtet. Hier raschelte bei jedem Schritt eine davon, alle klein oder von mittlerer Grösse und von verschiedenen Färbungen. Jene Ecke war eine Brutstelle der an die zweihundert zählenden Schlangenarten, die in Venezuela zu finden sind.

Das Aufblitzen, das einige Zeit nicht mehr zu bemerken gewesen war, setzte plötzlich wieder ein. Dieses Mal in nächster Nähe der zwei Weitergehenden. Ein großer Falter, der sich eben auf eine Staude gesetzt, einer jener großen Schmetterlinge von der Größe, wie sie nur in den Tropen vorkommt und dessen obere Flügelseiten himmelblau fluoreszierend schillern, war es, der jenes Erscheinen und Verschwinden hervorbrachte. Je nach der Stellung der Flügel waren dem Beschauer auf Augenblicke die oberen blauen, feurig leuchtenden, metallisch glänzenden oder die unteren mattbraunen, auf dem dunklen Waldhintergrund nicht erkennbaren Flügelseiten zugekehrt. Erstere hatten das blitzartige Blauleuchten erzeugt, das jeden, der unvorbereitet zum ersten Mal diesem Kleinod jener Urwälder begegnet, überrascht.

Wo dieser Schmetterling zu sehen ist, da ist auch die große schwarzbehaarte Spinne, die größte, die es gibt, zu treffen. Eine, die die beiden sahen, floh nicht, fürchtete sich nicht, rührte sich, auch als sie mit dem Stock gestoßen wurde, nicht von der Stelle; sie blieb wo sie war, frech, bereit, den Kampf aufzunehmen.

\*

Nach manchen Wanderungen weithin im Wald nahm sich Walter vor, auf dem Bergausläufer, den er den ersten Tag nach seiner Ankunft begangen, vorzudringen, um wenn möglich auf die Wasserscheide zu gelangen und von hier aus vielleicht das Meer zu erblicken. Er nahm an, daß er am Ende des Berggrates eine Bergspitze oder einen Bergkamm erreichen könne, von dem aus er auf die andere Seite des Gebirges sehen würde.

Tag um Tag weiter vordringend und höher und höher gelangend, ging er daran, sich einen Pfad auf dem Berggrat durchzuschlagen, erreichte jedoch nicht, was er erwartete, sondern eine nahezu senkrechte, rechts und links sich weit hinziehende Felswand und mußte, weil der Einbruch der Nacht bevorstand, umkehren.

Folgenden Tags zog er in aller Frühe mit der Absicht aus, diese Bergwand zu erklettern. Zwei Peone begleiteten ihn, von denen der eine, auf Empfehlung von Rey, mit einer Flinte bewaffnet war. Mühsam stiegen die drei die Felswand empor, sich an zerklüfteten Felsen, an Stauden, an Sträuchern haltend oder stützend. Sie arbeiteten sich, gegenseitig sich helfend, langsam höher. Beim Zurückblicken sahen sie über

den ungeheuren Wald, durch den sie gekommen waren, hinweg. Je höher sie gelangten, desto mehr kamen auf der andern Seite der breiten Talebene Berge zum Vorschein, allein, so große Höhe sie erreicht, es war kein Ende der Bergwand zu erkennen.

Schaudererregend war es, wenn nach unten geblickt wurde, trotzdem des Gestrüpps wegen kaum Gefahr bestand, weit abzustürzen.

Beim Nachobenschauen war keine Änderung bemerkbar, immer nur dasselbe: die endlose Fortsetzung von Felsen und Sträuchern. Dieses unverändert Gleichbleibende erzeugte unwillkürlich Gleichgültigkeit.

Sie dachten kaum mehr daran, das Ende der Bergwand zu erreichen, als unerwartet der Vorangehende rief: «Wir sind oben.»

Die zwei ihm folgenden schauten aufwärts.

Hinter dem, der den Ausruf getan, war statt wie bisher Gestein und Gestrüpp nun das Blau des Himmels zu sehen.

Kurz darauf faßten auch sie oben Fuß.

Die drei schauten zufrieden in die weite Leere vor ihnen und nieder auf das sich unter ihnen ausbreitende, in flimmerndem Sonnenschein prangende, eigenartige Land.

Unmittelbar unter ihnen dehnte sich tiefgrün, wellig schwellend der Wald aus, wo er weit weg aufhörte, war die gelbbraune Graseinöde, dann das breite, meistentheils von niedriger graugrüner, wilder Vegetation bewachsene Tal, darin ein silberne Reflexe werfender, in gewundener Linie sich schlängelnder Fluß. Weit voneinander entfernt waren einzelne

Ranchos — kleine, aus Pfählen und Bambussen erstellte, palmenüberdachte Hütten. Wo Berieselung möglich war, prangte hellgrün Zuckerrohr oder das Tiefgrün von Kakaobäumen-Pflanzungen. Hinter all dem, auf der andern Seite des Tales, erhoben sich, von der Tropensonne glühend bestrahlt, gegen den Orinoco sich hinziehende Bergketten, die hintersten in gleißendem Dunst verschwindend.

Die drei wandten sich um, betrachteten ihre nähere Umgebung. Sie hatte nichts, das an Gebirge erinnerte.

Vom Rand der beiderseits unabsehbar weit sich erstreckenden Felswand zog sich gegen Norden zu leicht geneigt eine ebene, bewaldete Fläche hin. Die Vegetation auf ihr war gänzlich verschieden von allem bisher Gesehenen. Die Bäume nicht sehr hoch, knorrig, dickstämmig, gehörten ausnahmslos Lorbeerarten an. Sie waren dicht belaubt, die Blätter tiefgrün, glänzend. In dem Dunkel unter ihnen war niedriges, dünnes Gras, vereinzelt spärliches Buschwerk. Alles war fremdartig, wie aus einer andern Welt hierher versetzt.

Leicht war es hier voranzukommen. Der Weg mußte nicht gebahnt werden, noch brauchte man hintereinander zu gehen.

In weiten Abständen voneinander hatten die drei in das Gehölz vorzudringen begonnen, als der zur Rechten gehende Peon plötzlich stehenblieb, erstaunt auf die Erde, dann sichtlich beunruhigt um sich und wieder auf den Boden schaute. Nachdem seine Begleiter sich ihm genähert hatten, wies er mit der Hand zur Erde und meinte: «Hier sind Menschen.»

Auf dem Boden lagen Exkremente, die anscheinend



von einem Haustier, Pferd oder Maultier, stammten. Der bewaffnete, jagdgewohnte Peon bezeichnete sie jedoch als von einem Tier des Waldes herrührend, ohne daß Walter aus seiner Beschreibung erkennen konnte, was für eines er wohl meinte.

Die Sonne stand bereits tief, weiteres Vordringen mußte aufgegeben und die Heimkehr angetreten werden.

Vor dem Abstieg verweilten die drei nochmals an der Stelle, die sie nach dem Erklettern der Bergwand erreicht hatten. Während sie die vor ihnen sich ausbreitende farbenreiche, hell erleuchtete Gegend besprachen, bemerkte Walter, zufällig zur Seite schauend, im Blattwerk eines Busches ein auf ihn gerichtetes, glänzendes, dunkles Auge, das, als er genauer hinsah, verschwand.

Leise teilte er diese Beobachtung seinen Begleitern mit, worauf die drei, der bewaffnete Peon vorangehend, sich vorsichtig dem Busch näherten. Dort angelangt, fanden sie nichts Besonderes, beim Sichumsehen erblickten sie aber ein eben verschwindendes, ruhig sich entfernendes, reh- oder hirschartiges Tier, das sich offenbar neugierig genähert hatte, die in sein Reich Eindringenden zu besehen.

Die drei Wanderer hatten aus Zeitmangel nicht erforschen können, wie sich das Gebirge nach Norden hin gestalten mochte. Walter erkletterte deshalb, um in dieser Richtung auszuspähen, einen Baum, hoffend, über den Lorbeerwald hinweg nach Norden freien Ausblick zu erhalten.

Nahezu oben angelangt, fiel ihm, während er im Geäst ausruhend stillgestanden, ein dem Schall von

Sirenen der großen Dampfer gleichendes Surren auf. Es klang bald stärker, bald schwächer, wie aus weiter Ferne kommend, hörte auf, setzte wieder ein, kam aus verschiedenen Richtungen. Sich umsehend gewahrte er, daß nicht in der Ferne, sondern ganz in seiner Nähe, zuweilen weniger als auf Armeslänge von ihm entfernt, ein sehr kleines Vögelchen, ein Kolibri das eigenartige Geräusch erzeugte. Das Tierchen flog von Blüte zu Blüte, um Honig zu naschen. Das rasche Schwirren seiner Flügel, während es vor einer Blume an derselben Stelle verweilte, erzeugte das auch dem Summen großer Käfer nicht unähnliche Geräusch.

Um nordwärts ins Weite blicken zu können, mußte Walter höher steigen. Auf dem äußersten Gipfel des Baumes angelangt, zeigte sich, daß sich der Wald in jener Richtung sanft abfallend, unabsehbar weit erstreckte. Wie weit, war nicht zu erkennen, so klar und hell die südliche Seite des Gebirges dalag, so düster war es auf der anderen, im Schatten liegenden, von sich bildendem Abenddunst umhüllten Seite.

Beim Versuch, mit den Blicken den Dunst zu durchdringen, bemerkte Walter zu seinem Erstaunen, in graublauer Ferne, wie es schien hoch in der Luft, schmale, weiße Linien, die dünn, kaum erkennbar entstanden, allmählich sich verbreiterten, seitlich parallel zueinander sich bewegten, dann, wie sie entstanden, allmählich schmaler wurden und verschwanden.

Nie hatte er solches oder ähnliches gesehen. Trotz Überlegungen und scharfem Ausschauen wollte es

ihm nicht gelingen, eine Erklärung für das, was vor ihm vorging, zu finden. Als die Nebel sich während eines Augenblicks verdünnt hatten oder verweht wurden, erkannte er jedoch, daß die rätselhaften, weißen Linien nicht hoch in der Luft, sondern in sehr weiter Ferne, tief unten, die vor einem Gestade sich bildenden und auf diesen auslaufend verschwindenden Schaumkronenlinien von Meeresbrandung waren.

\*

Dunkle Nacht war hereingebrochen, als die drei die Hacienda wieder erreichten.

An jenem Tag war, wie jede Woche ein- oder zweimal, frisches Fleisch auf einem Saumtier aus der mehrere Wegstunden entfernten nächsten Ortschaft gebracht worden. Mitten im Hof loderte ein Feuer, um das die Peone, auf dem Boden kauend, das unter sie verteilte Fleisch an Stöcken gespießt in die Flammen hielten, von dem sie in dem Maße, wie es briet, abbissen.

Um ihr Mahl gleicherweise zu genießen, gesellte sich Walters Begleiter zu ihnen, erzählten den rundum Hockenden von den Erlebnissen des Tages und Rey, der Majordomo, ein schlanker, schön gewachsener Mann, eine Hand nachlässig auf die umgürtete Hüfte gestützt, lauschte hinter der Gruppe im Feuerschein stehend, gelegentlich Fragen stellend, ebenfalls den Erzählenden zu.

Walter rastete im Verandaanbau des Hauptgebäudes, vor sich auf dem Tisch eine Laterne, die einzige, die in der Hacienda zu finden war, und überlegte, was er den folgenden Tag vornehmen werde.

Das Land, das er aufgesucht, hatte kein Interesse mehr für ihn. Er brauchte nicht länger dort zu bleiben — hatte anderem nachzugehen.

Er wanderte die Wege, die er gekommen, nach Caracas zurück und fuhr von dort mit dem nächsten abgehenden Dampfer nach Europa.

FROHES UND TRAUIGES

Die Vermählung Adas mit Jonn hatte zu mancherlei Änderungen Anlaß gegeben. Jonn hatte ein großes herrschaftliches Gut gekauft. So viele Räume es darin gab, für ihn, den seines Reichthums mehr und mehr bewußt werdenden, waren es deren nicht genug. Er ließ einen Saal und darüber Wohnräume anbauen, den Garten in modernem Stil ändern. Die Stallungen wurden vergrößert. In ihnen standen nun ein halbes Dutzend von England bezogene, prächtige Vollblutpferde. In den Wagenremisen prangten Luxusequipagen — Autos waren noch unbekannt, kamen erst einige Jahre später auf.

Alltäglich waren bei Jonn zu gemüthlichem Zusammensein eingeladene Gäste, und wenn er nicht zu Hause inmitten von Gästen oder mit Ada auf Reisen war, ging er auf die Jagd, Forst und Felder mit Freunden oder von seinen Jagdhütern begleitet zu durchstreifen. Ein eigentliches Zurruhekommen gab es für ihn nie.

Paul, der ihm nächststehende all seiner Kameraden, hatte in Liverpool eine aussichtsreiche Stellung erhalten. Ob Jonn nun den zu Scherzen und Vergnügungen stets bereiten Schwager dazu veranlaßte, oder dieser es von sich aus getan, er gab den sicheren Posten dort auf und kam nach der Heimat zurück, wo ihm Jonn die Mittel verschaffte, sich an einer von einem ebenfalls noch sehr jungen Mann, Sohn einer

wohlhabenden Witwe, gegründeten Stickereiwarenfabrik zu beteiligen.

Die beiden Partner, lebenslustig, im Alter stehend, in dem man zumeist annimmt, die Zukunft könne nur Gutes bringen, verfügten reichlich über Gelder und hatten häufig mehr ihre Belustigungen als ernste Arbeit im Auge.

Paul konnte ohne viel Umstände bei einer Bank, in der Jonn ihm Kredit eröffnet hatte, Summen erheben — «schöpfen gehen», wie er dieses fröhlich nannte. Er tat es in um so ausgiebigerer Weise, als ihm die heimeligen Zusammenkünfte bei Jonn und bei den Eltern oder bei andern Verwandten nicht genügten und er überall, wo es hoch herging und er zu seinen tollen, oft unsinnigen Scherzen Anlaß fand, mit dabei sein wollte.

Ein neuer Motor war in seiner Fabrik aufgestellt worden. Die Lieferanten waren zur endgültigen Prüfung und Inbetriebsetzung gekommen. Der Motor lief tadellos.

«Diesen Tag müssen wir feiern», bemerkte Paul heiter. «Der Einweihungstag unseres Motors muß mit jenen, denen wir diese mustergültige Maschine verdanken, gefeiert werden.»

Sein Partner wendete nichts dagegen ein, die Lieferanten selbstredend auch nicht. Sofort bestellte Paul ein Festmahl, zu dem er in der Eile noch einige frohe Kameraden einlud und an dem es für seinen Humor und seine Ausgelassenheit wie stets bei ihm keine Grenzen gab.

Er ahmte das Anlassen, das Inlaufkommen und den vollen Lauf des Motors nach. Einen Arm kreisend,

vor- und rückwärts bewegend, anfangs langsam, dann rascher, machte er erstens Gesichts die Laute der Maschine nach: «Tara — Tarata — Taratazickta», wiederholte dies mit zunehmender Geschwindigkeit, kam mit: «Taratazickta-Pfuh, Tarata-Pfuh, Ta-Pfuh» und schließlich mit: «Pfuh-Pfuh-Pfuh.»

Er mußte sein «Tarata» wiederholen, machte es besser und noch besser. Die es gehört, erzählten anderen davon. Wenn er mit intimen Freunden zusammenkam, mußte er sein «Tarata» zum besten geben. Wenn sie ihm begegneten, riefen sie ihm zu: «Tarata», nannten ihn «Tarata» — er nahm es lächelnd hin.

Als er von England zurückgekehrt war, blieb er nicht lange bei den Eltern, sondern hatte sich bald eine eigene Wohnung eingerichtet.

\*

Walter war solcherweise von all seinen Geschwistern wiederum der einzige bei den Eltern Wohnende. Es war Frühling, als er von Venezuela zurückkehrte.

Sie waren auf der Rheinlehne.

Er hatte sein gewohntes Leben wieder aufgenommen, brachte seine Freizeit mit Vorliebe auf dem Rheine und die Abende im Zimmer bei den Eltern zu.

Besonders verweilte er dann an einem Fenster mit Blick auf den Fluß, schaute, Erinnerungen hingeben, in die Nacht hinaus. Bezaubernd ist das Zurückdenken an Erlebtes. Es lenkt jedoch sehr oft ab von dem, was man verfolgen sollte.

Seine Eltern im selben Raum, beim Schein einer

Lampe lesend, konnten sein nach außen gekehrtes Gesicht nicht sehen.

Er betrachtete den finstern Abendhimmel, die sich davon abhebenden Berge, die in der Richtung, in der die Sonne untergegangen war, allmählich vergehenden hellen Himmelsstellen. Sie erregten Glitzern auf dem Wasser des Rheines. Er dachte an das Flimmern und Leuchten des Meeres.

«Ich weiß, worüber Du sinnst», klang es einmal leise hinter ihm.

Adele war es, die ihm dies zugeflüstert. Sie vermutete, er denke an irgendein Mädchen, das ihm begegnet war.

\*

Der Winter war wieder fast zu Ende, und damit auch die Gelegenheit, an Festen dieses oder jenes Mädchen zu sehen, das er zur Gefährtin wählen könnte.

An einem der letzten festlichen Abende hatte Ada Walter gefragt: «Soll ich Dich Fräulein Nelly dort vorstellen?»

Die, welche sie meinte, ein hübsches, junges Mädchen, hatte er zwei Jahre zuvor an einem im «Holsteiner Hof» gegebenen Fest gesehen. Zaghafte, scheu hielt sie sich im Kreise ihrer, wie auch sie zum erstenmal im Strudel großer Gesellschaft erschienenen Freundinnen. Sie hatte ihm gefallen. Er hatte nach ihr ausgeschaut, sie beobachtet — und dennoch vermieden, sich ihr zu nähern.

Ihr Auftreten, ihr Äußeres, ihr ganzes Wesen entsprach dem seit langer Zeit von ihm ersehnten. Noch

nie Gefühltes hatte ihn zu ihr hingezogen, und trotzdem war er ihr ferngeblieben. Etwas Unbestimmtes sagte ihm, daß, wenn er sich zu ihr hinwenden würde, es zu Leid und Enttäuschungen führen würde. Er hatte sich vorgenommen zu warten, später vielleicht dem, was ihn zu ihr trieb, zu folgen. Er wollte, die hemmende Ahnung solle sich legen, solle verschwinden. Den folgenden Winter war er fort — über den Ozean.

Ein Jahr war verstrichen.

Manches hatte sich seitdem ereignet.

Nelly war von ihrer Umgebung überredet worden, sich mit einem angesehenen, tüchtigen Mann in hoher Stellung zu verloben. Unerfahren, ohne die geringste Neigung zu ihm, hatte sie dem Drängen nachgegeben und eingewilligt. Ihr Verhalten ihrem Verlobten gegenüber hatte jedoch bewirkt, daß ihre Eltern zur Einsicht kamen, es sei besser, es bleibe nichts anderes übrig, als das Verlöbniß aufzuheben.

Von diesem unglücklichen Vorkommnis war Walter nichts bekannt, als er Nelly vorgestellt wurde und sie zu einem einsetzenden Walzer einlud.

Die, die zwei Jahre zuvor einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, hielt er nun in seinen Armen. Er dachte nicht mehr an das, was ihn früher abgehalten hatte, ihr näherzutreten, bedauerte, daß, da der Winter nahezu vorüber war, es nicht sobald möglich sein würde, die zu sehen, die wie für ihn geschaffen erschien.

Alles an ihr übermannte ihn, der Glanz ihrer Augen, ihr ruhiger Blick, ihr sanfter Gesichtsausdruck, ihre Gestalt, das schöne Rund ihres Kinns — leicht Trotzi-

ges lag darin. Für ihn war kein Zurückweichen mehr. Mit ihr wollte er durchs Leben, wie immer die Zukunft sich gestalten würde.

Er holte sie zu einer Quadrille, dem damals beliebten, klassischen, zeremoniellen Tanz, der das Gute hatte, daß zwischen den einzelnen Phasen kürzere und längere Pausen den Paaren ermöglichten, sich, von niemandem gestört, vertraulich zu unterhalten.

Die beiden, seit wenigen Augenblicken erst miteinander bekannt, hatten sich nicht viel zu erzählen. Sie sprachen von der außerordentlichen Kälte, die der Winter während den letzten Wochen gebracht.

So sehr sich Nelly im Gespräch zurückhaltend zeigte, war es doch angenehm, sich mit ihr zu unterhalten. Für Walter lag in jedem ihrer Worte etwas Hinreißendes. Mit Befürchten und Erwägen war es bei ihm, trotzdem ihn die unbestimmten Ahnungen nicht verlassen hatten, zu Ende. Er dachte immer noch, daß er vielleicht Bitterkeiten entgegengehe, hielt sich jedoch nicht mehr daran auf — konnte es nicht mehr.

Sein Entschluß war gefaßt: er würde fortan suchen, in Nellys Nähe zu kommen. Ihr wollte er nachgehen, ihr sich weihen. Langsam, Schritt um Schritt, wollte er vorgehen, unbeirrt, nicht ruhen, nicht rasten, bis er Nelly für immer gewonnen. Eine Wende seines Daseins hatte begonnen.

Ein Freund, der ihn beobachtet hatte, kam an ihm vorbei, raunte ihm im Gehen zu: «Du hast Mut» — und ging, ohne auf Antwort zu warten noch sich umzuwenden, weiter.

Hätte er Walters Vorhaben gemerkt? Was war mit jenen Worten gemeint? Deuteten sie auf in Aussicht stehende Enttäuschungen? Sollten sie eine Warnung sein? Von der Ausführung des Beabsichtigten abhalten?

Walter dachte nicht hierüber nach.

Dem Herzensdrang, dem in seinem Innern sich Regenden, wollte er folgen, es sich nicht nehmen, es nicht ersticken lassen.

Ihm war: Nelly sei für ihn und er für sie geschaffen — beide vom Schicksal einander bestimmt. Dem, was eine höhere Macht will, soll keiner entgegenhandeln. Um ihn herum war alles in festlichem Wirbel und Jubel.

Das Orchester ertönte, heitere Weisen erklangen, rauschten, brausten. Er kümmerte sich nicht darum. Nellys Herz wollte er gewinnen, allmählich erreichen, daß sie ihn schätze, ihn liebe — und dennoch scheute er sich, ihr das jetzt oder in nächster Zeit zu erkennen zu geben. Er glaubte, er lege sich Zurückhaltung auf und war daran, das, wonach er beehrte, im Sturm zu erobern.

Von Nelly hatte er, wie er sich bitter sagen mußte, nicht einen Augenblick Entgegenkommen erhaschen können. Was sie gesagt, war abgemessen, ein Keim von Traurigkeit lag darin — sie litt noch unter der unglücklichen Gemütsstimmung, die das vorjährige Verlöbniß in ihr zurückgelassen. Nie hatte sie dem Mann, den sie hätte heiraten sollen, die Hand gereicht, nie es über sich gebracht, ihm eine Freundlichkeit zu erweisen. So frohen Mutes sie sonst immer war, von dem Tag an, da sie mit ihm verlobt wurde,

war es damit zu Ende gewesen. Es schien, als könne sie nicht mehr sein, wie sie sonst war, und weil alles, was sie gegen ihn eingewandt, vergeblich, von allem, was sie vorgebracht, nichts verfangen wollte, hatte sie, von ihren Eltern abhängig, sich schließlich deren Willen gefügt, ihnen gehorcht. Aber, nachdem sie erkannt hatte, daß es ihr unmöglich sei, die Frau des ihr Zuggedachten zu werden, hatte sie sich vorgenommen, ihm wie versprochen zum Altar zu folgen, aber, um ihr Jawort gefragt, mit «Nein» zu antworten.

Es war der einzige Ausweg, der ihr geblieben, war das letzte Mittel, sich frei zu machen — nur dank der Einsicht und dem Einlenken ihrer Eltern hatte sie es nicht anzuwenden gebraucht.

\*

Nur einige Tage waren es her, seit Walter sich Nelly genähert, als sie beide zufällig wieder zusammentrafen. Ihm schien, er müsse ihr nun sagen, ohne Zögern gestehen, daß er sie liebe, sie fragen, ob sie zu ihm halten, ihn lieben wolle.

Warum sollte er nicht jetzt fragen?

Warum es hinauschieben, Gefahr laufen, daß ihm wie schon einmal, ein anderer zuvorkomme und dann vielleicht mit Erfolg?

Jetzt hieß es reden.

Er brachte einige Worte vor. Es war ein Werben.

In seinem Kopf schwirrte es. Was er sprach, was er stammelte, wußte er nicht.

Er sah, daß die, an die er sich wandte, ihm ruhig zuhörte, sah, daß sie lächelte — ein wunderliches, hinreißendes Lächeln war es.

Er schwieg, wußte nicht weiter. Was noch sagen?  
Sie antwortete ihm.

Verwirrt lauschte er zu, versuchte zu verstehen,  
was sie sagte. Kurz gebunden war es, nicht abweisend,  
nicht verneinend...

\*

Er war wieder Herr seiner selbst geworden.

Nellys Worte hatten entscheidend geklungen. Eines  
hielt er fest: sie war mit ihm einig, war mit dem, was  
er vorgebracht, wie er es geäußert haben mochte, ein-  
verstanden.

\*

Vier Tage später begab sich Walter, nachdem er  
tags zuvor seinen Besuch angekündigt, zu Nellys  
Eltern, um in aller Form um die Hand ihrer Tochter  
anzuhalten.

Es war einer jener stilvollen Höfe alter Zeiten, mit  
großen, hohen Räumen. Einzelne davon, gewölbt,  
waren mittelalterliche Sehenswürdigkeiten. Das den  
Garten umschließende eiserne Gitter sowie dessen  
Türe waren Meisterwerke alter Schmiedekunst. Von  
dem Keller des Hauptgebäudes hatte früher ein unter-  
irdischer Gang, den Nellys Vater hatte auffüllen und  
an beiden Enden zumauern lassen, unter der Strasse  
und den Nachbarhäusern an den Rhein geführt.

In dem Raum, in dem Nellys Eltern Walter erwarteten,  
kam ihm der Vater mit der Begrüßung «Willkommen»  
entgegen. Er war hochgewachsen, von imponierender,  
einnehmender Erscheinung. Sein Großvater hatte während  
den Anfängen des Jahrhunderts auf der Farnsburg, einer  
der mächtigsten Burgen der Stadt, als Landvogt regiert;  
von diesem hatte er wohl

seinen zuweilen etwas autoritären Charakter ererbt.  
Er empfing Walter herzlich, auch seine Frau zeigte  
sich freundlich.

Walters Antrag wurde angenommen.

Zwei Monate später waren die beiden vermählt.

\*

Bald erwies es sich, daß die Ahnungen, die Walter  
abgehalten hatten, sich Nelly zu nähern, nicht ganz  
grundlose gewesen waren. Die gute Nelly war nicht  
mehr wie früher. Von dem schüchternen Mädchen  
blieb nicht mehr viel übrig. Sie zeigte trotzigen, eigen-  
mächtigen Willen, gab sich, besonders nachdem sie  
Mutter geworden, gegen Walter gerichteten Beein-  
flussungen hin, die bewirkten, daß er häufig sein  
Kreuz mit ihr hatte. Die beiden waren jedoch, wenn  
sich selbst überlassen, glücklich. Hierzu verhalf der  
herzliche Verkehr mit den Verwandten der beiden,  
besonders die heiteren Zusammenkünfte in Jonns  
gastlichem Haus.

\*

Hier herrschte Sorglosigkeit, hier brachten heitere  
Einfälle immer wieder Zerstreung.

Einer seiner intimen Freunde, Adolf, beliebter Arzt,  
war von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, hatte  
sich dort in den großen Hotels das Gebaren der Mu-  
siker gemerkt und machte sich eines Abends bei Jonn  
den Spaß, einen dieser nachzuahmen. Er kam aus  
einer Ecke des Saales, geigenspielend und ein italieni-  
sches Liebeslied singend, langsam auf die in bequemen  
Polstersessel ruhig zurückgelehnt weilende Adele zu,  
ließ sich vor ihr, in der Art jener Künstler, auf ein

Knie nieder, verbeugte sich wie diese, den Oberkörper leidenschaftlich hin und her bewegend, vor ihr.

Sein Lied singend, erweckte er in der nun betagten Adele, in der Großmutter, Erinnerungen an vergangene Tage, an Liebe, an glückliche Zeiten. Sie lächelte zufrieden. Ihre Augen leuchteten. Sie hatten den Glanz, das Feuer von früher bewahrt.

Alle, die zugegen waren, hatten Freude an Adolfs Scherz. Es wurde darüber gelacht. Man begann von Italien zu sprechen, erzählte von dem dunkelblauen Himmel, von den blendendweißen Wolken, den majestätisch einbrechenden Nächten, dem hell prangenden Abendstern, vom purpurnen, blutroten, goldgelben, smaragdnen Licht, mit dem sich der Tag der Nacht ergibt. Es wurde eingeschenkt — und schon war die Aufmerksamkeit anderem zugewandt.

Übermut, gepaart mit Herzlichkeit, herrschte unter denen, zu welchen nun auch Jonn gehörte.

Manuel war an jenem Abend nicht mit dabei gewesen, kehrte einige Tage später von einer Reise, die ihn nach Österreich geführt, zurück. Als er von Adolfs Einfall vernommen, war er unauffällig hinausgegangen. Nach einer Weile kam er, ein halbgefülltes Glas Champagner in der Hand, hin und her wandelnd, wie wenn er nicht mehr gerade gehen könnte, wieder herein. Im Gehen sang er den damals neuen Schlager, den er in Wien gehört: «Ich komme eben vom Souper.»

Das Lied erheiterte. Manuel erntete Beifall.

Festlichkeiten folgten einander.

Während des Aufbrechens wurden zu erneutem

Zusammensein Vereinbarungen getroffen — für den folgenden Tag, für übermorgen, für mittags, für abends. So ging es weiter, dauerte Jahr um Jahr — glückliche Menschen, glückliche Zeit mochte mancher denken. Wie lange würde sie dauern, wie enden?

\*

In Jonns Haus war dank seinem Koch und der zahlreichen Dienerschaft ununterbrochen alles zu Empfängen und Unterhaltungen bereit. Dennoch war Paul selten zugegen. Ihm, dem «Tarata», genügten die vertraulichen Zusammenkünfte nicht, sie waren ihm nicht ausgelassen genug. Er zog zumeist vor, Stürmerischem nachzugehen, und wo er mit dabei war, brachte er Tolles, Unsinniges, Erheiterndes.

Zu einem Mahl, an dem nicht zu fehlen ihm Jonn ganz besonders empfohlen, war er erschienen, hatte sich ruhiger als sonst gezeigt, sich dann in heiterer Stimmung erhoben, sein Glas geleert und gerufen: «Drum sag ich's noch einmal, schön ist die Jugendzeit — ich will sie holen.»

«Ja, ja», war ihm, während er sich entfernte, nachgerufen worden.

«Was wird er wohl bringen?» wurde rechts und links gefragt.

Es wurde von anderem geplaudert, kaum mehr an ihn gedacht, als von der Halle vor dem Eßsaal her ein leises Trommeln hörbar wurde.

Es kam näher.

Die Türe ging auf und Paul erschien, ein Kindertrömmelchen schlagend.



Er hatte sich als Soldat phantastisch verkleidet, trug den alten Waffenrock seines Vaters mit Epauletten aus Reisbürsten, an denen die eine Hälfte abgeschnitten war, hatte ein weißes, schlotterndes, viel zu kurzes Beinkleid, auf dem Kopf den schweren, alten Tschakko, oben an Stelle des Knaufes eine Zwiebel. Seine Füße steckten in grobgenagelten Bergschuhen. Aus Borsten hatte er sich stachelige, fürchterliche Augenbrauen und einen ebensolchen Schnurrbart gemacht.

In diesem Aufputz ging er kurzen Schrittes, keine Miene verziehend, mit dem größten Ernst das Trömmelchen rührend, zweimal um den Tisch herum und wieder hinaus.

Es gehörte eine Unverfrorenheit dazu, in solchem Aufputz in einem Saal aufzutreten, in welchem eine elegant gekleidete Gesellschaft beisammen war. Wie leicht kann einer mit dergleichen nicht nur Gelächter erzeugen, sondern sich zum Gespött machen. Bei ihm war dieses ausgeschlossen. Alle hatten an seinem Trömmelchen, der Zwiebel, dem Borstenschnurrbart und dem übrigen Spaß.

\*

Wer Paul näher kannte und ihn aufmerksam beobachtete, konnte zuweilen bemerken, daß, wenn sich alle um ihn freuten, eine Wolke von Traurigkeit wie ein Schleier über sein Gesicht ging. Walter war es aufgefallen. Er hatte Manuel darüber gesprochen, beide waren zum Schluß gekommen, daß vielleicht in der kleinen Fabrik mit dem puffenden Motor nicht alles in bester Ordnung sei. Wohl konnten, ob der Betrieb gut oder schlecht ging, die beiden Inhaber namhafte

Summen erheben und ein flottes Leben führen; aber es war dennoch denkbar, daß dem von Paul «schöpfen gehen» Genannten einmal ein Ende gemacht werden könnte.

Jonn hatte sich nie um die von Paul erhobenen Beträge gekümmert. Nachgerade hatten sie aber eine solche Höhe erreicht, daß von Jonn Deckung verlangt wurde und sich bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß das von Paul Bezogene in die Hunderttausende ging.

Glücklicherweise konnte der, den dies traf, es ertragen. Für Jonn machte es nicht viel aus, aber das Stadtgerede hierüber ärgerte ihn.

Mit den Freundschafts- und den Verwandtschaftsbanden ist es, wenn Geldfragen sie trüben, böse bestellt. Die beiden, die sonst immer innig zueinander gehalten, sahen sich nicht mehr...

Pauls Fabrik wurde, weil unrentabel, nicht weiterbetrieben, sie wurde geschlossen. Er sah sich nach einem andern Erwerb um.

Niedergeschlagen war er nicht, solches gab es bei ihm nicht. Frohen Mutes, erhobenen Hauptes suchte er nach einem Auskommen, fand schließlich eine bescheidene Stellung in einer bedeutenden Stadt Deutschlands.

Während er sich umgesehen, war er bei einem Beamten eingeführt worden, hatte der Tochter des Hauses von Heirat gesprochen und Walter begeistert geschrieben: «Mit diesem Mädchen werde ich mich vermählen.»

Eines Abends erschien unerwartet, während Paul sich mit Bekannten in einem Café vergnügte, jenes

Mädchen. Es gesellte sich fröhlich zu ihnen, erzählte, sie sei ohne Abschied zu nehmen von zu Hause fortgereist, um sich mit Paul zu verheiraten.

Walter, dem er dieses frohlockend mitteilte, schrieb ihm: «Du wirst doch sicherlich nicht eine Tochter, die ihren Eltern davonläuft, Deine Frau werden lassen. Wie ihnen kann sie es auch Dir einmal machen.»

«Sie hat, indem sie mir nachgereist ist, gezeigt, wie sehr sie an mir hängt. Die Herren meines Stammes sind alle der Ansicht, daß ich sie heiraten soll.»

So klug Paul sonst war, er hatte nichts Triftigeres zu entgegnen gewußt.

«Du hast nicht so sehr auf jene, sondern auf Deine Eltern und andern Angehörigen zu achten», hatte Walter ihm erwidert und hierauf die Antwort erhalten: «Ich weiß es, kann aber nicht anders. Das Mädchen ist nicht mit den zu uns gehörenden zu vergleichen. Ich werde nie verlangen, daß sie von ihnen aufgenommen werde.»

So kärglich Pauls Einkommen war, er heiratete.

Einige Monate später kam die erfreuliche Nachricht, daß es ihm gelungen war, von einem bedeutenden Unternehmen der Automobilbranche, von «Peters Union», die Generalvertretung für ein über die Schweiz und im Süden bis Mailand und Nizza reichendes Gebiet zu erhalten.

Autoverwendung war in den Anfängen. Paul war rührig, tüchtig, geschickt. Es dauerte nicht lange, bis er in günstigen Verhältnissen war.

Wieder fing bei ihm ein flottes, verschwenderisches Leben an. Bei seinem Charakter konnte es nicht an-

ders sein. Er wohnte in einem prächtigen, das «Weiße Schloß» genannten Haus. Zudem hatte er, wie er behauptete, der zarten Gesundheit seiner Frau wegen, in Nizza eine reich ausgestattete Villa. Wenn ihm gutmeinend hierüber Abfälliges bemerkt und empfohlen wurde, sparsamer zu sein, an die Zukunft zu denken, meinte er voll Selbstvertrauen, dieses brauche er nicht, er werde sich immer durchzubringen wissen.

SORGEN

Die außerordentlichen Erfolge, die Petersen mit Fuchsin erzielt hatte, hinderten ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auch andern Farben zuzuwenden. Er hatte, um solche herzustellen, tüchtige Kräfte in seinem Geschäft aufgenommen. Der Vertrieb seiner Produkte war derart, daß, obwohl die Fuchsin-Preise erheblich gesunken, die Jahresgewinne weiter gestiegen waren.

Die Farbenindustrie war in vollem Aufschwung. In seinem Werk, wie nahezu in allen, in denen Farben erzeugt wurden, endeten die Jahresabschlüsse mit Gewinn. Plötzlich, unerwartet, wurde es damit anders. Ein Jahresabschluß zeigte Verlust, und das darauffolgende Jahr brachte noch größeren Rückschlag.

So viele Auf und Nieder Petersen erlebt hatte, derartiges war ihm nie zuteil geworden. Der Absatz fehlte. Es war, als wollten Bestellungen nicht mehr einlaufen. So gut, so wertvoll seine Fabrikate waren, es war schwer, nahezu unmöglich, Käufer für sie zu finden. Er hatte von alters her sein Augenmerk stets auf die chemische Entwicklung seines Unternehmens gewendet, sich nie sehr um die Verkaufsorganisation gekümmert, bequem gefunden, an Zwischenhändler statt an Konsumenten zu verkaufen. Die Konkurrenz dagegen hatte diese aufgesucht, ihre Kundschaft an sich gezogen, die Zwischenhändler waren hierdurch

in schwierige Lage gekommen, kleine Abnehmer geworden oder sogar gänzlich weggefallen.

Der Absatz bei Petersen hatte zu schrumpfen begonnen, statt Gewinn hatten sich Verluste ergeben.

An Stelle der Händlerkundschaft Konsumentenabnehmer zu finden, war, der Kosten und Schwierigkeiten wegen, die dies verursacht haben würde, nicht möglich. Der Ausbau einer Vertriebsorganisation war, als es hierzu die richtige Zeit war, versäumt worden; dieses Versäumte war nicht mehr gutzumachen.

Ähnlich wie seinem Werk erging es damals manchen Unternehmen der Konkurrenz. In einzelnen wurde die Arbeit gänzlich eingestellt, andere vereinigten sich mit kaufmännisch kräftigen. Eine «Konzentrationsbewegung» hatte begonnen. Einige Unternehmen erlangten durch Umwandlung in Aktiengesellschaften die Möglichkeit zu weiterem Bestehen. Wiederholt war Petersen auf Bankanfragen hin die Möglichkeit eröffnet worden, sein Unternehmen in dieser Weise in andere Bahnen zu lenken. Er hatte jedoch jedes dahinzielende Anerbieten abgelehnt, an seinen, der Vergangenheit angehörenden Anschauungen festgehalten, sein Werk in altgewohnter, patriarchalischer Art von allem und jedem unabhängig weitergeleitet und dieses fortgesetzt, nachdem es statt wie früher Gewinn, Verluste zu bringen begonnen hatte.

Walter, der häufig angeregt hatte, daß in kaufmännischer Beziehung anders vorgegangen werden sollte, war auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen. Die neue Lage der Dinge benachteiligte ihn um so mehr, als er, solange das väterliche Geschäft in

Betrieb blieb, unmöglich in seinem Fach anderswo unterkommen konnte.

Ein mit ihm befreundeter Fabrikant, Besitzer eines bedeutenden Installationsgeschäftes, mit dem er sich beriet, schlug ihm vor: «Sie könnten bei mir eintreten. Sie haben Sprachkenntnisse, Umgangsformen, würden sich bei mir einarbeiten, sich dann als Reise-Ingenieur für den Verkauf meiner Installationen betätigen können. Das Weitere würde sich finden.»

Walter hatte dies seinem Vater mitgeteilt, worauf ihm dieser, die schlimme Lage seines Geschäfts einsehend, empfahl, den Vorschlag anzunehmen.

«Du hast mich seinerzeit verhindert, Diplom-Ingenieur zu werden. Es wäre besser gewesen, Du hättest mir meinen Willen gelassen und ermöglicht, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Ich wäre weiter gekommen und meine Laufbahn wäre nicht zerfallen, wie es jetzt der Fall ist.»

Dieser Vorwurf war bitter. Nachdenklich blickte Petersen vor sich hin. Seine Augen wurden naß. «Ich meine es gut mit Dir, nur zu gut», erwiderte er traurig.

So bitter Walters Bemerkung war, bitterer noch war es, an das, worauf er hatte verzichten müssen, zu denken.

Er arbeitete sich bei all dem dennoch energisch in die neue Lage ein, erwarb rasch Gewandtheit für seine neue Tätigkeit, fand hierauf Gelegenheit, sich als Reisevertreter für bedeutende Firmen selbständig zu machen.

Seine Arbeit bestand darin, Aufträge zu erlangen

und Verträge für Lieferungen, die oft hohe Summen betragen, zur Unterzeichnung zu bringen.

Hin und wieder kreuzten sich seine Wege mit denen seines Bruders Paul. Die beiden verweilten dann, wie es sich eben traf, beieinander.

Paul, immer heiter, erzählte, wie ihm alles gelinge, sprach von wohlhabenden Automobilbesitzern, von Festen, Belustigungen mit ihnen. Es war zu erkennen, daß er gute Einnahmen erzielte. Woher wäre sonst das viele Geld, das er mit vollen Händen ausgab, hergekommen — unerwartet trat hierin eine Änderung ein.

Zufällig war Walter ihm in einem Eisenbahnwagen begegnet. Paul zeigte sich im Gespräch, in seinen Äußerungen, in seinem ganzen Wesen nicht wie sonst. Sein Gesicht hatte nicht die bei ihm übliche Frische, sondern eine gelbliche Farbe, etwas, das bei ihm immer dann, wenn er sich besonders geärgert hatte, eintrat. Ungewöhnliches schien ihn zu plagen. Von dem ihm eigenen, fröhlichen, hochtrabenden, protzigen Wesen war nichts mehr zu merken. Die Art, wie er seines Bruders Hand ergriffen, sie gehalten, ihm tief in die Augen geschaut hatte, wie er, ihm gegenüber sitzend, sorgenvoll um sich blickte, alles an ihm war befremdend.

«Wie geht es Dir?»

«Schlecht», war Pauls Antwort.

Auf weitere Fragen erzählte er, daß er seine Hauptvertretung verloren habe. «Peters Union» war mit andern Firmen syndikiert, fusioniert worden. Die Zeit der «Konzentrationsbewegungen», unter der auch seines Vaters Geschäft litt, hatte sich in allen Indu-

striezweigen geltend zu machen begonnen. Wer nicht mitmachte, wurde erdrückt.

«Ich muß schauen, wie ich mich durchschlagen kann, habe nichts Rechtes mehr an der Hand. Ich ging eine Association mit dem Besitzer einer Auto-reparaturwerkstätte ein, verschaffte ihm Bestellungen, aber es schaut dabei nichts für mich heraus. Der Mann ist nicht zuverlässig. Ich mühe mich umsonst ab.»

«Was betreibst Du sonst noch?»

«Verkauf von Autolampen, Kram, mit dem man nicht das kalte Wasser verdient.»

«Du gelangst sicher bald wieder zu Besserem», entgegnete Walter ermutigend.

«Als das Autofach etwas Neues war, war es ein Kinderspiel, voranzukommen. Jetzt ist es damit vorbei. Außerdem ist der Geschäftsgang nicht wie er sein sollte. Du wirst dies wohl auch verspüren.»

Walter merkte nichts hiervon. Nachdem er für den befreundeten Fabrikanten, der ihm aus seiner unangenehmen Lage geholfen hatte, nahezu alle Länder Europas besucht und sich dann als Reisevertreter selbständig gemacht, war es ihm gelungen, vollauf das für seinen und der Seinen Unterhalt Nötige zu erringen. Die im Handel Beschäftigten zeigen sich, wie es ihnen ergehen mag, gewohnheitsmäßig nie mit der Geschäftslage zufrieden. Er erwiderte: «Es könnte besser sein. Wie ist es mit Deiner schönen Wohnung, hast Du sie aufgegeben?»

«Nein, obwohl ich für die Miete nicht mehr aufkommen kann, will der Eigentümer des Hauses nicht, daß ich fortziehe.»

«Eigentümlicher Vermieter.»

«Er ist mir ein Freund.»

Paul war Freund mit allen oder glaubte bei seinem optimistischen, heiteren Charakter Freund eines jeden zu sein.

In der nächsten Station angelangt, stieg er aus. Walter fuhr weiter.

\*

Einige Wochen später trafen die beiden wieder, und zufällig wieder in einem Eisenbahnwagen, zusammen.

Der Zug fuhr dem Neuenburger See entlang.

Traurig schweifte Pauls Blick über den glitzernden Spiegel des Sees.

«Ich habe mein liebes Frauchen verloren», stöhnte er. Noch nie hatte er, weder bei Walter noch bei irgendeinem seiner andern Angehörigen, die Rede auf sie gebracht. Seine Ehe war außer durch die Art, wie sie zustande gekommen, auch sonst eigenartig und wurde von seinen Freunden als «übermodern» bezeichnet. Sie war kinderlos. Wer die zwei sah und nicht näher kannte, nahm gewöhnlich an, es verbinde sie nur eine gute Kameradschaft.

«Was ist aus ihr geworden?» meinte Walter. «Hat sie Dich verlassen?»

«Sie ist gestorben», war die Antwort.

Nach einigen Worten inniger Teilnahme blieb Walter still. Dann fragte er: «Was wirst Du mit Deiner Villa in Nizza anfangen?»

«Sie ist nicht mein, wir hatten sie nur in Miete. Nur die Möbel und der sonstige Hausrat gehören mir. Viel teures Zeug. Es sollte verkauft werden. Ich

konnte mich jedoch nicht damit befassen, traf mit dem Eigentümer der Villa ein Abkommen, wonach er sie mit allem, was darin ist, vermietet hat.»

«Was zahlt er Dir für das so Geliehene?»

«Nichts. Er betrachtet es als kostenlos ihm in Verwahrung gegeben.»

«Merkwürdiges Abkommen, nicht günstig für Dich, denn solange das Haus vermietet ist, kannst Du nicht über Dein Eigentum verfügen.»

«Allerdings, aber ich konnte nicht anders, war mit allem möglichen geplagt. Seither ist es nicht besser geworden. Was soll aus mir werden, Walter, wenn ich nicht bald etwas bekomme, das Greifbares ergibt.»

Unglücklicher, dachte Walter, der Ähnliches und noch Schlimmeres durchgemacht hatte.

Die beiden begaben sich in den Speisewagen.

Am gedeckten Tisch wurde Paul etwas munterer. Die bloß durch schmale Wandstreifen voneinander getrennten Fenster gestatteten überallhin freien Ausblick. Sie fuhren durch Gegenden, die nie unter Armut gelitten. Auf der einen Seite lagen reiche, in der Sonne erglänzende Weinberge, Berghalden, Städte, Dörfer, behäbige Ortschaften, lachende Gefilde, auf der andern bald schmale, bald breite Uferstreifen des Sees, hinter ihm in flammendem Blau die schneebedeckten Bergspitzen der Alpen.

Das Ende des Sees wurde erreicht. Dem Reisenden tut es leid, ihn zu verlassen, aber gleichsam wie um ihn zu trösten, breiten sich nach kurzer Fahrt durch üppiges Hügelland der prächtige Genfer See und dahinter die Savoyer Berge vor ihm aus.

Still, nachdenklich saßen die beiden, betrachteten

die tief unter ihnen sich ausbreitende silbern schillernde Wasserfläche — der eine mit Sorgen, der andere betrübt, ihn nicht aufrichten zu können.

In Lausanne angelangt, trennten sie sich.

\*

So sehr Paul sich wieder emporzukommen bemühte, es gelang ihm nicht mehr. Nie hat er sich mehr wie früher fröhlichen Lebens erfreuen können.

KRANKHEIT

Petersen hatte sich nach Walters Austritt noch einige Jahre bemüht, sein Werk wieder in richtigen Gang zu bringen, jedoch vergeblich. Schließlich hatte er den Betrieb eingestellt, sich von allem Geschäftlichen zurückgezogen.

Er hatte auch, weil Adele kränkelte, das beschwerliche Hin- und Herziehen vom Land in die Stadt aufgegeben, wohnte nun mit ihr das ganze Jahr auf der Rheinlehne.

Bei Jonn hatten ähnliche betrübende Änderungen stattgefunden. Das Millionenvermögen, das, als er noch sehr jung war, auf ihn übergekommen, war sein Verderben. Es hatte ihn zu sehr zu rast- und ruhelosem Lebensgenuß verleitet. Seine Gesundheit hatte darunter stark gelitten, war untergraben worden. Tagsüber durchstreifte er auf der Jagd Felder und Wälder, abends saß er im behäbigen Dorfwirtshaus mit fröhlichen Gästen zusammen oder eilte nach Hause, um sich dort bis tief in die Nacht hinein zu vergnügen; dies mußte zu einem schlechten Ende führen.

Stundenlang konnte er im Wald auf Anstand harren oder auf einer Rheininsel in Schnee und Eis auf Wasserwild lauern, kam abgezehrt heim und statt auszuruhen, verbrachte er den Abend mit Gästen, schmausend, rauchend, trinkend — ein Kräftigerer als er hätte dies nicht ertragen.

Eines Frühjahrs schien es, Jonn magere bedenklich ab. Anfangs achtete niemand darauf, auch er kümmernte sich nicht darum.

Sein Freund Adolf und ein anderer Arzt, den er wegen einer Erkältung gesprochen, stellten an ihm den Beginn von Schwindsucht fest, rieten ihm allen Ernstes, Vorsichtsmaßnahmen zu beobachten. Es war vergeblich, er kehrte sich nicht daran, blieb bei seinen Gewohnheiten.

Ein Jahr verging, ohne daß er das Geringste an seiner Lebensweise geändert hätte.

Sein Zustand verschlimmerte sich.

Der Winter nahte.

Auf Drängen der Ärzte mietete er eine Villa in dem für Lungenkranke berühmten Davos und zog dorthin.

So schön alles in dem berühmten, hoch im Gebirge gelegenen Kurort war, ihm gefiel es dort nicht. Seine Freunde und Bekannten fehlten ihm. Er lud sie zu sich ein. Diese und jene kamen. Sie konnten nicht immer bei ihm verweilen.

Kaum war das Frühjahr angebrochen, war er wieder zurück, begann wieder sein früheres, bewegtes Leben.

Die Ärzte forderten ihn auf, sich vorzusehen, den nächsten Winter hoch in den Bergen zuzubringen, um da zu verweilen, wo blauer Himmel, reine, stärkende Luft und Sonnenschein zu finden sind, während über Tal und Niederungen Wolken und Nebel ziehen; — es war vergeblich, er befolgte ihren Rat nicht.

«Weißt Du, was das heißt?» hatte er, drei Finger der Rechten erhebend, Walter gefragt. «Ja— siehst Du, so habe ich geschworen, als ich Davos verließ,

und zu mir gesagt, einmal und nicht wieder, nie bringt man mich wieder dazu, einen Winter in einem Luftkurort zu verbringen.»

Trotzdem dort inmitten der Bergespracht, zu allem Wunderbaren des Hochgebirges, Zerstreungen und Unterhaltungen vollauf zur Verfügung standen, hatte er sich gelangweilt. Wie vielfach an Lungenkranken zu beobachten, wollte er das Dasein, ohne auf das für ihn gesundheitlich Notwendige zu achten, genießen.

Sein Zustand wurde schlimmer. Das Übel hatte von der Lunge auf andere Organe übergegriffen. Die ihm Nahestehenden wußten, wie sehr er litt, hatten von den Ärzten erfahren, daß Jonns innere Organe von Tuberkeln durchsetzt seien. Hohläugig, dünn, sah er aus, und änderte dennoch nichts an seinen Gewohnheiten, wollte von niemandem, auch von noch so erfahrenen Ärzten, keine Einwendungen vernehmen. Wenn ihm einer von ihnen ernstlich solche machte, verließ er ihn, wandte sich an einen andern.

Im Rachen und Kehlkopf hatten sich Schmerzen eingestellt, hierüber klagend war er zu einem als Autorität für Lungenkrankheit bekannten Professor gegangen, der ihn im Rachen brannte. Es hatte geholfen, auf kurze Zeit, für einige Tage Linderung gebracht, Jonn ermöglicht, sich abends wieder einmal freudig Vergnügungen hinzugeben.

Eine Woche später stellten sich die Schmerzen wieder ein, machten sich wieder empfindlich geltend. Er ließ anspannen, fuhr zu jenem Arzt, verlangte nochmals im Hals gebrannt zu werden, und als er eine Woche nachher wieder mit dem gleichen Ersuchen kam, weigerte sich dieser aus fachwissenschaftlichen

Gründen, ein Brennen oder auch nur ein Ätzen vorzunehmen.

Jonn bat dringend darum, flehte, wollte wieder im Hals gebrannt werden. Schließlich simulierte der Arzt das Brennen, um scheinbar des bedauernswerten Patienten Wunsch zu erfüllen. Es war nicht mehr möglich, ohne Schaden anzurichten, chirurgisch oder medizinisch Linderung herbeizuführen.

Am folgenden Tag klagte Jonn über Übelkeit und Brechreiz; er behauptete, es liege Vergiftung vor, sein Koch habe ihm sicherlich Verdorbenes zubereitet. Eine Woche nachher stellte sich dasselbe Übel wieder ein, stärker noch als zuvor. Einige Tage später wiederholte sich dieses.

Was zu befürchten war, trat ein. Der leutselige, freigebige Bachofen-Petersen, der letzte der Bachofen von Greifensee, erlag seiner Krankheit.

An einem goldenen Becher, der seit Generationen auf den Stammhalter der Bachofen übergegangen, waren rundum auf Schildern ihre Namen eingraviert. Merkwürdigerweise war nur ein letztes Schild für ihn, den letzten der Bachofen, noch frei. Sein Name wurde darauf angebracht und Ada schenkte den Becher sowie anderes Wertvolles, darunter ein von dem Maler Sandreuter meisterlich ausgeführtes Bild von Jonns yierspännigem Rennwagen, dem Museum der Stadt.

\*

Adele, die seit längerer Zeit kränkelte, hatte des Schwiegersohns Hinschied noch erlebt. Ein Jahr später ereilte der Tod auch sie. Ihre jeden beglückende Heiterkeit, das Aufflammen ihrer Augen war dahin.



Ihr Grübeln über das herannahende Ende verfinsterte ihren sonst immer sorgenlosen Blick.

Walter war vor einer Abreise zu der bettlägerigen Mutter gegangen, ihr einen Besuch abzustatten.

«Wir werden uns nicht mehr sehen. Dies ist Dein letzter Abschied von mir», bemerkte sie traurig.

«Sprich nicht so. Du bist seit langer Zeit krank, kannst noch lange leben, so schnell geht es mit dem Sterben nicht. In zwei oder drei Tagen bin ich wieder zurück.»

Er hatte ihr Hoffnung und Zufriedenheit geben wollen.

«Ja, schnell geht es mit dem Sterben nicht. Ich weiß davon zu reden, bin seit langer Zeit leidend», seufzte sie vor sich hin, «jetzt ist es damit zu Ende, wenige Stunden noch und ich bin nicht mehr. Dies ist unabänderlich.»

Er hatte ihr wieder tröstend zugesprochen, sie ihm jedoch nur gleichgültig zugehört.

«Ich vermag mir nicht zu denken, wie es sein würde, wenn Du nicht mehr unter uns wärest. Nie mehr würde es Freude, nie mehr gutes, herzliches Lachen geben», meinte er.

Sie lächelte.

Mit den letzten Worten hatte er berührt, was ihr das Liebste auf Erden war. An der Seite ihres Mannes und ihrer Kinder sich ihrer aller zu erfreuen. Sie lächelte, wie der Himmel lächelt, wenn verwehte Wolken ihn umziehen, Sonnenstrahlen sie durchbrechen. Es war das Lächeln einer Sterbenden. Ihre Züge gestalteten sich wieder ernst. Sinn für Irdisches hatte sie nicht mehr.

«Gehe nun, mein Sohn», sagte sie ruhig. Er küßte sie, verabschiedete sich, ging betrübt, sein Gesicht verbergend, der Türe zu.

«Gehe nicht so von mir», rief sie ihn zurück.

In ihrer Herzengüte wollte sie nicht, daß er unzufrieden von ihr scheidet. Sie empfand seine Traurigkeit als Vorwurf.

Er suchte seinem Gesicht einen milden Ausdruck zu geben, wandte sich um, trat wieder zu ihr, nahm nochmals Abschied.

«Auf Wiedersehen, liebe Mutter.»

Er wußte, wie gerne sie diese Anrede hörte. An der Türe angelangt, fügte er, sich umwendend, bei: «Übermorgen bin ich wieder zurück.»

Sie nickte, vor sich hinschauend, sah nicht mehr nach ihm. Ihre Gedanken waren auf das Geheimnisvolle, uns allen Unbekannte, das dem irdischen Dasein folgt, gerichtet.

Wie sie oft hervorgehoben hatte, für sie war der Umstand, daß die Erde einst ein Feuerball, auf dem organisches Leben unmöglich entstehen noch bestehen konnte, ein Beleg dafür, daß wir Überirdischem entstammen und zugehören.

Als Walter von der Reise zurückkam, hatte Adele für ihre Umgebung kein Bewußtsein mehr. Schweren Atems lag sie da, die Arme beidseitig ausgestreckt, die Hände langsam, gleichmäßig auf und niederbewegend, die Augen weit geöffnet, starr auf eine Stelle ins Leere gerichtet. Ihr Blick war, als habe sie unermeßlich Großes, Prächtiges, Bewunderung, Staunenerregendes einer andern Welt vor Augen. Was war vor ihr? Was sah sie?

Leben war noch in ihr, wo war ihr Geist?

Wer wüßte ihr hierauf zu antworten.

Walter setzte sich neben sie, legte eine Hand unter die ihre, hoffte, daß seine Gegenwart seiner Mutter vielleicht bewußt sei.

Es wurde Nacht. Alle, die nach der Kranken zu sehen gekommen, waren fort. Ihr Gemahl, achtzigjährig, altersschwach, vom Wachen bei ihr ermüdet, war zur Ruhe gegangen.

Walter wachte bei der Sterbenden, seine Hand stetsfort unter der der Sterbenden haltend.

Stunden vergingen. Er wartete, dachte, im Augenblick des Todes, im letzten Aufflackern des Lebens werde seine scheidende Mutter vielleicht durch einen Händedruck Abschied von ihm nehmen.

Der Morgen graute.

Das Atmen und das Auf und Nieder der Hände erlahmte, wurde schwächer, allmählich kaum erkennbar — Adeles Hand fiel in die des neben ihr Harrenden.

Sie hatte aufgehört zu leben. Ihr Geist war in die uns allen unbekannt, unergründliche Sphäre des Weltalls entschwunden.

DAS ENDE

Die industriellen Fortschritte und Erfindungen, die den europäischen Ländern Wohlstand und Reichtum gebracht hatten, bewirkten, daß sich Länder anderer Kontinente der Industrialisierung zugewendet hatten. Geschäftlich Reisende waren hierdurch gezwungen worden, den Wirkungskreis ihrer Tätigkeit weiter und weiter auszudehnen. Für Walter war dies in hohem Maße der Fall. Seine Vorliebe für Gebiete, die Urwüchsiges und Eigenartiges bieten, veranlaßten ihn, solche überall wo er Gelegenheit hiezu fand, aufzusuchen.

\*

In den Balkanländern durchstriefte er Wälder, in denen Bären hausen, nachts hungrige Wölfe heulen.

In der Nähe von Syrakus stieg er in die sich weithin unter der Erde ausdehnenden Katakomben hinunter, sah die Kapelle, in der die Christen im geheimen ihrem Kult einst nachgingen, den Altar, an dem der Apostel Paulus gepredigt hat, ging unweit davon in die erstaunliche Echos gebende Höhle, aus der, anscheinend allen physikalischen Gesetzen entgegen, ein Hauch als lauter Schall, das Zerreißen eines Papierfetzens als donnerndes Krachen zurückklingt.

In der Saharawüste erlebte er Siroko-Sturmwind, bewunderte dann abends die merkwürdigen, durch den in der Luft zurückbleibenden feinen Staub des Wüstensandes hervorgebrachten Farbenerscheinun-

gen: der Himmel leuchtete rein schwefelgelb, die untergehende Sonne darin wie ein blasser, fahler Mond.

Aus dem warmen Süden wanderte er in den trauten Norden, durch heimatliche Täler, Seen entlang, kam über Meere, fuhr an den trotzig aus den Wellen ragenden Felsen Helgolands vorbei, sah die aus dem klaren Blau des Golfstroms wie aus flüssigem Kristall tauchenden Guernsey-Inseln.

Seine Fahrten führten ihn über den Atlantischen und über den Stillen Ozean. Das größte Weltmeer, die Stelle, wo vor Milliarden Jahrtausenden sich unser Mond von der Erde trennte.

Von Osten nach Westen, von Westen nach Osten reisend kam er um den ganzen Erdrund, nach Japan, China, Australien.

In Südamerika besuchte er seinen seit Jahrzehnten nicht mehr gesehenen Freund Euler. Diesem hatte das Schicksal ermöglicht, sein Dasein nach dem in der Jugend gemachten Plan zu gestalten. Er war oberster Ingenieur der brasilianischen Eisenbahnen, sechstausend Beamte waren ihm unterstellt. Wehmütig berührte es Walter zu denken, daß er nicht eine ähnliche Stellung erlangt hatte, weil er verhindert wurde, die Laufbahn zu verfolgen, die er sich einst erhoffte.

Wohin er auch kommen mochte, er sehnte sich an die Seite Nellys zurück. Deshalb versäumte er keine Gelegenheit, seinen alten Vater aufzusuchen, bei ihm zu verweilen, ihm, seinem Meister, zu lauschen.

Seit Adeles Hinschied lebte Petersen einsam auf der Rheinlehne. Sein Leben ähnelte dem eines Einsiedlers, Tag um Tag allein in dem großen Haus, oder

im Garten, oder auf der Eckterrasse, den Blick über die weite Fläche des Rheines gerichtet. Gedanken hingegeben, überdachte er Vergangenes, Errungenes, Verlorenes, dachte an die mancherlei Auf und Nieder, die er erlebt, und stets wieder an Adele. Es ist gesagt worden, die Männer würden die, die sie geliebt, vergessen. Es gibt Männer, die nie vergessen, was in ihrem Herzen eingeschlossen bleibt.

Wenn im Herbst dunkle Wolken am Himmel hingen, Stürme über das Land fegten, Blätter von den Bäumen fielen, reiste er nach südlichen Gegenden, dorthin, wo der Himmel noch heiter erglänzt. Ein Ausweichen war es, nicht ein Fortziehen. Die Tage würden weiterlaufen, das Wasser fernerhin den Rhein hinunterfließen, bald würde er wieder zurück sein.

Wohin er sich wenden mochte, Walter ging ihn aufzusuchen.

Einmal, während er auf der Reise war, erhielt er von Nelly die Nachricht, sie habe Bericht erhalten, sein Vater sei in Nizza erkrankt. Sofort machte sich Walter auf den Weg dorthin. Wenige Stunden vor seiner Ankunft war der greise Vater gestorben. Tückische Influenza, von der sich der Hochbetagte nicht hatte befreien können, hatte ihn dahingerafft.

Das Leben eines Mannes, der rastlos gearbeitet, schwer zu überwindende Wege gegangen ist und dennoch stets ein warmes, fühlendes Herz bewahrt hat, war dahin.

Das Schicksal war ihm günstig gewesen, hatte ihm eine Stelle angewiesen, in der er Hervorragendes, der Menschheit Nützliches geleistet hatte. Was er erreicht, kann nicht vergessen werden, wird nie verblassen,

wird im Staube der Vergangenheit eine glänzende Spiegelung behalten.

Die beispiellos erfolgreiche Entwicklung der Farbenchemie, das Viele, das aus ihr hervorgegangen ist, gehört zu den schönsten Errungenschaften. Er hatte an ihnen mitgewirkt.

Wenn einmal die Geschichte der Farbenchemie und der Farbenindustrie geschrieben wird, kann nicht umgangen werden, des ältesten, des ersten aller chemisch erzeugten Farbstoffe zu gedenken; dann wird man sich, wie der durch seine Arbeiten über Anilin und Farbstoffe berühmte Professor August Wilhelm Hofmann schrieb, «an den Anbeginn der Laufbahn des Murexids als einer der interessantesten und lehrreichsten Episoden der chemischen Farbstoffe erinnern»<sup>1</sup>, dann wird auch, wenn gründlich vorgegangen wird, zu den Namen der hierbei in Betracht kommenden Männer der Name des Mannes, dessen Geschichte wir schrieben, mit obenan zu stehen kommen.

<sup>1</sup> Siehe Hofmanns Bericht über die Londoner Weltausstellung von 1862.

AUSKLANG

Es war längst unser Wunsch, in unserer Erzählung erwähnte Gegenden zu sehen. Wir waren in Wuppertal. In Gießen besahen wir die Räume, in denen Liebig gewirkt, in Oberhessen die Gegend von Rimlos. Wir waren in Glasgow, Aberdeen, Manchester, Paris.

Bei Augst suchten wir die Stellen auf, wo einst das glänzende römische Augusta Rauracorum gestanden. Es berührt wehmütig, in dessen Ruinen zu wandern.

Vergeblich war es, dort nach den Inseln und Stromschnellen, von denen wir erzählten, zu suchen. Sie sind verschwunden, werden von Wasser, das von dem Wehr eines dort errichteten mächtigen hydro-elektrischen Werkes gestaut wird, hoch überdeckt. Eine weite, seeartige Wasserfläche ist nun da, wo einst Inseln und Klippen waren und brausende Wellen flossen.

Mit keinem andern Fluß sind so viele Wandlungen vorgenommen worden wie mit dem Rhein, und mit keinem sind von seiner Quelle in den Bergen bis zu seiner Mündung in das Meer so viele Erinnerungen aus alten Zeiten verbunden wie mit diesem.

Die Rheinlehne ist kaum mehr erkennbar. Die Garten- und Parkanlagen, nicht oder kaum mehr unterhalten, sind verwahrlost. Die wilden Ufer sind vom reißenden Wasser unterhöhlt worden und stürzten größtenteils ein; sie wurden vermauert. Aus den Gebäulichkeiten wurden Mietshäuser gemacht. Die herr-

liche Eckterrasse, von der aus man prächtige Aussicht genoß, wurde abgebrochen. Auch die an der Rheinlehne vorbeiführende, alte römische Heerstraße ist anders. So breit sie war, sie wurde noch mehr verbreitert, ist nun Teilstück der den Norden und den Süden Europas verbindenden, großen Autostraße. Kraftwagen rasen ununterbrochen da vorbei, wo sich früher ruhiger Verkehr abspielte.

Petersens Werk, die am steilen Rheinufer stehende alte Hochburg chemischer Industrie, besteht dagegen unverändert weiter, dient unter dem Namen «Chemische Fabrik Schweizerhalle» zur Erzeugung chemischer Schlüsselprodukte. Rundum sind andere chemische Werke entstanden. Schweizerhalle ist ein Zentrum chemischer Industrie geworden.

Ähnliche Wandlungen fanden bei Saint-Denis statt. Auf der großen Ebene von Genevilliers, auf der, soweit sie sich ausdehnt, kein einziges Haus stand, als sich Petersen auf ihr ansiedelte, ist eine Stadt, Ville-neuve-la-Garenne benannt, entstanden. Sie hat ihr eigenes Stadthaus, öffentliche Schulen, Gartenanlagen. Da wo seine Fabrik war, stehen nun, Wandel der Zeiten, eine Kirche, eine Kapelle und ein Pfarrhaus. Die Straße ihnen entlang erinnert an Petersen. Sie wurde, wie an beiden Enden zu lesen, «Straße der Fabrik» genannt. Von dieser sind jedoch kaum noch Spuren zu finden.

Wir suchten vergeblich das Schloß von Labriche und das Haus, in dem Adele gewohnt hat. Sie sind in Um- und Anbauten verschwunden. Der Schloßpark besteht auch nicht mehr. Die Bäume wurden, weil im Schußfeld des Forts von Saint-Denis, während

Kriegszeiten umgehauen, und der Parkweiher aufgefüllt. Ödes Brachland fanden wir da, wo Ferdinand und Adele einst wandelten.

Wir gingen hierauf in Saint-Denis in die uralte Abteikirche, in der während zwei Jahrtausenden die Könige Frankreichs, Merowinger, Karolinger, Capetinger bestattet wurden. Der die Besucher begleitende Küster weist auf ihre Gräber, nennt ihre Namen, die Gräber sind jedoch leer, wurden während Revolutionszeiten aufgebrochen und ausgeraubt. Die Überreste der Könige blieben liegen, wurden später gesammelt und durcheinandergeworfen in einem Gewölbe der Kirchengruft eingemauert.

Das kleine Hinterhaus in Saint-Denis, in dem Petersen zu fabrizieren begann, fanden wir dagegen nahezu unverändert, eine Waschanstalt war darin eingerichtet, davor stand vergessen auf zerfallendem Gemäuer ein verrostendes altes Wasserreservoir.

Die Nische der alten Abteikirche und dieses bescheidene Gebäude geben Anlaß zu Gedanken: dort das Grab vergangener glänzender Zeiten, hier die Geburtsstätte von Leistungen, die der Menschheit Wertvolles gebracht und, weiterentwickelt, stetsfort bringen.

Nachstehend geben wir den Inhalt der für die Entstehung der Farbenindustrie grundlegenden Patente, in vollem Wortlaut, in deutscher Übersetzung.

## I.

*Verfahren zur Fabrikation von Murexid*, von Ferdinand Petersen. Paris 12. November 1855.

Vorliegende Patentanfrage bezweckt, mir ein neues Verfahren anzueignen, den Murexid genannten Farbstoff auf eine einfache und praktische Weise herzustellen.

Es ist bekannt, daß, wenn man eine Lösung von Alloxane und Alloxantin mit Ammoniak oder Ammoniakcarbonat behandelt, man vielfach mehr oder weniger reines Murexid erhält, und in kleineren oder größeren Mengen, je nachdem das Verfahren mit mehr oder weniger Sorgfalt und Genauigkeit vorgenommen ist.

Das neue Verfahren, welches ich anwende, ist folgendes: Ich unterwerfe das Alloxantin in gepulvertem Zustand oder in kleinen Kristallen der Berührung mit Ammoniakgas. Je nach der Konzentration des angewendeten Ammoniakgases findet die Umwandlung des Alloxantins in Murexid mehr oder weniger rasch statt. Um ein vollständiges Resultat zu erhalten, ist es wichtig, die Feuchtigkeit während der Wirkung des Ammoniaks soviel als möglich auszuschließen. Um Murexid vollkommen rein zu erhalten, ist das erhaltene Produkt in reinem Wasser zu lösen, zu filtrieren

ren und kristallisieren zu lassen, oder aus der Lösung mittels Ammoniakcarbonat oder auf andere bekannte Weise niederzuschlagen.

Ich beanspruche, als mein Eigentum, das reine und einfache Verfahren, im allgemeinen alle Derivate der Urinsäure, die zur Bildung von Murexid Anlaß geben können und hauptsächlich Alloxantin in trockenem Zustand mit Ammoniakgas zu behandeln.<sup>1</sup>

## II.

*Erzeugung einer neuen färbenden Substanz*, um mit einer lila oder rötlichen Farbe Seide, Baumwolle, Wolle oder Stoffe zu färben, von William Henry Perkin, London, 20. Februar 1857.

Gleiche Teile von Anilinsulfat und Kaliumbikromat sind in getrennten Teilen warmen Wassers zu lösen, und, wenn gelöst, zu mischen und aufzurühren, was die Bildung eines schwarzen Niederschlages veranlaßt. Nachdem diese Mischung einige Stunden gestanden, ist sie auf ein Filter zu bringen und der Niederschlag gut mit Wasser auszuwaschen, um sie von dem Kaliumsulfat zu befreien, und hierauf zu trocknen. Wenn trocken, ist sie in Kohleteernaphta zu kochen, um eine braune Substanz daraus zu extrahieren und dieser Vorgang muß mehrmals wiederholt werden, bis jene Substanz vollkommen ausgezogen ist. Das Zurückbleibende ist dann in Methylalkohol

<sup>1</sup> In einem Zusatz-Patent vom 10. November 1856 beanspruchte Petersen außerdem noch die Behandlung von trockenem Alloxantin oder von andern Urinsäurederivaten, die zur Murexiderzeugung führen, mit Ammoniakgas gemischt mit Alkoholdampf oder mit einer Mischung von Ammoniakgaslösung und Alkohol oder einer andern Substanz, in der Murexid unlöslich oder weniger löslich ist.

zu kochen, um die färbende Substanz auszuziehen, und der Alkohol ist dann von der färbenden Substanz durch Destillation zu trennen. Wenn die färbende Substanz gebraucht werden soll, ist sie zu pulverisieren, mit einer gegebenen Menge von Oxal- oder Weinsäure, und mit ein wenig Methylalkohol zu befeuchten und dann in siedendes Wasser zu werfen. Die zu färbenden Materialien sind dann einzusenken, die Lösung kochend zu erhalten und, wenn gefärbt, sind sie mit kaltem Wasser zu waschen, um sie von der Säure zu befreien. Die solcherweise gefärbten Materialien sind von lila oder rötlicher Farbe, von sehr dauerhaftem Charakter, deren Stärke der Färbung je nach der Menge der Farbstoffe verändert werden mag.

### III.

*Bereitung von roten Farbstoffen*, von Renard Frères, Lyon, 12. April 1859, London. (Der Text des französischen Patentes von Renard Frères ist in den Archiven von Paris nicht mehr zu finden, wir benützen deshalb hier den englischen Text.)

Diese neuen Farben, von den Erfindern «Fuchiacine» benannt, wegen der Ähnlichkeit der damit erzeugten Färbungen mit der der Fuschia, werden bereitet, indem eine Mischung von Anilin und von Zinnbichlorid Anhydrid zum Kochpunkt erhitzt werden, das Kochen sollte ungefähr während fünfzehn bis zwanzig Minuten erhalten werden. Die Mischung ist anfangs von gelblicher Farbe, dann von rötlicher Farbe, und wird schließlich ein prächtiges Rot, wenn die Proben in Licht gehalten werden, aber als Masse erscheint es schwarz. Wenn die Mischung im ersten

wähnten Zustand und noch immer flüssig, wird sie in Wasser gegossen und das Ganze zum Kochpunkt erhitzt, sie wird, sich zu setzen, kurze Zeit sich selbst überlassen und heiß filtriert, das Zurückbleibende wird wieder mit Wasser behandelt und erwärmt, bis alles durch das Filter geflossen. Die filtrierte Flüssigkeit enthält die färbende Substanz gelöst; um sie zu trennen, wird der Vorteil ihrer Eigenschaft, in salzigen Flüssigkeiten, neutralem Kaliumtartrat, Soda etc. unlöslich zu sein, verwendet; die Salze lösen sich und die färbende Substanz fällt in festem Zustand aus und wird durch Abheben oder Filtration erhalten. Um damit zu färben, wird sie in einem Bad gelöst, oder gewöhnliche salzige oder saure Beizmittel mögen verwendet werden, ausgenommen Mineralsäuren.

Obwohl ich nur Zinnbichlorid mit Anilin gemischt erwähnt, besteht die Erfindung ebenfalls darin, eine rote Farbe zu erzeugen durch Mischen von Anilin mit Quecksilberbichlorid, Eisenteerchlorid oder Kupferprotochlorid und Behandeln der Mischung in vorerwähnt beschriebener Weise betreffend die Mischung von Anilin mit Zinnchlorid.

Anspruch: Ich erkläre, daß ich beanspruche, rote Farben zu erzeugen durch die Behandlung von Anilin mit Zinnchlorid, oder mit Quecksilberchlorid, oder mit Eisenchlorid, oder mit Kupferprotochlorid in der vorstehend beschriebenen Weise<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> In dem Zusatz-Patent vom 27. Oktober 1859 beanspruchten Renard Frères außerdem noch die Behandlung von Anilin oder Toluidin oder Cumidin in der angegebenen Weise mit den genannten Anhydrid-Salzen, um rot färbende Substanzen zu erhalten.